BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06398 803 2

Boston Public Library
Boston, MA 02116

Accessions
245,691

Shelf No.
2899a.61
Vol. 5

FOUNDED 1852
SICUT PATRIBUS SIT DEUS NOBIS
BOSTONIA
CONDITA A.D.
1630.
CIVITATIS REGIMINE, DONATA A.D. 1872.
BOSTON PUBLIC LIBRARY

Exchange

Received Apr. 29, 1878.

M R JUN 31

JUN 18

TO THE READER.

This book is not in good condition. Please use it carefully.

B.P.L. FORM NO. 403; 7.6.26: 20M.

A AUG 26

Sagen und Geschichten

von

dem Lichtenstein und der Nebelhöhle, dem Kloster Bebenhausen, der Waldburg, der St. Georgenkirche zu Tübingen, dem Kloster Blaubeuren, von Hohen-Urach u. s. w. u. s. w.

Von

Ottmar F. H. Schönhuth.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Fischhaber.

B. 16
PUBLIC LIBRARY OF THE CITY OF BOSTON
27c3

Eng
245691
April 29/78

PUBLIC LIBRARY OF THE CITY OF BOSTON

I.

Lichtenstein.

Aus einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels, als wie ein Strahl,
Drauf schaut das Schlößlein Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein.

In dieser abgeschied'nen Au',
Da baut' es eine Ritterfrau,
Sie war der Welt und Menschen satt,
Auf den Bergen sucht sie eine Statt.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seiten gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegossen seyn.

So kann es trotzen Wetter und Sturm,
Die Frau wohnt sicher auf ihrem Thurm,
Sie schauet tief in's Thal hinab,
Auf die Dörfer und Felder, wie in's Grab.

„Die blaue Luft, der Sonnenschein,
Spricht sie, der Wälder Klang ist mein,
Eine Feindin bin ich aller Welt,
Zu Gottes Freundin doch bestellt."

Mit diesem Spruch sie lebt und starb,
Davon das Schloß sich Ruhm erwarb;
Seit wohnte drauf manch ein Menschenfeind,
Und ward in der Höhe Gottes Freund.

Und als vergangen hundert Jahr,
Ein Menschenfeind auch droben war,
Lang hatt' er an keinen Menschen gedacht:
Da pocht' es einsmals an zu Nacht.

„Es ist ein einz'ger vertrieb'ner Mann,
Der Welt Feind wohl er sich nennen kann,
Herr Ulrich ist's von Württemberg,
Zu Gaste will er auf diesen Berg."

Der And're hat ihm aufgemacht,
Er nimmt des Fürsten wohl in Acht;
Er zeiget ihm das finst're Thal,
Das weit sich dehnt im Mondenstrahl.

Der Herzog schaut hinunter lang,
Er spricht mit einem Seufzer bang:
„Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegst du, mein Land!"

„„Auf meiner Burg, Herr Herzog, ja!
Ist Erde fern, doch Himmel nah;
Wer schaut hinauf, und wohnt nicht gern
Im Himmelreich von Mond und Stern?““

Da hebt der Herzog seinen Blick,
Und sieht nicht wieder auf's Land zurück;
Von Nacht zu Nacht wird er nicht satt,
Bis er es wohl verstanden hat.

Und als nach manchem schweren Jahr
Er wieder Herr vom Lande war,
Da hat er Alles wohl bestellt,
Und hieß ein Freund von Gott und Welt.

Wie hat er erworben solche Gunst?
Wo hat er erlernet solche Kunst?
In des Himmels Buch, auf Lichtenstein,
Da hat er's gelesen im Sternenschein.

Es war eine schöne herrliche Zeit, als der Verfasser dieser Blätter noch fühlte, wie unser edler Eduard Mörike:

O flaumenleichte Zeit der dunklen Frühe,
Welch' dunkle Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseyns glühe?

als er, noch kaum entwachsen der Pflege der Alma

Eberhardina zu Tübingen, aus seinem Vikars-Stüblein zu Pliezhausen, einer alten römischen Niederlassung, hinüberblickte zu dem Gürtel der Albberge, und durch das Gebirge hindurch die Fenster des Schlößleins Lichtenstein im Abendsonnengolde strahlten, freundlich zu ihm herüberlugend. Da hat er manchmal den Wanderstab ergriffen, und ist hinüber gewandert der alten Reichsstadt zu, vorüber an einem alten allemannischen Todtenfelde, dann ins romantische Pfullinger Thal und hinauf auf das herrlich gelegene Lichtenstein, wo noch keine stattliche Ritterburg stand, wie jetzt, aber ein niedliches Häuslein auf alten Burgmauern, und er hat gesungen auf diesem herrlichen Burgsitze mit Herz und Mund:

Ach! wie schön auf deiner Höhe,
Trauter Lichtenstein!
Wenn in's tiefe Thal ich sehe,
In dem Abendsonnenschein,
Auf Hügel, auf Wiesen und Fluren und Feld:
Wie schön allum ist Gottes Welt!
Ich möchte mich immer am Anblick weiden,
Ich möchte nimmer vom Lichtenstein scheiden.

Wir sind in Gedanken auf den schönen Lichtenstein gewandert; nun wollen wir aber dem geneigten Leser, um den Gedanken früher oder später zur Wirklichkeit zu machen, einen kundigen Führer empfehlen, der ihn begleite auf dem schönen Gange, und ihm denselben recht genußreich mache. Er selbst, der kundige Weg-

weiser, wird wohl nicht in eigener Person mehr mitgehen, denn er ist lange auf den hohen Bergen und Burgen der Alb herumgestiegen und darüber alt geworden, aber ein niedliches Büchlein gibt er bereitwillig jedem Wanderer mit nach Lichtenstein, und das heißt: „die Ritterburg Lichtenstein, Vorzeit und Gegenwart, von M. C. C. Gratianus“, dem besten Kenner der Alb, ihrer Burgen und deren Geschichten; und davon findet der geneigte Leser einen treuen Auszug in diesen Blättern.

Zu Pfullingen, von der Kreisstadt Reutlingen drei Viertelstunden südlich, öffnet das Echatzthal den Eingang in das Pfullinger Thal, ausgezeichnet durch ungemeine Fruchtbarkeit und die erhabensten Naturschönheiten. Das Thal, eng und tief in das Albgebirge eingeschnitten, wendet sich südlich etwa zwei Stunden lang hinauf zu dem Ursprung der Echatz, zwischen hohen, bald zurücktretenden, bald hervorspringenden Albwänden, und über denselben ragen die kühnen Felsenzinnen der Albkanten, bald ganze Gruppen vielförmiger Felsen, bald einzelne Massen, bald schroffe, bald zackigte Wände zum Himmel. In der Mitte dieses Thals liegt Unterhausen, eine Viertelstunde oberhalb, wo das sich schon merklich verengt, Oberhausen; im oberen engen Thal aber auf hoher Aue liegt Honau, nur etwa 200 Schritte von dem Ursprung der Echatz entfernt. Unmittelbar über Honau auf der Westseite, steigt mehrere hundert Fuß fast senkrecht auf der graue gen Himmel ragende Fels

Lichtenstein, sowohl durch die kühn gebaute Burg auf seiner von der Albwand abgerissenen Vorderzinne, als durch die in ihrer Art einzig schöne Aussicht von der Alb durch das Thal in das tiefste Unterland ausgezeichnet vor allen Höhen der herrlichen Schwabenalb. Der Lichtenstein erreicht 2540 P. F. Höhe über der Meeresfläche, und 775—800 P. F. über dem Honauer Thal. Die Gebirgsart ist der gelblichgraue Jurakalkstein der Alb, der Boden rothbraune Thonerde mit vielen Kalksteinen vermischt.

Ehe wir von der auf diesem Felsen erbauten Burg reden, müssen wir zuerst einer noch viel älteren Burg dieses Namens erwähnen, deren Ruinen noch jetzt unter dem Namen „alte Burg“ bekannt sind, und die eine gute Strecke von Lichtenstein auf südlicher Felskante über dem hinteren Thal liegen. Dieses Alt-Lichtenstein, wie wir es füglich nennen können, liegt nicht so kühn von dem Gebirg abgerissen, wie das vordere Schloß, welches vor dem Blicke liegt, aber es ist durch drei hintereinander liegende Gräben von der Landseite wider Angriffe hinlänglich geschützt. Die Burg war klein und in zwei Theile getheilt: im äußeren, oder Burghof, liegt im Süden ein eingestürztes Kellergewölbe, weiter hin die Burgmauer; gegen Norden führt ein enges Burgthor in den inneren Burgtheil, wo man in der Thormauer noch die viereckigte Höhlung wahrnimmt, in welcher der große Thorriegel vor- und zurückgeschoben wurde. In der inneren Burg an der westlichen Seite führt ein ver-

borgener spitzwölbiger Gang, welcher von der Kunst durch den Fels gehauen oder wenigstens erweitert worden ist, in den Burggraben. Aber weit älter als diese Reste erscheint in der Burg selbst ein uraltes Gemäuer. Auf der Ostseite gegen das Thal hin erhebt sich der mit dem Randfelsen verbundene Grundstock eines noch über zwölf Fuß hohen Festungswerks, etwa wie ein abgebrochener Thurm, mit einer runden rückwärts mit Letten ausgeschlagenen Cisterne, deren Boden mit einer Sandsteinplatte belegt ist. Zweierlei Gemäuer ist an diesem Grundstock sichtbar: das westliche und ein Theil an dem vorderen südlichen Mauerwerk besteht aus großen, roh behauenen fast runden Steinklötzen, welche mit einem grauröthlichen Mörtel verbunden und mit dem Felsen so zu sagen verwachsen sind; es ist theilweise wie vom Feuer geröthet. Das andere angestoßene Gemäuer, wie auch alles übrige Mauerwerk in der inneren und äußeren Burg, ist von gewöhnlichen Bruchsteinen mit Mörtel von Kalk und Sand verbunden, wie wir es bei den Burgen des Mittelalters finden. Zuverläßig ist dieses alte Mauerwerk der Ueberrest eines römischen Wartthurms, denn der edle Forscher und Kenner des Alterthums, Graf Wilhelm v. Wirtemberg, hat im Schutte der Cisterne alte Pfeilspitzen und Bruchstücke von gebrannter rother Sigelerde (terra sigillata) aufgefunden. Einer andern Ansicht ist unser gelehrter M. Gratianus, denn er nimmt an, daß das alte Gemäuer auf Alt-Lichtenstein nicht von den Römern,

sondern von den alten Kelten herrühre, die hier auf dem Lichtenstein einen Feueraltar bauten, von welchem Nachts das heilige Feuer ins Thal leuchtete, gegenüber dem heiligen Sonnenstein (zwischen Honau und Oberhausen) und dem entfernteren Sonnenfels (bei Urach) auf denen allen dem Belin, Bel (Baal) geopfert wurde, welcher zu Belsen einen eigenen Tempel hatte. Wir können diese Ansicht nur für eine sinnige, aber kaum für eine wahrscheinliche erklären; vielmehr nehmen wir an, daß nach Vertreibung der Römer durch die Allemannen der Wartthurm gebrochen und verbrannt wurde.

Vielleicht ein allemannischer Edler nahm diese Höhe in Besitz und baute auf und an den Resten des Wartthurms eine Burg, wie ja die ältesten deutschen Chronisten berichten, daß „die alten Burgen von den grimmen Heiden herkommen.“ Von dieser nannte sich nun ein zahlreiches Geschlecht, das später in zwei Hauptzweige sich theilte, von denen der eine die Burg Lichtenstein ob Honau, der andere die Burg Lichtenstein bei Neidlingen bewohnte. Beide führten ein verschiedenes Wappen, das ältere Geschlecht einen Flügel, das jüngere einen Roßkopf im Schilde. Wir berichten zunächst von denen, die auf unsrem Lichtenstein saßen, und Vasallen der Grafen von Hohenberg, später der Grafen von Wirtemberg gewesen.

Gebhard von Lichtenstein, so wie seine Brüder Sueneger und Bertold sind die ersten, welche urkundlich genannt werden. Der erstere verkaufte ein

gewisses Gut, gelegen zu Gizinanc, an das Kloster Bebenhausen, wegen dessen sich dann ein Streit zwischen dem Abt und den Brüdern Gebhards erhoben, der aber im Jahr 1243 verglichen wurde. — Ritter Gero von Lichtenstein verkauft im Jahr 1245 die Hälfte des Zehenten zu Dußlingen mit Bewilligung seines Lehenherrn Graf Burkhard von Hohenberg an Bebenhausen. — Sueneger v. L. und seine Brüder Ludwig und Gebhard sind im Jahr 1251 Zeugen beim Verkauf der Burg Wittlingen von dem Bischof von Constanz an den Grafen Ulrich v. Wirtemberg; deßgleichen sind sie im Jahr 1254 Zeugen in einer Urkunde des genannten Grafen. Ludwig v. Lichtenstein kommt noch einmal im Jahr 1262, und Gebhard im Jahr 1277 als Vasall des Grafen Ulrich v. Wirtemberg vor. — Zuvor noch im Jahr 1260 kommt ein Conrad von Lichtenstein vor, der eine Gertrud von Horemberg (Hornberg) zur Gattin hatte. — Berthold v. L. ist Zeuge in einer Urkunde des Grafen Ulrich von Wirtemberg im Jahr 1272, ist wahrscheinlich Stifter des Hauses Lichtenstein bei Neidlingen, denn er schenkte im Jahr 1278 dem Frauenkloster Offenhausen Güter zu Ochsenwangen (bei Neidlingen). — Das Jahr darauf vergabt seine Wittwe Ita Güter, Häuser, Zinsen, Zehenten zu Höfingen, Waiblingen, Oßweil, Nekargröningen, Feldhausen, Cannstatt, Echterdingen zu ihrem und ihres Mannes Seelenheil an das Kloster Bebenhausen. Unter Kaiser Ludwig dem Baier und schon früher ist Sueneger II.

v. Lichtenstein ein nicht unbedeutender Mann gewesen; denn im Jahr 1330 wird er Bürge für die Pfalzgrafen von Tübingen, und im Jahr 1331 erhält er von dem genannten Kaiser für geleistete Dienste 200 Pfund Heller, und wird mit dem Herzog Conrad v. Urselingen auf die Landvogtei im Elsaß angewiesen. Er lebte bis ins Jahr 1344. — Um dieselbe Zeit leben Eberhard und Dietrich v. L. Letzterer ist Gründer der Burg Lichtenstein bei Nuifra auf der Südseite der Alb, welche später in Hinter- und Vorder-Lichtenstein sich theilte. — Ein Walz v. L. lebt im Jahr 1330. — Johann v. L., Ritter, wird im Jahr 1366 mit mehreren andern Rittern aufgeführt. — Eine Guta von Lichtenstein ist ums Jahr 1359 Hausfrau Erkingers von Merklingen und ihr Oheim heißt Schad von Lichtenstein. Rafan v. L. erscheint im Jahr 1341 in einer Reutlinger Urkunde; im verhängnißvollen Mai des Jahrs 1377 wurde er in dem blutigen Streite vor der Stadt Reutlingen mit 85 andern Rittern erschlagen. — Ein Gero v. Lichtenstein ist im Jahr 1386 Comthur des Johanniter-Hauses zu Villingen. Um diese Zeit ging bei den Herren von Lichtenstein das Verkaufen an, und es muß kein so großer Wohlstand mehr wie früher bei ihnen gewesen seyn. Schwenger III. v. Lichtenstein, Schwengers II. Sohn, verkaufte im Jahr 1356 alle seine, seiner Mutter und Geschwistrige Güter zu Geradstetten, so wie ein Drittel des Dorfs im Remsthal, um 590 Pfund Heller an die Grafen Eberhard

und Ulrich v. Wirtemberg. Er war es, der die Burg Lichtenstein ob Honau der Herrschaft Wirtemberg zu einem offenen Haus und Lehen gemacht. Er ist wohl derselbe Schwigger v. L., der im Jahr 1388 das Dorf Lütz um 210 Pfund „par Gelt gueter geremmer Heller" an die Bürgerschaft zu Ehingen verkaufte; und im Jahr 1393 veräußert er seine Einkünfte zu Oferdingen an Friedrich Herter.

Dadurch daß Schwenger der Herrschaft Wirtemberg seine Burg Lichtenstein zu einem offenen Haus eingeräumt, und sie solcher Gestalt unter den Schutz mächtiger Herren gestellt, hatte er den Widerwillen seiner Anstößer, der übermüthigen Reutlinger, auf sich geladen. Als daher die verbundenen Städte im Jahr 1388 einen allgemeinen Hauptangriff wider Wirtemberg beschloßen, zogen die Reutlinger vor Trochtelfingen, tödteten 20 Trochtelfinger und nahmen 30 gefangen. Durch die ausgestoßenen scharfen ehrenrührigen Worte des Anshelm von Hölnstein und Schwengers v. L. sind die Reutlinger so sehr erbost worden, daß sie nun auch vor die Burg Lichtenstein rückten, dieselbe einnahmen und besetzten. Die auf der Burg retteten sich vermittelst des verborgenen Gangs durch den innern Burggraben. Nach der für die Städter verhängnißvollen Schlacht bei Döffingen im Jahr 1388 wurde den gedemüthigten Reutlingern die Burg wieder abgenommen. In der Aussöhnung der Stadt Reutlingen mit Graf Eberhard dem Aelteren und Graf Eberhard dem Jüngeren, seinem Enkel, im Jahr 1389,

mußten die Reutlinger sich gefallen lassen: „von wegen des Schlosses Lichtenstein ob Honow gelegen — was andern Städten von Schlössern und Vöstinen wegen, die in dem Krieg gewonnen, widerfahre, das soll denen von Reutlingen von Lichtenstein wegen auch widerfahren, und soll das der Herrschaft gegen Reutlingen nicht schaden, daß sie sagt: Lichtenstein sei ihr offen Haus, und Lehen von ihnen, und daher ein verfallen Gut.“ So blieb die Burg Lichtenstein, ohne daß sie an die von Lichtenstein zurückgegeben worden wäre, der Herrschaft Wirtemberg, ob durch Kauf oder gegen Vergütung mit andern Lehengütern? ist unbekannt. — Seit dem J. 1395 hielten die Grafen ihre eigenen Burgvögte auf Lichtenstein. Ein solcher war im genannten Jahr Otto von Baldeck, und im Jahr 1409 Hans Spät. Die letzten Herren v. Lichtenstein standen im Dienste der Grafen von Wirtemberg: so ist Hans v. L., Herrn Schwengers Sohn, im Jahr 1414 in der adeligen Begleitung des Grafen Eberhards und Sohns auf dem Conzil zu Constanz. Im Jahr 1418 ist Ulrich v. L. unter den Räthen des Grafen Eberhard des Jüngern. Im Jahr 1438 und 1440 verkaufen Johann und Wolf v. L. Engstingen mit Gütern und Rechten zu Bernloch und an vielen andern Orten in der Umgebung der Stammburg an Wolf von Neuhausen. Wohl war um diese Zeit die Stammburg Lichtenstein bereits sehr im Zerfall, denen von Lichtenstein entfremdet, und für die Grafen v. Wirtemberg von keinem großen Werth mehr. Die alte

Burg wurde deßwegen verlassen, und die Grafen von Wirtemberg erbauten ein andres Schloß, in der Entfernung von einer Viertelstunde, auf der von der Albwand abgerissenen Vorderzinne derselben Felsenkante, der sie den nämlichen Namen gaben. Die hintere alte Burg überließ man ihrem Schicksal. Diese von Haus Wirtemberg erbaute Burg ist diejenige, auf der das jetzige Schloß steht. Der alte ehrliche Martin Crusius möge sie uns beschreiben, wie sie gegen das Ende des 16. Jahrhunderts beschaffen gewesen.

„Einen Stückschuß weit von Holzelfingen, gegen Mittag, siehet man das Schloß Lichtenstein, welches nicht groß ist, und auf einem Felsen liegt, so daß die unteren Zimmer in den Felsen gehauen sind. Dieses hat, wie man sagt, eine alte Edelfrau erbaut; man weiß aber nicht, wer sie gewesen, und zu welcher Zeit sie gelebt. Doch ist von alten Leuten erzählt worden, daß sie, da der Bau zu Ende war, gesagt habe: Nun bin ich Gottes Freundin, aber der ganzen Welt Feindin! — Geschah das vielleicht mit Rücksicht auf den Wahlspruch Eberhards des Durchlauchtigen? — Denn sie glaubte, sie sei nun wider Jedermann in demselben sicher. Dieses Schloß ist von den andern Gebäuden abgesondert, auf welche eine lange Brücke geht, unter welcher ein sehr tiefer Graben ist; und auf beiden Seiten sind Felsen, die lange Leitern zum Hinaufsteigen nöthig haben. Auf dem äußersten Theil des Felsen steht das Schloß; vor sich, über der Brücke, hat es Wälder, auf der

andern Seite lustige Gärten, Wiesen und Aecker. Diesem Schloß müssen die Dörfer frohnen, z. B., eines muß das Holz hauen, das Andere muß es dahin führen, das Dritte muß den Mist wegführen, das Vierte muß das Gras abmähen, das Fünfte dasselbe dürr machen und einführen. Gleiches Recht hat auch das Schloß Achalm bei fünf Dörfern. Lichtenstein hat auch einen tiefen Trog in Felsen eingehauen, darein das Wasser von den Dächern geleitet wird; außerhalb einen tiefen Brunnen, bei der großen Scheuer, darin das Vieh ist, und einen Weiher von dem Wasser, das von den Dächern lauft. Unten an der Steig ist ein trefflicher Brunnen, welcher aus dem Felsen hervorquillt — das Brunnenloch, das sich zur Regenzeit ergießt. — Am untern Theil des Schlosses ist ein Vestungswerk auf alte Art gebaut; etwas höher ein herrlicher Pferdestall von viel Ställen und kleinen Kammern, anstatt des Kellers, alles in Felsen gehauen. Wenn man die Stiege hinaufgeht, findet man eine weite und helle Stube mit gegossenem Boden; dergleichen Böden man auch in andern Zimmern und Lauben sieht. Vor der Stube sind Doppelhaken an der Wand. Im oberen Stockwerk ist eine überaus schöne Stube oder Saal, ringsherum mit Fenstern, aus welchen man bis auf den Asperg sehen kann. Darin hat der vertriebene Fürst, Ulrich von Wirtemberg, öfters gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam, und nur sagte: der Mann ist da! so wurde er eingelassen. Im Schloß geht man durch eine Schnecke

hinab, von oben bis zu unterst. Vor noch nicht viel Jahren hat eine vornehme Person eine andere vornehme Person heißen hinunter gehen, und sie eine zeitlang scherzweise eingesperrt. Sie wurde zornig darüber, doch wurde es in ein Gelächter verwandelt. Das Schloß hat im vordern Theil, gegen Aufgang, ein erschreckliches Absehen, wegen der Gähe, daß wenig sind, die hinabsehen können und sich nicht fürchten."

Der Grundstock des Schlosses mit den untern Gemächern, dem Pferdestall (später Hirschstube genannt) und den unteren Casematten, welche eigentlich in den Felsen nicht eingehauen, aber mit demselben durch Mauerwerk in Eins verbunden sind, der in den Felsen gehauene Trog, welcher zur Cisterne gedient hat, und das Außenwerk im Graben, sind noch vorhanden, wie sie Crusius beschreibt. In dem südwestlichen Theil des Grundfelsen streicht eine Höhle nach Osten, zu welcher man aus dem Graben durch einen verborgenen gemauerten Gang über eingehauene Stufen gelangt, von dem innern Schloß aber eine schlottartige Oeffnung herabreicht.

Besonders wichtig sind uns im Bericht des sagenkundigen Chronisten die beiden aus der Nähe des Schlosses Lichtenstein entnommenen Sagen von der muthmaßlichen Erbauerin der Burg und von dem vertriebenen Herzog Ulrich. Wenn wir über die Erbauung des Schlosses bereits berichtet, daß die Grafen von Wirtemberg nach Verlassen der alten Burg eine neue erbauten, so ist es nur eine muthmaßliche

Ansicht, aber sie läßt sich mit der Sage, die M. Crusius gibt, ganz wohl vereinigen. Von Wirtemberg aus ist das Schloß gebaut worden: eine Edelfrau hat sich hier oben einen Wohnsitz gegründet, um von der Welt abgeschlossen zu seyn. Die Sage weiß nicht, wer sie gewesen und zu welcher Zeit sie gelebt — vergleichen wir aber den Ausspruch: Gottes Freundin und aller Welt Feindin — so könnten wir in der Erbauerin auf die herrschsüchtige und stolze Gräfin Henriette von Mömpelgard rathen, welche zuerst mit ihrem Gemahl, Graf Eberhard dem Jüngeren, sehr mißvergnügt, später aber, vom Jahr 1417 bis 1419 von ihm getrennt lebte. So meint unser sonst glaubwürdiger Gewährsmann Gratianus, aber es bleibt immerhin nur eine Vermuthung. Desto leichter möchte die Sage von dem vertriebenen Herzog Ulrich, der auf Lichtenstein einkehrte, zu begründen seyn, da es zu keiner Zeit eine unbedeutende und unbeachtete Burg gewesen.

Seit die Grafen v. Wirtemberg die alte so wie die neue Burg Lichtenstein besaßen, hat dieselbe wichtigere Bedeutung erhalten. Das Schloß mit seinen Umgebungen steht als eigene Herrschaft da, und wird schon im Jahr 1420 neben wichtigeren Orten der Grafschaft Wirtemberg z. B. Tuttlingen, Nürtingen, Waldenbuch u. dgl. aufgeführt. Zu dem Schloß gehören eigene Leute der Dörfer Honau, Ober- und Unterhausen, sowie Holzelfingen, welche die Feldarbeiten des zum Schloß gehörigen Hofs und andere Geschäfte im

Wald versehen mußten. Im Jahr 1441 und 1442 bei der Landestheilung fiel Lichtenstein an den Uracher Theil, dem Grafen Ludwig zu, wie es ausdrücklich heißt: „dazu sollen auch gehören die Bergschlösser Urach, Wittlingen, Seeburg, Hundersingen, Lichtenstein, Achalm u. s. w.

Immer noch sind Burgvögte, wie auf den andern Schlössern, auf Lichtenstein. So im Jahr 1459 Wolf von Neuhausen mit zwei Pferden, und Benz von Hausen, beide Diener des Grafen Ulrich. Im Jahr 1504 ist Burgvogt auf Lichtenstein mit zwei Pferden Herr Rasan von Thalheim, welcher im Jahr 1511 bei der Hochzeit des Herzogs Ulrich mit Sabina von Baiern zu Stuttgart im Schloß als edler Diener Dienste gethan. Daß Herzog Ulrich, der erste Jäger seiner Zeit, der in den Wäldern der Alb, besonders bei Urach das edle Waidwerk betrieben, auch Bären und Wölfe jagte, wo er sie fand, auch im Bann von Lichtenstein streifte, und solcher Gestalt manchmal einkehrte auf dem steilgelegenen Lichtenstein, läßt sich nicht bezweifeln, und somit läßt es sich auch wohl denken, daß er in den Tagen seines Elends, da er noch geheim im Lande herumirrte, und da und dort vor seinen Feinden eine Zuflucht suchte, in dieser einsam liegenden Burg eine verborgene Herberge gefunden. Daß er in der herrlichen Nebelhöhle sein Hauptasyl fand, lag dem edlen Dichter Wilhelm Hauff ganz nahe, wenn auch die Sage Nichts davon erwähnt,

und konnte den Reiz der schönsten vaterländischen Historie nur erhöhen.

Von Herzog Ulrichs Nachfolger, Herzog Christoph, ist Lichtenstein wohl weniger mehr besucht worden, denn dieser zog vor, unten im Thale im Pfullinger Schloß zu wohnen, das er zu einem Jagdhaus einrichtete. Unter Herzog Johann Friedrich im Jahr 1614 wurde Schloß Lichtenstein zur bleibenden Wohnung eines reisigen Forstknechtes bestimmt, der dem Forstmeister zu Urach untergeordnet war. Seine Bedeutung als Veste hatte es längst verloren, darum bekam es in den Unruhen des 30jährigen Krieges nicht die geringste Besatzung von Haus Wirtemberg. Es lag ja auch so verborgen, daß wohl kein Feind in diesen Thalwinkel gekommen. Vielleicht erst von Herzog Eberhard Ludwig ist Lichtenstein je einmal heimgesucht worden. Noch bis ins Jahr 1793 zeigte man im Försterschlößlein, wohl in der Hirschstube, ein Hirsch-Geweih mit 18 Enden und einer Inschrift, laut welcher Herzog Eberhard Ludwig diesen Hirsch ums Jahr 1716 in der Nähe von Lichtenstein geschossen. Auch aus der Zeit Herzog Carls zeigte man noch lange Geweihe edler Hirsche, welche derselbe in der Nähe von Lichtenstein erlegt hatte. Im Felsengraben wurde um diese Zeit Rothwildpret gefüttert. Die meiste Aufmerksamkeit wendete der selige König Friedrich, als er noch Herzog war, dem Lichtensteiner Schlößle zu. Da dasselbe im Laufe der Zeit immer baufälliger geworden war, und deßhalb große Kosten

verursachte, so ließ K. Friedrich, damals noch Herzog, im Jahr 1802 die alten hölzernen Stockwerke und das ungeheure Dach abbrechen, und auf die alten festen Grundmauern ein modernes Försterhaus bauen, welches auf dem jähen Felsen saß, wie eine Fischerhütte auf der höchsten Felsenklippe, und in wunderbarem Contraste stand mit dem alten Vorwerk sammt Zugbrücke, dem einzigen Zugang über den tiefen Felsengraben. — Doch auch das moderne Schlößlein würde wie das vorige, wenig beachtet worden seyn, wenn nicht ein besonderer Umstand darauf geleitet hätte.

Im J. 1803, als Herzog Friedrich II. den Churhut erhielt, hat derselbe die Nebelhöhle besucht, welche deswegen zum ersten Mal beleuchtet, und damit die Einkehr auf Lichtenstein verbunden wurde. Noch zweimal besuchte König Friedrich den Lichtenstein, und ergötzte sich an der reizenden An- und Aussicht. Diese königlichen Besuche wirkten wie ein Zauberschlag. Seitdem wurde je am Pfingstmontag die Nebelhöhle beleuchtet, und immer die Wallfahrt auf den Lichtenstein damit verbunden, denn Alles, was dort war, wanderte auch dem reizend gelegenen Schlößlein zu, wo man schöne Herberge, und Speise und Getränke zu aller Zeit fand. Die Begeisterung für Lichtenstein wurde noch gesteigert, als W. Hauff seine unübertreffliche vaterländische Erzählung „Lichtenstein" geschrieben, denn nun verband sich mit dem Reiz der schönen Natur auch das historische Interesse. Darum, weil der edle vaterländische Dichter den Lichtenstein

mit der Glorie der Poesie verherrlicht, und ihn dem Vaterlandsfreunde so theuer und werth gemacht hat, steht auch füglich sein Marmorbild auf einer Felsennadel zunächst beim Lichtenstein, damit auch das Andenken des Dichters für alle Zeiten verewigt bleibe.

Das lieblichste Loos fiel dem Lichtenstein, als Graf Wilhelm v. Wirtemberg, der erlauchte jüngere Prinz des verstorbenen Herzogs Wilhelm v. Wirtemberg, den Entschluß faßte, eine vaterländische Burg im edlen Style des Mittelalters, etwa wie Eberstein, Hohenschwangau oder Stolzenfels herzustellen, und sich zu einem lieben Ansitz einzurichten. Er wählte den herrlich gelegenen Lichtenstein zur Ausführung seines schönen Gedankens.

Als er vom Staat das Schloß sammt dem dazu gehörigen Forstgut erkauft hatte, schritt er alsbald zur Ausführung seines Werkes. Nachdem außerhalb der Burg auf der nordöstlichen Felsenecke der Albkante ein neues Försterhaus, die sogenannte St. Hubertus-Capelle, im gothischen Styl erbaut war, wurde das alte Försterhaus bis auf die alten dicken Grundmauern abgebrochen, und auf diesem 6 Fuß dicken Gemäuer der neue Ritterbau, und auf dem alten starken sogenannten Stiegenthurm der hohe runde Thurm aufgeführt. Das geschah vom Jahr 1840—1841. Direktor von Heideloff, der Altmeister in der Kunst des Mittelalters, entwarf den Bauplan und leitete die Dekorirung des Innern. Herr Bau-

inspektor Rupp zu Reutlingen führte das ganze schwierige Hochbauwesen aus.

Wir wollen die Runde machen in der genialen und großartigen Schöpfung des erlauchten Bauherrn. — Haben wir uns in der reizend gelegenen St. Hubertus-Capelle, die immer noch gastliche Aufnahme, so wie erquickenden Imbiß und Trank beut, leiblich erholt, so wallen wir der Burg zu. Durch zwei wohl befestigte Burghöfe diesseits und jenseits des Felsengrabens schreiten wir hindurch und gelangen auf einer Aufziehbrücke zu dem prächtigen Ritterschloß, das des Herrlichen und Schönen unendlich Viel in seinem Schooße birgt.

„Wir stehen im innern Burghof vor der starken Thüre der Burgpforte, welche uns den Eintritt in den Stiegenthurm und den einzigen sichern Zugang in die innere Burg gewährt. Wir lesen am Stiegenthurm an der Wand rechts von Seiner Erlaucht dem Grav Wilhelm selbst diese gereimte Inschrift auf blauem Grunde:

„Eine Wart' aus Römerzeit
Stund vom Schlößlen nicht gar weit;
Feuerzeichen brannten dort,
Bis die Römer mußten fort.
Ritter nisten drauf sich ein:
Nannten drum sich Lichtenstein,
Legten diese Burg hier an,
Mußten manchen Strauß erstah'n.

Weiland Herzog Ulrich fand
Hier allein noch Schutz im Land.
D'rauf schaut' ich als Jägerhaus
Freundlich in die Welt hinaus,
Bis Grav Wilhelm mich erneut;
Hat verursacht manchen Streit,
Doch bis jetzt ihn nicht gereut'.

Die Burg begreift auf dem vordern rechten Flügel mit dem Dachfach drei Stockwerke, der hintere linke Flügel aber mit dem Dachfach vier Stockwerke; der Wartthurm hat über dem alten Stiegenthurm fünf Stockwerke. Sie enthalten eine Kapelle, eine Halle, zwei saalähnliche Stuben, einen Hauptsaal, sechszehn Zimmer von verschiedener Größe, überhaupt 21 größere und kleinere Gemache, von welchen eilf heizbar sind. Dazu sind nicht gerechnet ein Felsengewölbe, drei Kasematten.

Der alte Unterstock, welcher auf dem erhabenen Felsen sitzt, faßt in der Mitte die Waffenhalle, auf dem vordern rechten Burgflügel die Hirschstube, auf dem hintern linken Burgflügel die Burgkapelle. Wir treten von dem inneren Antritt des Stiegenthurms unmittelbar in die Waffenhalle (Tyrnitz), deren edle einfache Ausschmückung erinnert, daß wir in die Vorhalle der Ritterburg eingetreten sind. Die Ausschmückung besteht in blanken Waffenrüstungen. Zwei weite hohe Fensterhallen, welche von dem Fußboden bis an die Decke reichen, verbreiten überall hin helles

Licht. Das obere Fenster rechter Hand gewährt den Austritt auf den Altan des Felsen. Der Felsenboden ist rautenförmig mit rothen und weißen Platten von Werkstein belegt; in der linken vordern Hallecke dient der über den Fußboden ragende Felsen als natürliche Bank, dessen Spalte aber für eine kleine metallene Kanone, welche von hinten geladen wird, zur Schießscharte. In der Mitte der Waffenhalle steht eine alte viereckige Säule, hinter der Säule aber zwischen dem Eck der vortretenden Stiegenthurmmauer und der Kapellseite hat die Halle eine Vertiefung, in welcher hohe Geräthkästen mit antikdeutschen Verzierungen stehen. Neben dem Eingang der Waffenhalle in der Wand der Stiegenthurmseite spricht uns der große Basrelief an, nemlich das volle Brustbild des Kaisers Ludwig, des Baiers, mit dem Reichsscepter. Im Fries der Kapellseite hängen eisengegossene Wappenschilde hoher Freunde, und in den Hallecken dieser Seite stehen zwei Eisenmänner in vollständigen blanken Harnischen vom Helm bis auf die Zehenspitzen mit Lanzen; an den Wänden der Waffenhalle aber sind drei vollständige Ritterrüstungen und zwei Schilde, Trophäen ähnlich mit Hellebarden, Partisanen, Lanzen, Schwertern, Dolchen, symmetrisch geordnet, vertheilt. Von den Schilden wird der obere runde eiserne Schild durch die getriebene Arbeit ausgezeichnet, welche eine römische Schlacht darstellt. Zu bemerken ist auch das alte handbreite, spitzig auslaufende Richtschwert oder Richtbeil, womit von dem Scharfrichter dem Verurtheilten

der Kopf auf dem Block abgehauen wurde. Besonders aber interessirt ein großer Turniersattel, bei dessen Anschauen man den Gedanken nicht unterdrücken kann: wie wundersam müßten unsere leichten Speerreiter in einem solchen tiefen Sattel sich ausnehmen.

An der Kapellseite bei der Felsenwand liegt im Fußboden eine bedeckte Treppe, welche in ein kleines, in den Felsen eingehauenes Kellergewölbe hinabführt. Die einfache Thüre in der linken oder Nordseite führt von der Waffenhalle eine Staffel hinab in die Hauskapelle, ein kleines, aber erhabenes, rein gothisches und mit rundwölbigen Fenstern ausgezeichnetes Gewölbe, dessen Tiefe des Fußbodens zum Theil neu in den Felsen eingehauen werden mußte. Der Altar, auf dessen Platte ein kleines Cruzifix aufgerichtet ist, steht eine Stufe erhöhet und frei in der Fensterhalle gegen Osten; rechts bemerkt man den Grundstein, welchen Graf Wilhelm selbst gelegt hat, mit eingehauener Schrift: Wilhelm 1840. In der chorartig gewölbten Erkerhalle gegen Norden ist die Statue der Madonna aufgestellt, in der Beleuchtung von herrlichem Effekt: bei geöffnetem Fenster fällt von den gemalten Glasscheiben der roth in gelb verlaufende Lichtschein auf die blendend weiße Madonna zurück, und scheint sie im Lichtglanze zu verklären. Neben der Madonna gewährt das Teufels-Pförtle den Austritt auf den Felsen. Die Rundwölbungen der Fenster sind mit Glasgemälden und farbigen Scheiben geschmückt, welche bei dem Schimmer der reichen Ver-

goldungen im Sonnenschein eine magische Wirkung hervorbringen. Wir bemerken in der freundlich einladenden Kapelle die Bilder der heil. Apostel auf den Tragsteinen, und an den Deckengewölben die schönen vergoldeten Medaillons, treue Copie von den Originalen des Bildhauers Peter Vischer von Nürnberg; dem Altar gegenüber den Tod Mariens, ein großes Tafelgemälde der deutschen Schule. Eine Harmonika vertritt die Stelle der Orgel.

Der Kapellthüre gegenüber in der rechten oder Südseite der Waffenhalle öffnet die schöne Thüre den Eingang in die Hirschstube, den Versammlungs- oder Speisesaal, dessen Name daher rührt, weil der Saal in dem alten in den Felsen eingehauenen Gelaß der ehemaligen Hirschstube angelegt worden ist. Wir treten von der Thürschwelle drei Treppen in den tiefen aber freundlich heimischen Saal hinab, welcher fast eben so breit als lang scheint. Der Thüre gegenüber und in gleicher Höhe mit der Thürschwelle, hat die Südseite eine breite, 7 Fuß hohe Nische, mit einem schönen rundbogigen Fenster und einer Redner- (Toast-) Bühne gegen den Saal; die Ostseite hat zwei Bogenfenster, von welchen das untere den Austritt auf den runden Felsenaltan gewährt. Das schöne Fenster der Nische, und die Wölbungen der zwei Bogenfenster sind mit alten Glasgemälden, Wappen, Inschriften, und mit farbigen, rothen und gelben Scheiben, welche Figuren darstellen, decorirt. Auszuzeichnen sind besonders der Scheerenschleifer an seinem Schleifstein in Arbeit, und

vor ihm der geflügelte Gottesbote Mercurius und das schöne Wappen des Herzogs Ulrich von Württemberg. Man sieht nirgends in der Burg weiße Tafelscheiben, sondern nur kleine, größtentheils rautenförmige Glasscheiben in Blei. Der ganze Saal und die Decke, durch welche ein großer Durchzug geht, ist hochauf getäfelt, und in hellgelbem Ton gemalt. An den Seitenwänden sind feste hölzerne Bänke. Die gemalten Fensterpfeiler haben Bilder des Frohsinns und der Kraft: der Sackpfeifer mit dem Dudelsack prangt in seinen Paußbacken; ihm gegenüber steht der Bauer von Hart voll Kraft mit der Streitaxt, welchem wir in dem Rittersaal wieder begegnen werden. Die Arabesken in dem breiten gemalten Fries über dem Getäfel geben Scenen der alten Jagd, die Hatz der Bären, Schweine, Wölfe, Hirsche und Andere. Die Nische gibt angeschriebene heitere Denk- und Trinksprüche, und am Gewölbe in den Bändern geistliche Sprüche zu lesen. Neben der Toastbühne hängt eine alte Schwarzwälder Uhr mit Gewichten und elfenbeinernen Rädern. Ein alter Wandschrank ist in dem Getäfel; auch bemerkt man in der Hirschstube den alten Schmuck der württembergischen Jagdschlösser: große Hirschgeweihe und niedliche Rehköpfe mit Gehörn an den Seitenwänden. An der hintern, der Westseite, steht ein großer irdener altdeutscher Ofen im Fußboden, welcher von unten geheizt wird, und an die Zeit des Herzogs Eberhard im Bart erinnert. Eine Stiege an der Hinterseite führt zu der Heizung desselben hinab,

und verbindet den Saal mit der Küche in den Kasematten unter dem Vorwerk. Zu den höhern Burggelassen führt einzig und allein der feste Stiegenthurm, in dessen heller Rundung wir die Wendeltreppen hinansteigen; breite, schöne, marmorähnliche Tritte von feinem Sandstein führen gemächlich zu dem mittleren, sodann schöne Treppen von Eichenholz auf das obere Stockwerk. In dem geräumigen Schnecken können ohne Anstand zwei Personen gemüthlich neben einander aufsteigen. Die Rundung ist in der Höhe über der Geländerlinie mit kleinen Statuen besetzt; oben auf der Spindelsäule steht die größere Statue des heil. Ritters St. Georg, welcher den Lindwurm ersticht, und nun enden die breiten Wendeltreppen. Dagegen führt eine zweite, aber um die Hälfte verengte Wendelstiege im obern Thurm hinauf bis auf die hohe Warte. Wir aber betreten aus der Mitte des untern Stiegenthurms das mittlere Stockwerk, welches die Königsstube, das Wappenzimmer, das kleine Erkerzimmer und den großen Rittersaal in sich faßt. Auf den Tragsteinen ziehen den Blick auf sich die kleinen Statuen: die Herzoge Ulrich und Christoph, sodann auf dem Oehrngang rechts Herzog Eberhard im Bart, Graf Eberhard II., der Greiner, von Wirtemberg. Man öffnet im rechten Burgflügel das große saalähnliche Prachtzimmer.

Die Königsstube, welcher Namen beibehalten wurde, weil in dem ehemaligen Schlößle auf dieser Ecke das Zimmer sich befand, in welchem 1803 der

König Friedrich die Einkehr nahm. Der von drei Seiten freie Saal hat sieben großartige Fenster: zwei in der oberen Breite, drei in der Länge, und zwei in der unteren Breite; er ist heiter und von dem Direktor v. Heideloff gemalt, aber von ihm leider noch nicht vollendet. Auf dem großen viereckigen Tisch in der Mitte des Saals sind prachtvolle Willkomm von mit Schnitzwerk verziertem Glas aufgestellt. Vor Zeiten waren die Trinkgeschirre von Crystall und Gold für Frauenzimmer, die silbernen für Fürsten und Grafen und die gläsernen für Ritter. Aber der Preis würde dem besonders aufbewahrten silbernen Ehrenpokal gebühren, welcher Seiner Erlaucht von dem württembergischen Offiziercorps der Artillerie überreicht worden ist. Der große irdene Ofen ist von deutscher Form. Alles wirkt zusammen, der Königsstube ein recht königliches Ansehen zu geben.

Aber wie freundlich überrascht die nähere Umsicht! Wir befinden uns in dem königlichen Ahnensaal. An der langen Rückwand, an der obern und untern Seitenwand und an der Decke sprechen uns 16 gemalte wirtembergische Ahnenbilder an, von 1240 bis 1593. Aus der Mitte des Saals, an der langen Rückwand von der untern zu der obern Saalthür betrachten wir die edlen, schlanken, gelbhaarigen Rittergestalten: Graf Ulrich I., der Stifter, in frischer Jugend mit seiner Gemahlin, a. 1240, † 1265; die Grafen Eberhard I. Illustris, † 1325, Ulrich IV., † 1344, Eberhard II., der Greiner, † 1392, mit seinem Sohn

Ulrich VI., † 1388, und Eberhard III., mitis, † 1417 mit ihren Wappenschilden.

Von der Decke schauen aus lieblichen heitern Arabesken, wie aus der Verklärung herab: in der obern Reihe Graf Eberhard IV. junior, † 1419, mit seiner spröden Gemahlin, Gräfin Henriette von Mömpelgard, vereint, † 1444, und ihre Söhne, Graf Ludwig I., † 1450, und Graf Ulrich der Vielgeliebte, † 1480, mit ihren Gemahlinnen und Wappen.

An der obern Wand begrüßt uns Herzog Eberhard im Bart im herzoglichen Mantel, als Hauptbild auf goldenem Grund, geb. 1445, † 1496. Man muß bedauern, daß das große Bild nicht vollendet ist; daneben das herzogliche Wappen mit der Ceder und dem Motto: Attempto. An der Decke in der mittleren Reihe sind Herzog Eberhard II., geb. 1447, † 1504, und sein Bruder, Graf Heinrich, geb. 1448, † 1519, mit ihren Gemahlinnen und Wappen.

An der untern Wand spricht uns das andere Hauptbild an auf goldenem Grund, der Herzog Ulrich, geb. 1487, † 1550, mit seinem großen Hund sammt dem herzoglichen Wappen und Motto: Verbum Domini manet in Aeternum. Auch dieses Bild ist nicht vollendet.

An der Decke in der untern Reihe: Graf Georg, Herzog Ulrichs Bruder, geb. 1498, † 1558; Herzog Christoph, geb. 1515, † 1568, und Herzog Ludwig, geb. 1554, † 1593, mit ihren Gemahlinnen und

Wappen. Die Namen und Lebensverhältnisse Aller sind in fliegenden Bändern angezeigt.

An den Fensterpfeilern der südlichen langen Seite in dem obern und mittleren Fenster, sind acht württembergische Vorahnen gemalt: Graf Emicho I. a. 1020, Ulrich von Beutelspach, a. 1060, Graf Conrad I. von Wirtemberg, a. 1080—1123, Heinrich I. a. 1130, sodann Graf Ludwig I. a. 1139—1166, Emicho II. a. 1139—1154, Ludwig II. a. 1181 bis 1222, Graf Eberhard a. 1251. Im unteren Fenster an den Pfeilern die Edlen von Lichtenstein: Gero, Swigger, auf einer, und Hans von Lichtenstein, 1454, der Letzte des Geschlechts, auf der andern Seite; über diesem aber das wohlgelungene ansprechende Bild des Grafen Wilhelm v. Wirtemberg, Erlaucht selbst. Ein Flügel bezeichnet das Wappen von Lichtenstein. In den sechs Spitzbögen der Fenster prangen die Schilde des Wappens von Wirtemberg, jeder mit der Jahrzahl der Erwerbung.

Das untere Fenster der Südseite hat den Austritt auf den Altan oder Kranz des zwischen dem Vorwerk und der Burg stehenden Rundthurms, von wo aus man Alles überschaut, was sich der Burg nahet. An der unteren Saalthüre bei dem gemalten Landsknecht liest man den Reim:

Wo Landsknecht sieden und braten,
Und Pfaffen zu Weltlichem rathen,
Wo Weiber führen das Regiment:
Da nimmt es selten ein gutes End'.

Die obere Saalthür öffnet das Wappenzimmer, welches im edlen, aber ernsten Tone gemalt ist, zwei einfache Fenster und im Hintergrund einen kleinen Kachelofen hat. Das Zimmer ist mit einem Canapee von dunkelgebeiztem Holz und den dazu gehörigen Sesseln meublirt. Oben in dem gemalten Fries der Wände folgen die Wappenschilde der Grafen von Wirtemberg. Von dem ersten bekannten Wappeninsiegel, von Conrad, Graf von Wirtemberg, 1228, und Graf Ulrich I., dem Stifter, in einer Reihe bis zum ersten Herzogssiegel, 1454, welche merkwürdige Schildreihe von Wappen der Grafen von Wirtemberg sich damit vor andern besonders auszeichnet, weil die Wappen nicht blos imaginirt, sondern nach den Zeichnungen der ächten Insiegel entworfen sind; im Rande der Schilde steht der Name der Grafen. Ausgezeichnet wird das Wappenzimmer noch durch die schöne Dannecker'sche Büste des Königs Wilhelm von Gyps, welche im oberen Eck am Fenster steht. Die innere Thüre geht in das kleine Erkerzimmer, in das Vorzimmer des Rittersaals, in welches man gewöhnlich von dem Oehrn durch die große Thüre eintritt. Das schön und heiter in gelbem Ton gemalte Vorgemach wird durch den reich dekorirten Erker, welcher vier Spitzbogenfenster mit der herrlichsten Aussicht hat, und durch zwei andere Spitzbogenfenster ausgezeichnet. Uns aber überrascht besonders der Eintritt in den prachtvollen großartigen Saal, dessen Thüre unerwartet geöffnet wird. Der große Rit-

terſaal ohne Säulen nimmt den ganzen linken Burgflügel, ein Drittheil des mittleren Stockwerks, ein, bildet ein großes Viereck, iſt $1\frac{1}{2}$ Stockwerk hoch, und hat vier Fenſter mit prachtvollen hohen Fenſterbögen, je drei Spitzbögen beiſammen. In der Nordſeite beugt chorartig ein großer ſpitzwölbiger Erker aus, reich und geſchmackvoll vergoldet, mit fünf großen Fenſtern. Die Spitzbögen der Fenſter haben ſehenswürdige Glasgemälde von Sauterleute, worunter die farbigen Schilde des Wirtembergiſchen und Leuchtenberg'ſchen Wappens ſo wie das Lichtenſteiniſche Wappen durch ihre Reinheit ſich auszeichnen. Die Wände haben gemaltes hohes eichenes Getäfel und feſte Ruhebänke mit Polſtern, welche mit rothem goldbordirtem Plüſch überzogen ſind. Die an dem Getäfel vertheilten zehn Medaillons mit alten Bruſtbildern nennen in den Bändern eben ſo viel in Schwaben ausgezeichnete Ritter mit Namen: Anshelm v. Juſtingen, Reichsmarſchall, 1211—1211; Marquard von Randeck, Rath des Kaiſers Ludwig des Baiers, 1342, und des Kaiſer Karl IV., 1347, † 1381; Wolf von Wunnenſtein, Stifter des Schleglerbundes, 1367, † 1413; Hans von Rechberg, 1462 bis 1499; Georg von Ehingen, geb. 1428, † 1508; Georg von Frondsberg, geb. 1473, † 1528; Marx Stumpf von Schweinsberg, Pfleger zu Heidenheim, 1511—1519, † 1559; Götz von Berlichingen, Vogt zu Möckmühl, 1519, geb. 1482, † 1562; Sebaſtian Schertel von Burtenbach, geb. 1496, † 1577; Graf Ludwig von Helfenſtein, † 1525. Neben

dem eichenen Getäfel haben die hohen Wände noch großen Raum, welcher zu Gemälden aus der wirtembergischen Geschichte vorbehalten ist. Im Fries zu beiden Seiten des großen Erkers ist die ganze Geschichte des königlichen Hauses Wirtemberg mit vier Brustbildern anschaulich gegeben, welche sind: auf einer Seite der erste Graf und erste Herzog, Graf Ulrich I. und Herzog Eberhard im Bart; auf der andern Seite der erste Churfürst und König und der erste geborne König, Friedrich, Churfürst und König, und Wilhelm, König. Diese zwei sind sehr kenntlich von dem bekannten Künstler Professor Eberle gemalt. An dem ersten Erkerpfeiler ist der in der Hirschstube bemerkte Bauer, der Pfeiffer von Hardt, von demselben Künstler in kräftigen Zügen dargestellt. Nachdem er (zur Rettung des Herzogs Ulrich) einen österreichischen Landsknecht zu Boden geschlagen, gibt Pfeiffer mit der furchtbar aufgehobenen Streitart dem zu Boden Geschlagenen den letzten kräftigen Treff. In der Streitart ist ein Hirschhorn.

An den Wänden und an den Fensterleitungen entdecken wir manche verschlungene Bänder mit kernhaften altdeutschen Reimen. Schauen wir aber über uns in die Höhe, bewundern wir die im schönsten Style geschmackvoll decorirte Saaldecke. In der südlichen Rückwand über der halben Höhe ist eine Oeffnung mit gut ausgearbeitetem stark vergoldetem Gitterwerk angebracht, durch welche man von der Gallerie auf dem obern Stockwerk in den Saal hinabschauet. Ein Musikchor, oben in der Gallerie aufgestellt, bringt

durch die wiederhallenden Töne unten im Saale die herrlichste Wirkung hervor, welche um so ergreifender wird, weil das Spiel dem Auge verborgen ist. Der Saal wird durch einen großen irdenen Ofen von deutsch-antiker Form erwärmt. Im untern Fenster der westlichen Saalseite ist auch der sehr sinnreich ausgedachte Schuß auf den Brunnen im Burggraben nicht zu übergehen: Unter dem Bodenbrett liegt in der Mauer eine Schußöffnung verborgen, durch welche von dem eingelegten Doppelhaken oder von einer Feldschlange der Schuß gerade vor den Brunnen im Burggraben fällt. Endlich die zwei großen Doppelthüren des Rittersaals von Eichenholz sind mit erhabener Bildhauerarbeit geziert: über der einen Saalthüre steht das erhaben ausgearbeitete wirtemberg'sche Wappen, und über der andern das leuchtenberg'sche Wappen, beide mit ihren Schildhaltern.

Durch die untere Saalthüre gelangen wir wieder auf den Oehrn und zu dem Stiegenthurm; wir steigen aber die eichenen Wendeltreppen hinan auf das obere Stockwerk, welches sieben Gemache, das große Gastzimmer, ein Cabinet, die Gallerie und die Zimmer der seligen Frau Gräfin enthält.

Das große Gastzimmer oder große Erkerzimmer, liegt eigentlich im Dachfach des vordern rechten Flügels, hat gegen Süden ein prachtvolles Fenster, drei Spitzbögen beisammen, in dessen mittlerem das große Glasgemälde mit dem schönen Profilbild des Kaisers Karl V. prangt; eine nicht mindere Zierde wird diesem

gegenüber die Vorstellung eines Turniers werden. In der südöstlichen Ecke führt ein kleiner Gang in den gemalten viereckigen Erker hinaus, welcher die Aussicht in das Thal und auf die Alb gibt, wie sie Gustav Schwab von dem Fremdenzimmer des ehemaligen Schlößles aus beschreibt. In dem Dachfenster gegen Osten ist ein kleines Ankleidekabinet. Die deutschantiken Zimmergeräthe, Canapee und Sessel, deren Polster mit rothem Plüsch und Goldborden ausgeschlagen sind, der hohe Bettkasten, sind sehr edel aber einfach geformt, so auch der irdene Ofen.

Das Cabinetzimmer, welches anliegt, und im Dach ein Fenster hat, ist deßgleichen zu einem Gastzimmer eingerichtet: ein hoher Bettkasten verbirgt das Nachtbett. Aus demselben treten wir in die Gallerie, zunächst in den Eingang derselben von dem Oehrn. Die Thüren sind, wie überhaupt alle Thüren der Burggemache, mit Schnitzwerk und kunstvoll ausgearbeitetem Beschläge in roth und blauem Grunde verziert. Das grünlich gemalte hohe Gemach hat drei große schöne Fenster mit gemalten Spitzbogen. Ueber dem Fußboden ist die schon bemerkte vergitterte Oeffnung nach dem Rittersaal. Hier ist die merkwürdige Sammlung des Grafen Wilhelm von altdeutschen Tafelgemälden, welche an den Wänden, Gemälde an Gemälde, aufgehängt sind. Unter denen, welche Auszeichnung verdienen, bemerken wir vor Andern: die Enthauptung Johannis des Täufers, und zwei große Tafelgemälde: die Ausgießung des heiligen Geistes,

welcher als eine Taube über der Mitte schwebt, auf die heil. Apostel, in dem Moment, da Petrus das Wort nimmt. Die Köpfe haben viel Leben und Ausdruck. Jeder scheint in der heil. Begeisterung mit sich selbst beschäftigt, besonders derjenige mit dem Buch scheint laut zu lesen. Petrus auf der rechten Seite im Vorgrund macht eine Bewegung mit der Hand. Sodann: Petrus mit dem Schlüssel vor der Kirchen- (Himmels-) Pforte, nöthigt einen armen halbnackten Mann herzu, aus einer großen Anzahl Volks, worunter auch Aebte, Bischöfe, Cardinäle, welche vor der Staffel der Pforte warten. Von der Gemäldesammlung, welche fortwährend vermehrt wird, sehen wir einer Beschreibung von Seiner Erlaucht dem Graf Wilhelm selbst entgegen. Die einfache gebrochene Stiege im Eck der Gallerie neben dem Fenster führt über den Rittersaal in die vier Wohnzimmer der Gräfin Theodolinde, Prinzessin von Leuchtenberg, Sr. Erlaucht Frau Gemahlin, mit welchen die Gallerie gleiche Höhe hat. Die deutschantiken Zimmergeräthe, Schränke, Tische, Himmelbett, gepolsterte Ruhebänke, Sitze, Bettschemel, alle roth, gelb und blau, und mit Wappenzeug überzogen, sind edel und dennoch leichter geformt, als die Geräthe der andern Prunkzimmer. Man sieht im ersten Zimmer auf einem Tischchen sehr schöne Schalen von Glas, und anderes Glaswerk zu warmem Getränke, im folgenden Eckzimmer aber an der innern Wand drei Landschaften, welche Lichtenstein darstellen. Aus

dem Eckzimmer und dem innersten, dem Schlafkabinet der Frau Gräfin, geht im Fenster ein Austritt auf den runden Altan, welcher die nördliche Aussicht über das Thal beherrscht. Von dem Vorzimmer des Schlafkabinets, welches, wie auch das erste Zimmer, geheizt wird, führt die Thüre auf die Treppe, über welche wir wieder in den Oehrn hinab gelangen.

Wir steigen aber in dem obern über dem alten Stiegenthurm aufgeführten Thurm die Schneckenstiege hinan, und gelangen linker Hand unmittelbar über die Zimmer der Gräfin Theodolinde in das Dachfach des linken Burgflügels, wo die zwei Zimmer sind, welche Graf Wilhelm für sich ausersehen hat. Durch die edel decorirte Thüre treten wir zunächst in das gräfliche Vorzimmer, dessen Fenster nach Süden schaut. Die tapezirten Wände sind mit altdeutschen interessanten Portraitgemälden behängt, unter welchen wir einen Grafen von Henneberg, Albrecht Dürer, den Herzog Christoph, Herzog Ulrich, bemerken. In der Fensterseite hinter der Wandthüre ist eine Stiege verborgen, auf welcher man unbemerkt zu dem Oehrn hinab gelangen kann. Das innere Hauptzimmer, das große gräfliche Zimmer, hat sein Fenster gegen Norden, ist einfach im Holzton gemalt, die Zimmergeräthe, alle in altdeutscher Form, sind völliger, als die Geräthe in der Frau Gräfin Zimmer: der hohe, braungebeizte Bettkasten verbirgt das gräfliche Nachtbett; Canapee, Ruhebank und Sessel sind von wahrhaft fürstlichem Ansehen, wozu

sich Alles vereint. Ein einfacher großer Tisch mit Unterladen auf beiden Seiten, ist Sr. Erlaucht Arbeitstisch; das merkwürdigste aber ist das auf dem Tisch in goldener Rahme aufgestellte Miniaturgemälde, das seelenvolle Bildniß der Gräfin Theodolinde. Die Wände zieren verschiedene Erinnerungen an den Aufenthalt des Grafen Wilhelm in Algier, worunter die Zeichnung des ersten Hospitals in Algier, ein großer Palmzweig u. A.

Der hohe runde Wartthurm, in welchen wir von dem beschriebenen Dachfache zurückkehren, erhebt sich auf den sechs Fuß dicken Schlußmauern des alten Stiegenthurms in fünf Stöcken frei, so daß sich die Thurmhöhe von dem Burgfelsen auf 140 württemb. Fuß beläuft. Wir folgen dem Führer auf der schmalen Schneckenstiege, und steigen 108 Treppen hinauf bis auf den unbedeckten Thurmkranz, das Observatorium, oder die obere Warte mit ganz freier Umsicht, wo ein großes astronomisches Fernrohr mit den neuesten mathematischen Vorrichtungen der Astronomie auf dem erhöhten Schlußstein der Mitte aufgestellt ist, welches gegen den Andrang der Witterung durch ein Uebergehäus von Blech geschützt wird. Der ganze Oberboden ist mit Blech beschlagen, und wird von einem brusthohen Mauerkranz mit Zinnen umgeben. Hier steht eine leichte metallene Kanone. Der aufgerichtete Schaft, an welchem die halb schwarze und halb rothe wirtemb. Fahne aufgezogen wird, ist über 40 Fuß hoch, die Fahne 36 Fuß lang und

12 Fuß breit. Wir erblicken unter uns tief das Thürmlein der Burgglocke mit hohem Spitzdach und Fähnlein auf der Zinne des mittleren Burggiebels. Die Glocke tönt hell, rein und wohlklingend, wie ihr schöner Name Theodolinde.

Für die von dem vorigen Försterschlößchen gerühmte Aussicht gewähren von der innern Burg die Erker und Altane verschiedene einzelne Standorte, insbesondere der Erker des großen Gastzimmers und die Altane vor der Frau Gräfin Schlafkabinet; aber unübertreffend ist vor der hohen Warte die unbeschränkte Allumsicht, welche auf der freien Thurmhöhe von 3024 Württemb. oder 2663 Pariser Fuß über der Meeresfläche nicht nur sich viel weiter nach Süden und Norden ausbreitet, sondern auch nach Westen hin tiefer in die unbegränzte Ferne reicht; sie gewährt mit einem Wort das herrlichste Panorama, und gehört unbedingt zu den interessantesten, ausgedehntesten Aussichten der ganzen Alb. Zunächst unter uns in der schwindelnden Tiefe des Thals liegt das Dörflein Honau, in dessen wenige Straßen wir hinabschauen wie der Adler aus dem Horst. Mitten durch das Dörflein zieht die breite Staatsstraße, welche von da in der jenseitigen Albwand auf der schönen in den Felsen gesprengten Kunststraße nach Klein-Engstingen, Oberschwaben und an den Bodensee führt. Abwärts durchzieht die Straße das Thal als ein weißes Band und ein schlängelnder Stahlfaden scheint das Flüßchen in seinen Wendungen. Eine halbe Stunde unter

Honau folgt Oberhausen, und in geringer Entfernung Unterhausen. Dem Lichtenstein gegenüber, an der jenseitigen Bergwand in der Felsenreihe der vorderste, ist der Honauer Sonnenstein, von Crusius Rödelstein genannt, und auf dem jenseitigen Albtrauf liegt das Dorf Holzelfingen, von welchem eine wilde Seitenschlucht in das Hauptthal herabzieht. An derselben steht der Burgstein vor, und an der vordern Seite der Schlucht der Kornberg — der Rauchboll des Crusius — und zwischen diesem und Holzelfingen der Greiffenstein. Der andere östliche wilde Thalzinke führt zum Stahleck hinauf. Von Unterhausen im Hauptthale fort überschauen wir hellgrüne Wiesen und beschattende Gruppen, größere und kleinere, von Obstbäumen, bis das Thal links nach Pfullingen wendet und hinter der Bergwand sich verbirgt. In der Höhe der linken Gebirgsseite begegnen dem Auge die mächtigen Felsenzinnen, der Geißstein (Giffenstein) bei Oberhausen, und weiterhin der Geißspitzberg; ferner der Wackerstein in der Pfullinger Markgrenze, und der freie Lippenthaler Hohberg (Hohlberg). Auf der andern Gebirgsseite schweift das Auge nordöstlich von Stahleck über den Uebersberg zu dem Ursulenberg und auf die schwarze Pyramide der Achalm. Wir erkennen hinter der Achalm rechts die Bergscheiden des Eßlinger Thals, den Rothenberg, einst die Wiege des königl. Hauses Wirtemberg — und das tiefere Unterland gegen Heilbronn, den Wartberg, den Scheurberg bei Neckarsulm, bei günstiger Witterung sogar

bis zum Katzenbuckel im Odenwald und zum Königsstuhl bei Heidelberg. Links erscheinen die Filder mit Hohenheim, und in blauer Ferne der Stromberg und Heuchelberg, mehr nordwestlich der untere Schwarzwald mit dem Dobel. Wenden wir uns wieder der Alb zu nach Osten. Ueber der jenseitigen Gebirgskette läuft von Holzelfingen die Albfläche nach Südost in weiter Ferne fort; weiter hinein in die Wälder liegt Rauh St. Johann; Marbach auf der Alb und Grafeneck schon 4—5 Stunden entfernt; höher rechts die Münsinger Gegend; das Auge erreicht auf der Albfläche den neun Stunden entfernten Reichenberg, den weiter südöstlichen Horizont gränzt eine ununterbrochene Kette von Alpen und Firnen mit ewigem Schnee: es treten, wenn das Gebirg aufgeht, nicht nur die Tyroler und Vorarlberger Alpen hervor, letztere auch dem ungeübten Auge in völliger Gestalt sichtbar, sondern auch die Schweizer Firnen erscheinen mit ewigem Schnee bis in das Berner Oberland; erkannt werden der Zugspitz, der Hochvogel, die Rothwand, der Falknitz, Säntis und Glärnisch u. A. Auf der Albfläche über dem Ursprung der Echaz liegen in der Entfernung einer Stunde die Dörfer Groß- und Klein-Engstingen, wie Zwillinge; im Süden zwischen Groß-Engstingen und Wilmandingen erhebt sich der waldbedeckte Hochfleck 2700 Pariser Fuß über der Meeresfläche, südwestlich der Kornbühl mit der Salmandinger Kapelle, sodann mehr westlich ein Gebirgsrand gegen die Steinlach das Wilmandinger Hart,

und in Westen der große Roßberg. Von diesen Hochwächtern der Alb nicht gehindert, schweift noch das Auge in die Ferne auf die Gebirge des Schwarzwalds zwischen Teinach und Calw. Dem waldbedeckten Vorgrund näher zeigt sich ein Haus von Genkingen. Westnördlich gleitet der Blick von der Alb wieder hinab über die mittlere Landschaft und erreicht den langen blauen Streifen am Horizont, den untern Schwarzwald.

Indem wir von dem Observatorium die schmale Schneckenstiege herabsteigen, werden die Zimmer und Cabinette im Thurm geöffnet, fünf über einander liegende mondförmige Gemache für wissenschaftliche Zwecke. Wir treten in das oberste, in das mathematische Cabinet: hier befindet sich die Sammlung mathematischer Instrumente mit einer astronomischen und einer Penduluhr. Unter diesem folgt das physikalische Cabinet mit den physikalischen Instrumenten; beide Cabinette werden mit den neuesten Instrumenten vermehrt. Das mittlere Zimmer ist das Antiquitäten-Zimmer, welches viele Merkwürdigkeiten aufbewahrt: a) Gesichtsabdrücke und Büsten merkwürdiger Männer in Gyps: König Heinrich IV. von Frankreich; Cromwell, Protektor in England; König Carl XII. von Schweden, von hinten durch den Kopf geschossen den 11. Dezember 1718, vor Friedrichshall — man bemerkt in der vordern Hirnschale das Loch, durch welches die Kugel herausdrang; Newton; Cartouche; Custine; Pichegru; Robespierre

und andere Revolutionsmänner; die Büste des Herzogs Carl von Wirtemberg; die Büste des Kaisers Napoleon. b) Die Münzen- und Medaillensammlung aus der Römerzeit und dem Mittelalter, aus der späteren und neueren Zeit; die Ordenszeichen des verstorbenen Herzogs Wilhelm v. Wirtemberg, sammt einer sehr kostbaren mit großen Brillanten besetzten Dose und die Ordenszeichen Sr. Erlaucht des Grafen Wilhelm. c) Alterthümer, ausgegraben in Lichtenstein und auf der Altenburg: Bruchstücke von rother Siegelerde, terra sigillata, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, ein Steigbügel von Eisen u. A. d) Das seltene Schnitzwerk in Holz: Christi Hinführung zur Kreuzigung mit vielen Figuren; von dem hintern knieenden Gefolge breitet die vordere knieende Figur das Schweißtuch Christi auseinander. e) Seltenheiten, welche der Graf Wilhelm aus Afrika zurückgebracht hat, der climetische Anzug desselben, Ehrengeschenke, der schon bemerkte große Palmzweig u. A.

Einen Stock tiefer treten wir in das Bibliothekzimmer: hier findet man eine auserlesene Sammlung würt. historischer Schriften, andere Werke, die Künste betreffend, auch Seltenheiten der Buchdruckerkunst und merkwürdige Schriften verschiedenen Inhalts. Das untere Zimmer, welches dem Antritt des gräflichen Vorzimmers gegenüber liegt, ist das Jagdzimmer: wir sehen hier eine merkwürdige Sammlung alter Feuerrohre, Musqueten mit Bajonneten, Flinten und Anderes, besonders aber einen alten

Doppelhaken mit seiner Stange, neben den feinen Jagdgewehren und Jagdgeräthschaften. Auch bemerkt man drei Offiziersdegen voriger Zeit von nahe verstorbenen Anverwandten.

Von dem Jagdzimmer gelangen wir bei dem Ritter St. Georg wieder auf die breite Wendeltreppe im alten Stiegenthurm. Wir steigen hinab, ergriffen von der Menge der ausgezeichnetsten Gegenstände, welche wir mit gemüthlichem Wohlbehagen betrachtet haben, und kehren voll der verschiedensten Gedanken, womit wir die Ritterburg vergleichen wollen, in den äußeren Burghof zurück. Unsere Gedanken streiten sich, aber wir wiederholen unsere Ueberzeugung: „Es gibt nur Ein Lichtenstein."

Wir können den schönen Lichtenstein nicht verlassen, ohne das Herrlichste in seiner Umgebung,

die Nebelhöhle,

zu besuchen, welche etwa in $^3/_4$ Stunden zu erreichen ist, wenn wir auf dem Plateau des Berges, von dem der Lichtenstein den spitzigen Ausläufer bildet, auf einem Fußweg zuerst durch den Wald und dann Genkingen zu über das Blach- und Ackerfeld einem schönen Wiesengrunde zugehen, der sich über der Nebelhöhle ausbreitet. Natürlich müssen wir zuvor einen Begleiter mit dem Schlüssel und Fackeln von Unterhausen bei uns haben. Doch was noch schöner wäre, wir erwarten den Pfingstmontag, den bekannten Wall-

fahrtstag zur sagenreichen Nebelhöhle ab, den kein guter Schwabe versäumt, der auf oder unter den Höhen der Schwabenalb wohnt. Lange zuvor schon kündigt Freund Meschenmoser in Pfullingen mit feinen Reimlein den schönen Tag an; Unzählige freuen sich desselben längst schon, und eilen in Schaaren herbei, um das schöne Volksfest in der Nebelhöhle zu feiern.

„Schließen wir uns den Fröhlichen an! ruft uns der neueste Beschreiber der heitern Wallfahrt zu, ein ächter Schwabe, begeistert für die Schönheiten seines wirtembergischen Vaterlandes, und wir folgen ihm mit Freuden. Neben der Schönen im Kleid nach dem neuesten Zuschnitt bewegt sich sinnend die kurzgeschürzte Steinlacherin; mit der goldgestickten Haube der Donaugegend geht in Eintracht die Kugelhaube der Betzingerin und der schwarze Sammtkittel der Gönninger Samenhändlerin. Neben dem Beamten und Geschäftsmann wandert friedlich der rothbekappte Studio, der botanisirende Kapselträger, der grünbelaubte Forstmann; auch die bläuliche Blouse und die Cerevismütze des Hohenheimers gesellt sich gemüthlich zu dem Zwilchkittel und dem Dreispitz des Landmanns vom Gäu. Unter allen Wanderern herrscht frohes, ungezwungenes Leben. — Doch — wir stehen schon auf dem klassischen Boden, wo Freude und Jubel den Thron aufgeschlagen. Eine bunte Menge hat sich längst eingefunden. Auf dem grünen Rasen und an den Bierbänken, auf dem belaubten Leiterwagen und in den Karossen: allwärts ein einziger bewegender

Gedanke. Und mit gespannter Erwartung harren sie Alle der Dinge, die da kommen sollen. Horch! es knarrt der Schlüssel im Thore und — offen stehen die Pforten in's Heiligthum. Ziehen wir mit der wogenden Menge hinein in die Nebelhöhle!

Musik geht voraus. Ein Weg, mit Brettern gedeckt, führt uns etwa siebenzig Fuß weit bergein bis zu einem gegenüberstehenden großen und platten Felsen. Zugleich sind wir 68 Stufen hinabgestiegen. Es ist feucht in diesem Nebelloch; die Wärme beträgt kaum 5° R.

Jene freistehende Felswand besteht aus Tropfstein und hat 150 Fuß im Umfang. Hier scheidet sich die Höhle in zwei große Gänge, rechts und links gegen Westen und Osten. Beide laufen endlich nach einer Länge von 180 Fuß in Einen nördlichen Gang zusammen. Auf der entgegengesetzten Seite der Vorhöhle lassen wir vorläufig südlich eine minder sehenswürdige, ungefähr 100 Fuß lange Grotte liegen. Wahrhaft großartig erscheint die Fackelbeleuchtung in den dunkeln Gängen und finstern Hallen und Kammern. „Da flimmert und blitzt der Höhlengang mit seinen majestätisch gewölbten Bogen wie von tausend Krystallen und Diamanten," sagt W. Hauff in seinem Lichtenstein. Eiszapfenförmig hängen die Tropfsteine herab. Doch wir haben weitere Schritte zu thun, um zum schönsten Theile der Höhle zu kommen. Bei der Vereinigung der beiden Gänge sehen wir eine sich allmälig erhebende Grotte. Bis hierher ist auch für

die Bequemlichkeit der Besucher durch Bretterwege gesorgt. Einzelne steigen auf einen vorspringenden Felsen, und herrlich beleuchten die Fackeln diesen Theil der Höhle. Glänzend weiße Felsen fassen die Wände ein; mächtige Schwibbögen, Wölbungen, über deren Kühnheit das Auge nur staunen muß, bilden eine glänzende Kuppel; der Tropfstein hängt voll unzähliger kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwerfen und als silberreine Quellen in krystallenen Schaalen sich sammeln. Diese Grotte scheint das Ende der Höhle zu sein; allein sie setzt sich noch nach zwei Seiten fort. Rechts, gegen Norden, findet sich abermals eine hohe, große, dunkle, nur mit Gefahr zu besteigende Grotte. In dieser soll sich der verbannte Herzog Ulrich aufgehalten haben. Links, gegen Südwest, klettert man mittelst zweimaliger Anlegung einer Leiter 80 Fuß in die Höhe und stößt dann wieder auf zwei Gänge. Der eine nordwestliche ist 35 Fuß hoch und endet ganz in der Höhe. Dieß ist die weiteste Entfernung, die vom Eingange der Höhle 680 Fuß beträgt. Der andere nach Süden umkehrende Gang hat etwa 100 Fuß Länge, ist eng, eben und bequem, hat aber mehr Sand- als Tropfsteine.

Doch horch! es tönt Gesang herüber. Sie singen von jener Stelle aus, wo der Verfolgte Sicherheit und Ruhe fand, die dem Verbannten eine stille Zufluchtsstätte ward; das schöne „Ulrichslied“ mit seiner kühnen Melodie hallt durch die unterirdischen Räume.

Ein herrlich Lied, fürwahr! Wir lauschen seinen Klängen. Und nun, nachdem die Sänger stille worden, soll uns des Liedes Inhalt nicht länger vorenthalten bleiben. Vom Thurme — so läßt der Dichter seinen Helden singen —

„Vom Thurme, wo ich oft gesehen
Hernieder auf ein schönes Land,
Vom Thurme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner stand.
Der Väter Hallen sind gebrochen,
Gefallen ist des Enkels Loos,
Er birgt, besiegt und ungerochen,
Sich in der Erde tiefstem Schooß.

Und wo einst in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durch's Gefild,
Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das sie birschen,
Die Bluthund' wetzen schon den Zahn,
Sie dürsten nach dem Schweiß des Hirschen
Und sein Geweih steht ihnen an.

Die Mörder ha'n in Feld und Heide
Auf mich die Armbrust angespannt,
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchschleich' ich Nachts mein eigen Land;

Wo ich als Herr sonst eingeritten
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich schüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brod.

Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Muth, noch ist nicht All' verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht, ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
„„Er war ein Mann und wankte nicht!““

Zurückgekommen an den Vereinigungspunkt der beiden bequemen Hauptgänge nehmen wir den Rückweg durch den vom Eingange aus links und westlich gelegenen, den wir jetzt zur Rechten haben. Wir kommen durch eine größere, 100 Fuß lange, und durch eine kleinere Kammer, die etwa 32 Fuß Länge hat; dann aber geht's nach einer guten Strecke an den merkwürdigsten Ort der ganzen Höhle. Sie nennen ihn vorzugsweise die Grotte. Da sind wieder die glänzendweißen Felsen, die das duftende Wasser sammeln. Und Felsen und Tropfsteine bilden hier groteske Gestalten, welche uralte Volksphantasie längst mit bezeichnenden Namen versehen hat. Auch heute, betrachtend diese seltsamen Gebilde, deuten sie hin, unsere Naturbewunderer, auf eine schöne Kapelle, und

zeigen sich innig Altäre mit Vorhängen und Decken, eine gothisch verzierte Orgel mit vielfachen Registern, Leuchter, von der Decke herunter hängend; ja sie finden auch einen Taufstein im unterirdischen Gotteshause, und vor demselben sehen sie sogar die Gevatterin stehen mit einem Täufling auf ihren Armen. In den Nischen scheinen die wechselnden Schatten des Fackellichts geheimnißvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen bald auf-, bald zuzudecken. Dieß Alles beschauen sie mit hohem Wohlgefallen und sichtlichem Entzücken. — Beim Eingang zu dieser Grotte findet sich auch eine tiefe Kammer mit krystallhellem, süßlichem Wasser. Da hinein sollen einmal zwei Enten gesteckt worden und dann in einer Entfernung von zwei Stunden bei dem Dorfe Erpfingen wieder wohlbehalten und lebensfroh aus einem Loch hervorgekommen sein. Das mag eine schöne Tour für diese schnatternden Zweifüßler gewesen sein! Und was sie sich wohl über diese nächtliche Fahrt mögen erzählt haben!

An mehreren Kammern führt der Weg noch vorbei auf dieser westlichen Seite; zuletzt aber gelangt die Menge der Besucher wieder in die Vorhöhle. Frisch athmen sie auf, die Schaulustigen, da sie sich endlich wieder von Gottes lieber Sonne angelächelt und von seiner mildwarmen Frühlingsluft angefächelt fühlen. Ja, wem sollte unter dem milden, lichtblauen Himmel nicht wohler zu Muthe sein, als in der Erde tiefsten Schlünden? Wer wandelte nicht lieber hier oben im

segnenden Lichte, als tief unten im schaurigen Schooße des Grabes? Vergnügt ziehen wir deßhalb weiter.

Wir sagen der Höhle und dem herrlichen Lichtenstein Lebewohl, wenden uns der Heimath zu, und noch lange leben die schönsten Erinnerungen in unsrer Seele.

Die Frau von Lichtenstein.

Todtengeläute ertönte von der Burgkapelle der Veste Achalm. Sie senkten die Leiche des Burgherrn in die stille Gruft seiner Ahnen, und an dem Sarge weinte sein trautes Weib, sein einzig Kind. Der Tod hatte erbarmungslos die glückliche Ehe getrennt, und die Lage der jungen Wittwe war um so trauriger, da böse, gewaltige Nachbarn die Habe der Armen bedrängten. Die Pfalzgrafen von Tübingen hatten schon zu Lebzeiten des Grafen von Achalm denselben befehdet, und nun war es ja so viel leichter, die verlassene Frau zu ängstigen und zu berauben.

Die Burg wurde belagert, und nur mühsam gelang es der Burgfrau, mit Hülfe treuer Diener, auf geheimen Ausgängen mit ihrem Kinde zu entfliehen. Sie trug ihre besten Kostbarkeiten bei sich und entkam glücklich der Verfolgung der Feinde.

Nach langem Umherirren fand sie endlich in der nur eine Meile entfernten größten Höhle des Albgebirgs, in der schon damals den Albbewohnern bekannten Nebelhöhle einen Zufluchtsort. Wie war es

schön in dem unterirdischen Pallaste! Was die kühne Phantasie des Morgenlandes Prachtvolles und Herrliches erfinden konnte, goldene Säulen mit krystallenen Kapitälen, gewölbte Kuppeln von Smaragden und Saphiren, diamantene Wände, deren vielfach gebrochene Strahlen das Auge blendete, fanden sich in dem unterirdischen Asyle der armen Wittwe. Ein treuergebener Knappe hatte die Gräfin hieher geleitet, und sie betrachtete mit staunenden Blicken all die Pracht dieser Wohnung der Genien. Alle Augenblicke stand sie still, ließ die Fackel höher heben und bewunderte die hohen majestätisch gewölbten Bogen, in welchen sich dieser Höhlengang hinzog und wie von tausend Krystallen und Diamanten flimmerte und blitzte.

Aber noch größere Ueberraschung stand ihr bevor, als sich der Führer links wandte und sie in eine weite Grotte führte, die wie der festlich geschmückte Saal des unterirdischen Pallastes anzusehen war. Der Knappe mochte den gewaltigen Eindruck bemerken, den dieses Wunderwerk der Natur auf die Seele der Herrin machte, und stieg auf einen hervorspringenden Felsen, um einen größern Theil der Grotte zu beleuchten.

Glänzend weiße Felsen faßten die Wände ein, Schwibbogen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdische Auge staunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfstein, aus dem die Höhle gebildet war, hing voll von Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als silberreine Quellen in krystallenen Schaalen sich

sammelten. In grotesken Gestalten standen Felsen umher, und die aufgeregte Phantasie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald große Altäre mit reichen Draperien und gothisch verzierte Kanzeln zu sehen. Selbst die Orgel fehlte dem unterirdischen Dome nicht, und die wechselnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin- und herzogen, schienen geheimnißvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Nischen bald auf-, bald zuzudecken.

Nachdem das Auge der Edelfrau sich hinlänglich gesättigt hatte, stieg der treue Führer wieder von dem Felsen herab. „Das ist die Nebelhöhle, gnädige Frau," sprach er, „man kennt sie wenig im Lande, und selbst die Hirten und Jäger, welche sie kennen, wagen es nicht, viel hereinzugehen, weil man allerlei Geschichten von diesen Kammern der Gespenster weiß. Ich möchte auch Einem, der die Höhle nicht genau kennt, nicht rathen, sich herabzuwagen, denn sie hat tiefe Schlünde und unterirdische Wasser, aus denen Keiner mehr an's Licht kommt."

Der Klang der Stimme des Sprechenden brach sich an den zackigen Felswänden im vielfachen Echo, bis sie sich verschwebend mit den fallenden Tropfen der feuchten Steine und dem Murmeln eines unterirdischen Wasserfalles mischte, der sich in eine dunkle, geheimnißvolle Tiefe ergoß.

Das Knäbchen hatte einstweilen in den Armen einer

ehrlichen Bäuerin geschlafen und erwachte nun wimmernd und nach der Mutter verlangend.

Die arme Gräfin nahm ihr Schmerzenskind an's Herz, suchte es zu beruhigen und bat ihre Begleiter, in irgend einer Grotte dem kleinen Liebling ein Bettlein zu bereiten.

Einer der Diener hatte Heu und wollene Decken mitgebracht, mit deren Hülfe man bald ein warmes Nestchen fertig hatte, in welchem der kleine Rudolph wieder sanft entschlief, nachdem er sich mit warmer Milch gesättigt.

Die Frau von Achalm war ebenfalls müde von den vielen Anstrengungen einer gefährlichen Flucht, und freute sich, endlich wieder einmal sicher und ruhig schlafen zu können, wenn auch dieß unterirdische Asyl, sammt all seiner Pracht, keine Behaglichkeit bot und die kalte feuchte Luft sie fröstelnd durchdrang.

Ein Krug Wein, ein Laibchen Brod und eine trübe Oellampe war Alles, was die kleine Karavane mit sich führte; die Edelfrau vertheilte die wenigen Lebensmittel an ihre treuen Gefährten, und nach gepflogener Abendmahlzeit zogen sich dieselben in eine angränzende Grotte zurück.

Kaum war die Gräfin allein mit ihrem schlafenden Kinde, so kniete sie sich an dessen Lager nieder, zog ein silbernes Crucifix aus der Brust, benetzte es mit heißen Thränen und flehte heiß und brünstig um Schutz und Hülfe zum Himmel. Aus der unterirdischen Grotte stieg ein inniges Gebet hinauf zum

Throne des Allerbarmers und brachte Frieden und Vertrauen herab in ein gequältes Herz.

In jenen rohen Zeiten der Gewalt, in welchen der Stärkere immer Recht behielt, war der schwergeprüften Frau ihr Eigenthum verloren, und die Pfalzgrafen von Tübingen hausten so frei und unangefochten auf Burg Achalm, als hätten sie dieselbe durch ehrlichen Kauf erworben. Lange Wochen waren die Grotten der Nebelhöhle der schutzlosen Wittwe einzige Zuflucht. Anfangs hatten Gefühle der Bitterkeit ihr Herz geschwellt, als sie ihr verwaistes Söhnlein betrachtete und ihre trostlose Lage erwog; aber es war nur Ein Augenblick, dann warf sie sich demüthig auf die Kniee und schluchzte: „Dein Wille, o Herr, geschehe, nur gib mir Kraft zu dulden und zu entsagen!“ Die Versuchung war vorüber — sie konnte selbst beten für die, welche ihr Alles genommen, und Gottes Kraft und Gnade stärkte ihr armes Herz.

Allmählig wagte sie sich wieder an's Tageslicht — kein Mensch legte ihr etwas in den Weg, ihre Feinde hatten die alte Veste Achalm in ungestörtem Besitz — sie kümmerten sich also nicht weiter um das Thun und Treiben der vertriebenen Gutsherrin, und daß sie nicht wiederkehre, sollte die Gewalt sorgen.

Auf einem solcher Ausflüge in's Freie entdeckte die vertriebene Rittersfrau eines Tages einen Felsen, dessen eigenthümliche Lage sie lebhaft interessirte. Wie ein kolossaler Münsterthurm stieg er aus einem tiefen Albthale frei und kühn empor. Alles feste Land lag

weit ab, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weggespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt, oder eine Wasserfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von seinen festen Steinmassen abgespült. Selbst an der Seite gegen Südwest, wo er dem übrigen Gebirge sich näherte, klaffte eine tiefe Spalte, weit genug, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, und doch nicht so breit, daß nicht die erfinderische Kunst des Menschen die getrennten Theile durch eine Brücke vereinen konnte.

Die edle Frau stand lange in Gedanken verloren vor dem Felsen; siehe, da flog ein großer Geier von seiner Spitze, der hatte dort sein Nest erbaut, und ging auf Nahrung aus für seine Jungen. Da auf einmal fuhr ein Gedanke durch ihre Seele, ihr Auge glühte freudig und ihr ganzes Wesen sprach einen schnellen Entschluß aus.

Am folgenden Tage führte sie ihre treuen Diener an die Stelle und eröffnete ihnen ihre Absicht, von dem Erlös der geretteten Kostbarkeiten sich auf diesem Felsen, wo der Geier wohnte, anzubauen und diesen zu verdrängen.

Den Männern graute erst vor der abentheuerlichen Idee, als aber die Herrin fest blieb, versprachen sie ihr treulich beizustehen.

Alsbald wurden die Edelsteine verkauft und fleißige Arbeitsleute begannen den kühnen Bau.

Ungeheure Grundmauern und Strebepfeiler zeigten bald, daß das Gebäude auf festem Grunde wurzle,

und weder vor der Gewalt der Elemente, noch vor dem Sturme der Menschen erzittern werde.

Mit freudigem Eifer trieb die Burgfrau das Werk der fleißigen Hände, und bald hing das Schlößchen auf dem Felsen, wie das Nest eines Vogels auf dem höchsten Wipfel einer Eiche, oder auf den kühnsten Zinnen eines Thurmes.

Es war längst der Gräfin liebster Wunsch gewesen, in stiller Abgeschiedenheit ein gottgeweihtes Leben zu führen, und so den traurigen Stand, in den des Allmächtigen Wille sie versetzt hatte, durch Demuth und Gerechtigkeit zu heiligen und dem erhabenen Beispiele jener Tugenden zu folgen, womit die hehre Gottesmutter ihr Leben hienieden uns zum Muster verklärte. Erst hatte der Gedanke, den Schleier zu nehmen und in der stillen Zelle Gott zu dienen und sich ihm zu weihen, das Herz der jungen Wittwe erfüllt, ihre Phantasie, ihr Enthusiasmus lenkten sich zu dem Einen Ziele durch den Einfluß einer Religion, welche, während sie streng in ihren Gesetzen ist, dennoch jedem menschlichen Wesen Trost und Kraft einflößt nach dem Maaße seines Bedürfnisses, und jede Regung der Seele läutert, indem sie dieselbe erhebt.

So fand sie auch in dem Gedanken, eine Braut des Himmels zu werden, Friede und Freude — es schien ihr wonnig, Dem zu dienen, der da sagte „daß sein Joch süß und seine Bürde leicht sei!“ So oft sie aber auch in den stillen Grotten der Nebelhöhle diesen Gedanken nachhing, es hatte immer Ein Gegen-

gewicht und sie konnte zu keinem entscheidenden Schritte kommen. Sie war ja Mutter und ihr kleiner Rudolph hatte keine Heimath auf Erden. Wer sollte sich des Kindes annehmen, wenn sie es verlassen würde? und welches Kloster würde sie aufnehmen, wenn ein unversorgtes Kind nach ihr weinte?

Da fiel es plötzlich, vor jenem Felsen, wie ein Lichtstrahl in ihre zweifelnde Seele: auf dieser Höhe könnte sie das stille Leben einer Klausnerin und die Pflichten der Mutter vereinen, da konnte sie das Kind, das ihr Gott gegeben, zu einem braven Manne erziehen und doch getrennt von allen Banden der Erde ein klösterliches Leben führen.

Dieser Entschluß beförderte das Werk und bald konnte sie ihren schwindelnden Wittwensitz beziehen. Die kleine Burg war nach alter Art tief und stark gebaut, und mit all jenen sinnreichen Vertheidigungsmitteln versehen, womit man in den guten alten Zeiten den anströmenden Feind abzuhalten pflegte. Ganze Felsen waren in die Mauerlinie gezogen, und die kühlen Kammern, die als Keller dienten, waren in den Felsen eingehauen. Eine bequeme Wendeltreppe führte hinauf in die oberen Theile des Hauses, in welchen sich besonders ein überaus schöner Saal mit hellen Fenstern befand.

Nach vollendetem Baue bezog die Wittwe freudig mit ihrem Söhnchen und den treuen Gefährten ihrer Verbannung die neue Behausung, und aus Nacht zum Licht vertauschte sie die dunkeln Grotten der Ne-

belhöhle mit dem freien, frischen Gotteslichte auf Lichtenstein.

Wie war es schön auf der hohen Burg! in der Höhe das wildeste Gebüsch mit Wald und Fels, rechts und links die rauheste Alb, im Hintergrund ein isolirter Bergrücken, hinter dem der vulkanische Gipfel der Achalm wie scheu hervorblickte, als wollte er jeden Augenblick sich vor den Blicken seiner alten Herrin beschämt hinter dem Vorderberg zu Grunde bücken, und dann die lachende hügelige Breite in den buntesten Farben bis zur bleichsten Bläue verschmolzen.

Da stand nun die vertriebene Gräfin von Achalm und blickte herab von der Zinne der neuen Heimath, die sie ihrer eigenen Thatkraft zu danken hatte, blickte herab tief ins Thal und auf all die Dörfer und Felder, die wie im Grabe tief unten lagen: „Jetzt gehört die blaue Luft, der Sonnenschein, der Klang der Wälder und die lachende Natur mir," rief sie begeistert, „und hier oben will ich hausen als eine Feindin der Welt und als Gottes Freundin."

Wohl erwahrte sich das Wort, das sie beim Einzuge gesprochen; fern allem Verkehre mit der Menschheit, kam sie nur helfend und tröstend mit derselben in Berührung und führte lange Jahre ein frommes, gottseliges Leben auf Lichtenstein.

Rudolph war im Arme treuer Mutterliebe zum kräftigen Manne herangewachsen und aus ihm erblühte das biedere, tapfere Geschlecht der Herren auf Lichtenstein.

Lina Welebil.

II.

Kloster Bebenhausen.

Nur eine Stunde nördlich von der Universitätsstadt Tübingen entfernt, liegt in einem von waldigen Höhen gebildeten, von Wiesen umsäumten und vom Goldersbache durchrieselten Thalkessel des Schönbuches das Dorf und das ehemalige Kloster Bebenhausen. Ersteres hat 160 evangelische Einwohner und ist Sitz eines Kameral- und Forstamtes, sowie eines Revierförsters.

Das Kloster Bebenhausen ist von einer doppelten Mauer umgeben; die äußere umfaßt sämmtliche ehemalige Oekonomie-Gebäude des Klosters, jetzt als Magazine verschiedener Art benützt, neben wenigen Wohnungen von Wirthen und Bauern. Die innere umschließt die eigentlichen Klostergebäude; zu ihnen gehört namentlich die kreuzförmig gebaute Kirche mit einer großen gothischen Fensterrose und dem schönen, mit kunstvoll durchbrochener Pyramide versehenen Glockenthurm. Um die Kirche her ist zu bemerken: ein geschmackvoller gothischer Kreuzgang, viele Gräber von Adeligen und Gönnern des Klosters, deren Wappen noch zu erkennen sind; ferner ein Chorgewölbe in reinem gothischem Style und das sogenannte Geißelgewölbe. Etwas entfernter steht das ehemalige Abts- oder Herrenhaus, jetzt zur

Winterkirche benützt, mit seinem schönen Kreuzgewölbe, endlich der siebenstöckige, sogenannte Schreibthurm, der früher als Wartthurm benützt wurde.

Ihrer ursprünglichen Form nach theilt sich die Kirche in ein Lang-, ein Quer- und zwei Nebenschiffe im romanischen Styl und gleicht einem lateinischen Kreuze, dem die Deutung gegeben werden kann: „das Kreuz des Meisters ist auch unser Kreuz.“ Der Chor ist geradlinigt, was zu den abweichenden Kirchenformen gehört, aber bei den Cistercienser-Abteien der Einfachheit wegen Regel zu seyn scheint. Ein sehr niedriger Ausbau, der sich an ihm befindet, gehört der spätgermanischen Zeit an. Die Strebepfeiler und das Sterngewölbe des Chors, sowie das des Querschiffes, sind aus dem 15. Jahrhundert. Von der alten Ueberdeckung der Kirche ist Nichts mehr sichtbar. Von der ursprünglichen Anlage derselben stehen noch ein Theil der Umfassungsmauern, der Giebel des Chors, welcher den romanischen Bogenfries zeigt, die Giebel des Querschiffes, an denen es ebenfalls zu sehen ist, zwei im nördlichen Theile des letztern befindliche Nischen mit einer Halbsäule und drei Arkaden auf jeder Seite des Langhauses mit stumpfem Spitzbogen. Außerdem befinden sich gegen neunzig Fuß westlich von der jetzigen Westfaçade der Kirche ein Theil der früheren westlichen Façadenmauer und des inneren Wandpfeilers, und in deren Nähe eine romanische Thüre, die zur Kirche gehörte, ein Theil der Basis und andere Reste des alten Baues.

Die ebengenannte jetzige Westfaçade ist am vierten Pfeiler, sie wurde aber, sowie die Mauer des nördlichen Seitenschiffs und die Gewölbe des Mittel- und der Seitenschiffe in spätgermanischem Styl und wohl erst in evangelischer Zeit angebaut. Der angegebenen Entfernung von neunzig Fuß entspricht auch die Pfeilereintheilung, so daß das Langschiff ursprünglich auf beiden Seiten neun Arkaden hatte. Die Kirche wurde 1190—91 zu bauen angefangen und eingeweiht 1227 zur Ehre Gottes, der Maria und anderer Heiligen.

Auf der Kreuzung des Lang- und Querschiffes der Kirche befindet sich der mit einer durchbrochenen Pyramide versehene Thurm, welcher im schönsten germanischen Styl gehalten ist, und nur mit der Kuppel des Doms in Mailand Aehnlichkeit hat. Er wurde 1407—1409 unter Abt Peter von Gomaringen von Georg von Salmannsweil in einer Frist von zwei Jahren (von 1407—1409) erbaut.

Es ist wohl der Mühe werth, denselben nicht sowohl der Aussicht, als vielmehr der Bauart wegen, die in der Ferne so wunderbar erscheint, in der Nähe zu betrachten. Der Thurm hat drei Abtheilungen: die eine geht vom Dache der Kirche bis zu einer Art von Gallerie, und besteht aus einer Anzahl von perpendikulär stehenden Pfeilern, die aus grobkörnigtem Sandsteine gehauen sind. Die andere Abtheilung enthält die Glockenstube, und besteht aus eben so viel Steinpfeilern, die aber schon schief auslaufen und in einer breiten Steinplatte enden. Diese

Steinplatte, die gegen die Mitte sich ziemlich erhebt, trennt die zweite von der ersten Abtheilung (man gelangt auf diese Platte von unten herauf durch eine kleine in ihr angebrachte Oeffnung), und sie bildet gleichsam das Dach zu den unteren Abtheilungen. Von hier kann man nicht weiter hinauf in den Thurm gelangen, die Steinpfeiler laufen schief vollends bis in die Spitze des Thurmes aus. Von dieser Abtheilung des Thurmes aus hat man eine angenehme Aussicht auf die ganze Umgebung Bebenhausens und besonders in das schöne Waldthal Lustnau zu. Darum soll auch manchmal hier, gleichsam wie im Freien, lustig gezecht worden sein, und in der That war genug Platz da zu einer Tafelrunde von nassen Brüdern. Man erzählt Letzteres von den Bewohnern des Klosters nach der Reformation, die es aber wahrscheinlich auch einer Klostertradition zufolge nachahmten.

Außer diesem Thurme sind noch zwei kleinere Thürme vorhanden, die im nämlichen Style, nur im verringerten Maaßstabe erbaut sind. Der eine auf der Kirche wurde ungefähr um dieselbe Zeit, wie die große Fensterrose aufgeführt, den andern auf dem früheren Sommerrefektorium erbaute im Jahr 1410 der oben erwähnte Georg von Salem.

Vom südlichen Querschiff aus gelangt man östlich in die Sakristei, sie wurde um 1500 erbaut und hat ein Sterngewölbe. Wahrscheinlich waren hier ähnliche Altarnischen, wie auf der Nordseite, es wird jedoch schon im Jahr 1280 eine Sakristei erwähnt.

Was die innere Einrichtung der Kirche betrifft, so theilte sie sich ursprünglich in eine östliche und westliche Hälfte. Jene mit Ausschluß der beiden Seitenschiffe hieß Herrenchor. In dessen oberem Theile, dem eigentlichen Chor, stand der Hochaltar, in seinem unteren Theile waren die Chorstühle für die Conventualen angebracht. Diese nannte man, so weit sich das Langschiff darin fortsetzte, Bruderchor, d. h. Chor der Laienbrüder, sowie Unterchor. Jetzt ist, wie schon erwähnt, nur noch die östliche Hälfte der Kirche vorhanden, und der untere Theil des Herrenchors mit den beiden obern Theilen der Seitenschiffe bildet das Schiff der Kirche. Das Chorfenster mit den zwei Seitenfenstern wurde unter Abt Conrad III. eingesetzt. Es ist von ansehnlicher Größe und reich und fein gearbeitet; es war durchaus mit gemalten Scheiben verziert, wovon die oberen sich erhalten haben. Auch in der Sakristei befinden sich zwei auf Glas gemalte Wappen; das eine ist das des Abts Johann von Friedingen, das andere des Abts Sebastian Lutz. Von der Kirche westlich war ein Gottesacker, welchen Bischof Heinrich Cirker 1388 als Stellvertreter des Bischofs Burkhard von Constanz einweihte. Der Hauptgottesacker, Herrenkirchhof genannt, liegt östlich von ihr, und es war darin ein Altar des Apostels Petrus und Paulus, hinter welchem die beiden Aebte und Brüder Lupold und Ulrich beigesetzt wurden. Südlich schließt sich an die Kirche der Kreuzgang an, wel-

cher noch der ursprünglichen Anlage angehört, und zwar wurde derselbe an die Stelle eines früheren, von Abt Friedrich in seiner spätern Regierungszeit aufgeführten, von den Aebten Werner II., Bernhard und Johann II. erbaut. Der Baustyl ist der spätgermanische, und es tritt hier die reichste Mannigfaltigkeit der Fensterfüllungen, Basen und Gewölbe hervor. Der nördliche, westliche und südliche Theil ist mit unter sich verschiedenen Kreuzgewölben, und der östliche mit Rautengewölben bedeckt. Eine weitere Abwechslung besteht darin, daß der westliche, südliche und östliche Theil Säulen zur Unterstützung des Gewölbes hat und diese im nördlichen fehlen. Die Schlußsteine haben Sculpturen, welche theils verschiedene Bilder von Menschen und Thieren, theils stylisirte Pflanzen darstellen; auch finden sich an ihnen bemalte Wappen von Tübingen und Wirtemberg. An den beiden Enden des nördlichen Theils befinden sich zwei sculpirte steinerne Weihkessel, und am südlichen Theil des Kreuzganges ist eine aus dem Achteck erbaute Kapelle, deren Sterngewölbe doppelt gekrümmte Rippen hat. Auch waren die Fenster des Kreuzganges mit Glasgemälden geziert.

Der von dem Kreuzgang eingeschlossene Raum war der Friedhof der gemeinen Mönche, welche zunächst an die Pfeiler zu liegen kamen, während im Kreuzgang selbst nur Aebte, Edle oder sonstige Wohlthäter des Klosters bestattet wurden.

An den östlichen Theil des Ganges stößt der im

romanischen Styl erbaute Kapitelsaal; seine neun Kreuzgewölbe ruhen auf vier kurzen Säulen, deren Kapitäle aus acht blumenartigen kleinen Konsolen gebildet sind. In seinen Feldern sind Marterwerkzeuge, das Leiden Christi bezeichnend, gemalt, woher er irrigerweise gewöhnlich jetzt Geiselkammer genannt wird. In diesem Saale, welcher zugleich zum ehrenvollsten Begräbnißplatz diente, wurde Pfalzgraf Rudolph der Stifter † 1219 begraben; sein Grabmal ist aber nicht mehr vorhanden. Neben ihm ruht seine Gattin Mechthilde mit zwei Kindern. Außerdem befinden sich noch verschiedene andere Gräber und Grabmale in diesem Saale, an welchen östlich eine kleine Kapelle in Form eines länglichten Vierecks gleichfalls in romanischem Styl angebaut ist. Zwischen dem Kapitelsaal einer-, und der Sakristei und dem südlichen Flügel des Querschiffes anderseits ist die sogenannte Todtenkapelle, welche etwas tiefer liegt als die Kirche, aber gleich hoch mit dem Kreuzgang und gegen beide offen war. Es scheint dieß die Kapelle zu seyn, welche Abt Conrad III. erbauen ließ, worin er auch begraben liegt, und in der eine ewige Messe für ihn gelesen wurde. In ihr befinden sich ein Altar, der dem h. Benedikt geweiht war, sowie noch andere Gräber und Epitaphien. Südlich von dem Kapitelsaal ist ein dem Styl und Raum nach diesem genau gleicher Saal. Derselbe wird von neun Kreuzgewölben überspannt, welche ebenfalls auf vier Säulen ruhen. Er unterscheidet sich von dem ersteren

nur durch seine spitzbogigen Quergurten, und war wohl die Geißelkammer. Diese trennt ein zu derselben Zeit erbauter, mit einem Tonnengewölbe überdeckter Gang von einer geräumigen Halle, welche zwölf auf sechs Säulen ruhende Kreuzgewölbe hat und in demselben Styl, wie die Geißelkammer, erbaut ist.

Ueber dem Kapitelsaal, der Geißelkammer und der vorgenannten Halle waren die Zellen der Mönche erbaut, von denen noch 28 vorhanden sind, deren es jedoch noch viel mehr gewesen sein müssen, da die Zahl der Kapitularen über 100 stieg. Dieser Ort heißt noch jetzt das Dorment, und es führen zu ihm zwei Treppen, die eine von Stein, aus früherer Zeit, vom südlichen Querschiff der Kirche aus, die andere vom Kreuzgang aus, und zwar wurde der Unterbau der letzteren in die Geißelkammer gesetzt. Zwischen diesen Zellen zieht sich ein großer hoher Gang hin mit schön geschnitztem Getäfer, welches durch Bundbalken gehalten wird. Selbst der Boden ist verziert, indem unter den Ziegelsteinen desselben sich manche mit eingepreßten Zeichnungen befinden, die entweder blos als eingravirte Linien, oder etwas flach modellirt sich darstellen. Vollendet wurde dieser Bau von 1513—16. Der im südlichen Theile des Kreuzganges sich befindlichen Kapelle gegenüber ist der Eingang zu dem Sommer-Refectorium. Er wird von einem Sterngewölbe überdeckt, das mit Verzierungen reich bemalt ist, und auf drei sehr schlanken nur 1½ Fuß dicken achteckigen Pfeilern ruht, von welchen

aus die Rippen fächerartig emporragen. Die Leibungen der Fenster sind von schöner Profilirung und ihre Füllungen sehr mannigfaltig; auch sieht man an ihnen noch Glasmalereien. Erbaut wurde er unter Abt Conrad III. und heißt jetzt Chor, Sommerchor. Der Dachstuhl dieses Sommerchors ist von Eichenholz und von merkwürdiger Construktion; man sieht an ihm noch die Anlage zu einem Glockenthürmchen, an dessen Stelle von dem schon erwähnten Georg von Salmannsweil 1410 ein kleines durchbrochenes, sechseckiges steinernes Thürmchen in ähnlichem Styl, wie das auf der Kirche, auf die südliche Giebelspitze gesetzt wurde. Zwei jetzt vermauerte Oeffnungen, deren eine aus romanischer Zeit ist, führten von dem Innern des Refektoriums in die westlich anstoßende Küche des Klosters, welche sichtbar viele Umbaue erlitten hat. Sie steht durch eine Art Schalter mit dem Winter-Refektorium, noch jetzt Rebenthal genannt, in Verbindung. Dasselbe liegt an der Westseite des Kreuzganges, von welchem eine Thüre hereinführte. Seine Decke hat eine flachgesprengte, reich geschnitzte Holzvertäferung, die von drei ebenfalls geschnitzten, die Hauptbalken in der Mitte stützenden Säulen, wovon die eine viereckig, die andere rund und die dritte achteckig ist, getragen wird. Als Konsolen, welche die Hauptbalken an den Umfassungsmauern tragen, dienen in Stein gehauene Engel mit Wappenschilden, welche bemalt waren. In Holz geschnitzt ist ferner ein Drache, ein Krebs, ein unförm-

iches Thier, eine Bretzel, eine Ente, ein Frosch mit angem Schwanz und ein eulenartiges Thier. An der nördlichen Wand ist eine Seescene gemalt; auch die übrigen Wände hatten Gemälde, es läßt sich aber jetzt Nichts mehr an ihnen erkennen. Erbaut wurde dieser Saal unter den Aebten Bernhard und Johann; sein Styl ist der spätgermanische. Ein durchbrochenes sechseckiges Glockenthürmchen befindet sich ebenfalls auf dem südlichen Giebel dieses Baues; es ist noch kleiner als das auf dem Sommer-Refektorium, im Uebrigen aber ihm ähnlich. Gegen Norden stößt an das obengenannte Winter-Refektorium eine ähnliche Halle, wie an die Geißelkammer im Osten. Ihre zwölf spitzbogigen Kreuzgewölbe ruhen auf sechs achteckigen Pfeilern, wie denn überhaupt ihre Verhältnisse offenbar denen im Kapitelsaal und der Geißelkammer nachgeahmt sind. Auch war sie ähnlich bemalt; die Zeit ihrer Erbauung aber fällt mit der des Winter-Refektoriums zusammen. Ein kleiner vermauerter Raum scheint eine Treppe zu enthalten, wie sich auch in der Geißelkammer ein zu demselben Zwecke bedeckter Raum befindet. Nördlich schließt sich an diese Halle ein Gang spätgermanischen Styls an, welcher aus dem Kreuzgang herausführt. Ueber diesem Gang, der erwähnten Halle und dem Winter-Refektorium befindet sich noch ein Stockwerk.

In Verbindung mit dem östlichen Gang, welcher die Geißelkammer von der großen Halle trennt, steht ferner ein in spätgermanischem Styl erbauter weiterer

Gang, an welchem die Jahreszahl 1515, das Wappen von Bebenhausen, ein Abtsstab und eine Sonnenuhr sich befinden. Er führte zum Herrenhaus, welches Abt Johann von Friedingen 1532 von Grund aus neu aufführen ließ, wie eine Inschrift an der südwestlichen Ecke zeigt, woran auch der Abtsstab, die Bischofsmütze, das Wappen von Bebenhausen und von Friedingen zu sehen ist. Das Gebäude hat einen sehr einfachen Styl, und den Namen Neubau wohl nur zum Unterschiede von früheren, jetzt nicht mehr vorhandenen Abtshäusern. Unten ist eine Halle mit eichenen Freipfosten und ein jetzt zur Winterkirche eingerichteter Saal. Am südlichen Theil führt eine geräumige Wendeltreppe in die obern Stockwerke, welche durch eine über dem zuletzt genannten Gang befindliche Flur mit den Zellen der Mönche in Verbindung stehen. Ferner ward unter Abt Friedrich in der späteren Zeit seiner Regierung von 1299—1305 ein steinernes und ein hölzernes Krankenhaus, ein Keller, ein Kornhaus, welches schon unter Abt Eberhard 1278 angefangen wurde, ein Thor, eine Mühle und eine Wasserleitung erbaut, doch ist hievon Nichts mehr zu sehen.

In die gleiche Zeit, 1305, fällt auch der Anfang und die Vollendung der inneren Ringmauer; an ihrer Südseite stand der grüne Thurm, welcher eine runde Form hatte und worin sich ein merkwürdiger alterthümlicher Saal befand; er wurde in diesem Jahrhundert beinahe ganz abgebrochen. Dagegen

steht noch an der Westseite ein viereckiger Thurm, der schon 1626 Schreibthurm genannt wurde, und noch so heißt. Ueber dem Portal desselben ist eine flach erhabene Bildhauerarbeit, welche einer steinernen Gedächtnißtafel, Christus am Kreuze in Lebensgröße darstellend, zur Umrahmung dient. Zu seinen Füßen sind auf beiden Seiten je zwei Figuren, worunter zwei Mönche; über ihm befinden sich drei bemalte auch in Stein ausgeführte Wappen, das eine mit drei Hirschhörnern auf Gold, Wirtemberg, das andere mit zwei goldenen Fischen auf Roth, Mömpelgard, das dritte im ersten und vierten Feld je einen schwarzen Löwen auf Gold, und im zweiten und dritten Feld je zwei rothe Wecken auf Gold darstellend. Außerdem sind an dem Fußgesimse der Tafel vier weitere bemalte Wappen in Stein, wovon eines einen Adler enthält. Der daran befindlichen Architektur nach fällt das Werk in die Zeit von 1490, wurde also wohl unter Abt Bernhard Rockenbauch gefertigt.

Mit obiger Gedächtnißtafel hat jene zu Herrenalb im Jahr 1464 errichtete Tafel viele Aehnlichkeit; die Ausführung bei ersterer aber ist viel reicher und größer. An dem Thore der innern Mauer stand die sogenannte Bebo'skapelle; sie führte im Jahr 1744 den Namen Kohlkirche und stand bis 1823.

Die äußere Ringmauer wurde unter Abt Berthold 1260 oder unter Abt Eberhard 1267 angefangen, und unter Abt Friedrich 1299—1305 mit Vorwerken versehen.

So wäre denn unsere Wanderung durch die Hallen des Klosters vollendet, dieser geweihten Stätte früherer heiliger Andacht. Freilich kann sie uns nur ein unvollständiges Bild der einstigen Größe des Klosters geben, da auch hier die Macht der Zeit und Menschenroheit ihre zerstörende Gewalt geübt hat. — Wer sich weiter belehren will über die noch vorhandenen schönen Denkmale des ehrwürdigen Klosters, den verweisen wir auf drei interessante artistische Werke über dasselbe: 1) Abbildung des Klosters Bebenhausen in 11 lith. Blättern von Arch. Graf aus Bern (Tübingen bei Osiander 1825); 2) Artistische Beschreibung des Klosters Bebenhausen von Dr. C. Klunzinger, dem leider nun verewigten, gelehrten Verfasser vieler vaterländischen Schriften; 3) die Cisterzienser Abtei Bebenhausen, aufg. und beschr. von A. Leibnitz mit 6 Abbildungen (Stuttgart bei Ebner und Seubert).

Nun noch Einiges aus der Kloster-Chronik.

Bebenhausen, in der ältesten Urkunde von 1187 Bebinhausen, weist schon seinem Namen nach auf einen weit früheren Ursprung hin, als auf die Zeit seines eigentlichen Stifters, Pfalzgraf Hugo von Tübingen. Zufolge der Namensableitung wäre Bebenhausen oder Bebinhausen so viel als Haus oder Gut Bebos (deutsch Bebins, Bebens). Mag nun dieser Bebo gewesen seyn wer er will, ihm hat Bebenhausen seinen Namen zu verdanken. Daß diese Ansicht historisch begründet werden kann, dafür möge dieß gelten,

daß wirklich der Name Bebo noch in späterer Zeit in der sogenannten Bebo's-Kapelle sich erhalten hat, von der berichtet wird, daß sie die älteste Kapelle im Kloster sei. Wir hätten nun den Namen Bebo in einer Kapelle, die ursprünglich nach ihm benannt wurde. Da diese Kapelle für die älteste im Kloster galt, wäre demnach nicht daraus mit Gewißheit zu schließen, daß sie vor die Erbauung des eigentlichen Klosters fiele? Wer dieser Bebo, der einer Kapelle den Namen gab, gewesen, läßt sich nicht ausmitteln. War es etwa ein Einsiedler, oder irgend ein Gutthäter, der diese Kapelle stiftete? Würden wir uns für letzteres entscheiden, so könnten wir auf die frühesten Edlen von Lustnau, als die nächsten Nachbarn rathen, von denen schon vor 1157 ein Kraft von Lustnau gegen Hirsau sich mildthätig zeigte.

Schon vor dem Jahr 1183 scheint Pfalzgraf Rudolph von Tübingen, Sohn des früher erwähnten Hugo, den Entschluß zu Erbauung eines Klosters im Schönbuch gefaßt zu haben, und nach der Bebenhauser Chronik war dieser Entschluß in diesem Jahr zur Ausführung gediehen. Seine Gemahlin Mechthilde von Eberstein und seine Kinder gaben ihre Bewilligung dazu. Dieses Vorhaben seines Lehensmannes zu unterstützen, schenkte Herzog Friedrich von Schwaben, Sohn Barbarossa's, im Jahr 1187 dem Kloster uneingeschränkte Beholzungsrechte im Schönbuch. Einer Urkunde vom Jahr 1188 zufolge mußte zuvor der Platz zu dem zu errichtenden Kloster vom

Bisthum Speier, das hier schon früher eine Kirche besaß, erworben werden. Es geschah dieß vermittelst eines Tausches, in welchem Rudolph dem Bisthum für den Platz und was darauf stand, eine Anzahl Güter in einer andern Gegend, die im nämlichen Werthe standen, abtrat. Jetzt erst konnte der Anfang mit der Errichtung des Klosters gemacht werden, wenn dieß beseitigt war.

Die Stiftungsgüter des neuen Klosters waren neben vielen andern, die eine Hälfte von Weil im Schönbuch (die andere kam 1192 durch den Bruder Rudolphs hinzu), und zur Verpflegung der Armen ein Hof zu Walddorf; wahrscheinlich zur Kirchenzier stiftete Rudolph seinen eigenen großen Becher, aus dessen Fuße nachher zwei andre gemacht wurden. Die ersten Mönche, mit denen Rudolph das Kloster besetzte, waren Prämonstratenser. Er setzte diese aus gewissen Ursachen bald wieder ab, und gab dem Kloster Cisterzienser-Mönche. Ihr erster Abt war Diebold im Jahr 1189 (nach der richtigern Stelle der Chronik), welchem bis 1557 diese 26 folgten: Erkinbert, Entzmann, Walther, Ludwig 1211, Conrad I., Conrad II., Bruno, Hermann, Petrus, Rudolf, Berchtold † 1223, Eberhard von Reutlingen † 1275, Friedrich, Lupold von Eßlingen, Ulrich von Eßlingen † 1320, Conrad III. von Lustnau † 1353, Werner von Gomaringen † 1393, Peter v. Gomaringen † 1412, Heinrich v. Hailfingen † 1432, Reinhard von

Höfingen † 1456, Johann I. von Deckenpfronn † 1466, Werner v. Tübingen † 1471, Bernhard von Magstadt † 1493, Johann II. v. Friedingen, Sebastian Lutz † 1557. — Im J. 1191 bestätigte Graf Rudolph die neue Stiftung und fügte noch viele andere Rechte hinzu, worunter das hauptsächlichste war, die Befreiung von der Abhängigkeit vom Stifter und seiner Familie und den damit verbundenen Verbindlichkeiten. Auf diese Bestätigung Rudolphs folgte eine reiche Anzahl von Bestätigungen durch Kaiser und Päpste.

Nach dem Tode Rudolphs des Stifters, der 1219 erfolgte, sind die Schenkungen von Tübingen aus zwar minder zahlreich (doch kommen immer noch viele genug vor), aber das Kloster hatte schon so viel, um, wie Cleß sagt, mit seinem Pfunde klüglich und glücklich wuchern zu können; und dazu hatte es ja Gelegenheit in der Nähe der verkaufslustigen und verschuldeten Grafen von Tübingen. Diese Schuldenverlegenheiten der Pfalzgrafen von Tübingen, die um diese Zeit anheben, und zugleich auch der Neid und Aerger über das von dem Mark der Ahnen so reich gewordene Kloster, mochten den Pfalzgrafen Götz von Tübingen, genannt der Böblinger, veranlaßt haben, im Jahr 1280 einen Ritt in das nahe Bebenhausen zu machen; er drang räuberisch in die Sakristei ein, mußte aber nicht viel gefunden haben, da die Mönche, wahrscheinlich zuvor davon in Kenntniß gesetzt, das Beste weggethan hatten. Dieser wenig eintragende Raubritt scheint dem Böb-

linger viel Gewissensbisse gemacht zu haben, denn er schenkte dem Kloster schon 1288 als Ersatz den Bißnauer Hof.

Von dieser Zeit an war kein Glück und Segen mehr bei den Grafen von Tübingen, und es wanderte eine Tübinger Besitzung nach der andern in den nahen Opferstock Bebenhausen. Ein Verkauf und Versatz reihte sich an den andern, eine Freiheit wurde nach der andern dahingegeben, bis endlich Tübingen selbst mit dem Schlosse, dessen Kirche und Frohnhöfe schon im Jahr 1295 an das Kloster gekommen waren, von jenem Götz, dem Böblinger, um 8200 Pf. Heller an das Kloster versetzt wurde. Doch bald gab das Kloster aus Dankbarkeit gegen die Familie des Stifters das Versetzte wieder zurück, wogegen natürlich der großmüthig behandelte Graf, außerdem daß er die eigentliche Schirmvogtei verlor (nur den Schutz des Klosters als dankbarer Schuldner versprach er), noch viele beschwerliche Bedingnisse übernehmen mußte. Doch es scheint dem Grafen ohne Versatz gar nicht wohl gewesen zu seyn, oder vielmehr ließen ihm seine Schulden keine Ruhe; er wandte sich immer wieder an das natürlich stets hülfbereite Bebenhausen, so daß das Kloster wähnen konnte, das nahe gelegene Tübingen könne ihm nimmer entgehen. Da spielte Graf Ulrich von Wirtemberg den üblen Streich und entriß dem Kloster vom Munde weg den fetten Bissen, nach dem es schon lange gezielt hatte. Er kaufte im Jahr 1342 Tübingen mit dem Schlosse um 20,000 Pf.

Heller (5857 fl.) von dem Grafen Gottfried, und übernahm als nunmehriger Herr von Tübingen im Jahr 1343 die Schirmvogtei des Klosters; er bestätigte alle Rechte desselben, besonders den Besitz der beiden Frohnhöfe mit allen ihren Rechten zu Tübingen, was auch später im Jahr 1348 wieder geschah. Jetzt war für das Kloster die schöne Zeit vorüber, sich an der Familie der Pfalzgrafen zu bereichern. Diese hatte gegeben, so lange sie zu geben hatte; als die Zeit des Gebens vorbei war, kam die des Verkaufens und Versetzens. Auch in letzterer Zeit wußte das Kloster seinen Vortheil zu ziehen. Und wir können es ihm nicht einmal verargen, wenn es auch seinen Vortheil zog, denn wäre es oft nicht das helfende gewesen, so wäre vielleicht andern Nachbarn der Vortheil zugeflossen. Dieß jedoch können wir mit Gewißheit annehmen, daß mit der Gründung Bebenhausens zugleich der Grundstein zum Verderben der Tübinger Grafen gelegt wurde, da schon die bedeutenden Schenkungen des Stifters eine Verarmung des nachfolgenden Geschlechtes herbeiführen mußten, die noch eine üble Haushaltung der Grafen (besonders ihrer Frauen) beschleunigte. So zeigte sich auch hier die Wahrheit dessen, was wir so oft im Mittelalter bewährt finden: die Klöster wurden die Blutsauger ihrer Stifter.

Ungeachtet diese Bereicherungsquelle in der Nähe versiegt war, so hatte das Kloster noch Genug, um aus seinem eigenen reichen Marke zehren zu können;

zudem kamen immer auch noch von andern Seiten her wieder zahlreiche Schenkungen; wenig von Seiten der Wirtemberger, die ihr Eigenthum besser anzuwenden verstanden. Das Kloster war während dieser Zeit immer in gutem und wohlhabendem Zustande. Nur in der Mitte des 14. Jahrhunderts kam dieser ein wenig ins Stocken durch einen üblen Abt, so daß der Convent sogar zerstreut wurde Doch bald scheint es sich wieder erholt zu haben, was die in diese Zeit fallenden Erwerbungen durch Käufe, z. B. die bedeutenden im Jahr 1362 in Ulm erworbenen Besitzungen und die nachherigen kostspieligen Klosterbauten beweisen. Theils in letztere Zeit, theils wieder später fallen mehrere Bestätigungen der Freiheiten des Klosters, als: durch Kaiser Sigmund im Jahr 1415 (zweimal) und 1431, und durch Kaiser Friedrich III. im Jahr 1450. Dafür ward es aber auch verpflichtet, Leute in den Hussitenkrieg zu stellen. Der Wohlstand des Klosters scheint noch bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts fortgedauert zu haben, denn im Jahr 1482 finden wir Graf Eberhard den Aelteren in einem Geldgesuche von 800 Gulden gegen das Kloster, was wohl nur der Fall sein konnte, wenn das Kloster wirklich geben konnte. Wir sehen aus letzterem zugleich, daß zwischen dem Kloster und seinem Schirmherrn stets ein ziemlich gutes Vernehmen obwaltete. Dieß zeigt gleichfalls eine Urkunde vom Jahr 1502, die Herzog Ulrich in einer Sache, welche die Entschädigung des Klosters Bebenhausen wegen

der Abtretung eines Hofs zu Tübingen an seinen Vorfahrer betrifft, ausstellt. Bald scheint aber das gute Vernehmen zwischen beiden zu Ende gegangen zu sein, denn im Jahr 1512 den 12. April huldigte (aus freiem Willen oder Muß?) Bebenhausen schon dem schwäbischen Bunde. Von dieser Zeit an ging es mit dem Kloster abwärts. Im Jahr 1525 wurde es mit mehreren andern Klöstern Wirtembergs von den Schwärmen der Bauern heimgesucht, die sengend und verwüstend durchs Land zogen. Wie in den andern Klöstern, so wurden auch hier alle Bücher und Urkunden ein Raub der Zerstörung. Die schriftlichen Sachen wurden dabei entweder ins Feuer geworfen oder zerrissen, so daß man zu Bebenhausen durch das zerrissene Papier, wie durch ein Wasser watete. Wie manche für die Geschichte des Klosters wichtige Urkunde, wie manche schöne Handschrift mag in dieser Verwüstung untergegangen sein! Die Reformation vollendete das Schicksal des Klosters: es wurde mit den übrigen wirtemberg'schen Klöstern eingezogen. Wahrscheinlich geschah es erst um das Jahr 1557, denn in diesem Jahr erhielt der letzte katholische Abt Sebastian Lutz, genannt Hebenstreit, ein Leibgedinge. Er fügte sich klüglich in das Unglück seines Klosters, und begab sich, weil seine Conventualen ausgewichen waren, nach Tübingen, wo er auf seinem Pfleghof im Jahr 1560 verstorben. In dem erledigten Kloster wurde jetzt eine Klosterschule errichtet, und es begann die Reihe der evangelischen Aebte, die wir nur kurz

nennen: 1) D. Eberh. Bidenbach (Tochtermann des J. Brenz) † 1597; 2) Johann Stecher † 1611; 1) Andreas Gruner † 1612; 4) G. Schropp † 1612; 5) D. Luk. Osiander, der Jüngere, † 1616; 6) Jakob Heilbrunner † 1619; 7) D. Joh. Magirus † 1626; 8) Dan. Hitzler, wurde kraft des Restitutionsedikts vertrieben, † 1635; 9) Joh. Heinr. Wieland wurde nach der Nördlinger Schlacht vertrieben; 10) D. Joh. Val. Andreä, nach dem westphälischen Frieden angestellt † 1654; 11) Joh. Jac. Hainlin † 1660; 12) Joh. Conr. Zeller † 1683; 13) Joh. Cappel † 1689; 14) Joh. Andr. Hochstetter † 1720; 15) Christian Hochstetter † 1732; 16) Chr. Fr. Stockmayr war noch mit 84 Jahren Abt des Klosters. Bebenhausen blieb eine Klosterschule, in der stets 20 bis 25 der Theologie gewidmete Jünglinge unterhalten und unterrichtet wurden; es war eines der vier niederen Seminarien, bis es im Jahr 1807 aufgehoben wurde. Da ging man schon mit dem Plane um, um die Kosten der Erhaltung zu ersparen, die leerstehenden Klostergebäude auf den Abbruch zu verkaufen. Er kam glücklicher Weise nicht zur Ausführung, sondern vielmehr wurde das Kloster zu einem königlichen Jagdschloß eingerichtet, nachdem schon früher ein Jagdzeughaus daselbst errichtet worden war. Bebenhausen wurde der Mittelpunkt der großen Jagden König Friedrichs, die er im Schönbuch hielt, an die wohl

Niemand mit freudiger Rührung gedenken wird, wenn nicht etwa die Prieſter der Diana es ſind.

Die neuere Zeit ſcheint ein beſſeres Loos über die ehrwürdigen Reſte des alten Kloſters herbeizuführen. Wohl haben wir es der genannten verdienſtvollen Arbeit des Profeſſors Leibnitz zu verdanken, daß ſeit einigen Jahren von Seiten des Finanzminiſteriums mit der Reſtauration des Kloſters in erwünſchter Weiſe begonnen worden. Die 700jährigen, im ſtrengſten romaniſchen Styl aufgeführten Hallen, ſind wieder geräumt und zugänglich, und theilweiſe neu hergeſtellt. Im heurigen Jahre iſt unter der Leitung des Bauinſpektors Schlierholz das etwa im Jahr 1513 vollendete Winter-Refektorium, das früher als Tenne und Holzſtall gedient hatte, durch Ausbeſſerung des zierlichen Holzſchnitzwerks und durch Bemalung der hölzernen Decke mit den urſprünglichen Farben, ſowie durch Einſetzung von Fenſtern in einen herrlichen Saal umgewandelt worden. Von den Conſolen der Decken prangen nun wieder die Wappen von Bebenhauſen und Tübingen, das Wappen des Herzogs Ulrich und ſeiner jungen Gemahlin Sabina, der kaiſerliche Adler und die Wappen der ſieben Churfürſten. Der ganze Saal war wohl urſprünglich bemalt. Wie ſchön wäre es, wenn das große Bild der Hauptwand mit faſt lebensgroßen Figuren wieder hergeſtellt würde. Es erinnert daſſelbe an die Heldenzeit des Ciſterzienſer-Ordens, da die ſpaniſchen Ciſterzienſer es wagten, die Vertheidigung der Stadt Calatrava zu übernehmen,

und dazu aus ihrer Mitte den Ritterorden von Calatrava zu stiften. Die noch sichtbare Malerei hat große Vorzüge: eine lebendige Gruppirung, ausdrucksvolle Köpfe, interessantes Beiwerk aller Art. Möchte der wirtemb. Alterthumsverein, der sich in dieser Beziehung schon so viele Verdienste erworben, auch dieser Restauration sich annehmen, und so seinen Namen an dem ehrwürdigen Kloster Bebenhausen verewigen!

Hermann Frölich.

Der letzte Pfalzgraf.

Ich Pfalzgraf Götz von Tübingen
Verkaufe Burg und Stadt
Mit Leuten, Gülten, Feld und Wald,
Der Schulden bin ich satt.

Zwei Rechte nur verkauf' ich nicht,
Zwei Rechte gut und alt:
Im Kloster eins mit schmuckem Thurm,
Und eins im grünen Wald.

Am Kloster schenkten wir uns arm,
Und bauten uns zu Grund,
Dafür der Abt mir füttern muß
Den Habicht und den Hund.

Im Schönbuch, um das Kloster her,
Da hab' ich das Gejaid,
Behalt' ich das, so ist mir nicht,
Um all' mein Andres leid.

Und hört ihr Mönchlein eines Tags
Nicht mehr mein Jägerhorn,
Dann zieht das Glöcklein, sucht mich nicht,
Ich lieg' am schatt'gen Born.

Begrabt mich unter breiter Eich,
Im grünen Vogelsang,
Und lest mir eine Jägermeß!
Die dauert nicht zu lang.

Uhland.

Der Überfall des Klosters Bebenhausen.

„Zu einem Ritt, ihr Mannen, hebt die Fahnen!
Den Bebenhäuser Pfaffen all' das Gut,
So sie erlistet von den reichen Ahnen,
Zurückzufordern, steht mir Sinn und Muth."

So ruft Gottfried von Tübingen der Graf,
Die Mannen aus dem mitternächt'gen Schlaf.
Schon längst verarmt, hat er mit Neid geseh'n
Der Ahnen Stift in Hüll und Fülle steh'n.

Leis zieht er mit seinen Knechten von hinnen,
Im Wahn, reiche Beute bald zu gewinnen.
Schon sieht man des Klosterthurmes Spitzen,
Vom hellen Mond bestrahlet blitzen.

Wie sie den Klostermauern nah'n,
Da hält der Graf die Seinen an —
Er ruft: „allein will ich zum Thore reiten,
Nur Einer möge mich von Euch begleiten."

Sitzt ab, ihr Andern, und zum Hinterhalt
Legt euch indeß — erst, wenn mein Hüfthorn schallt,
Sollt ihr euch rüstig auf die Rosse schwingen,
Und mir nach durch das Thor des Klosters dringen.

Der Graf klopft an dem Einlaßthore an,
Bald ward es von dem Pförtner aufgethan.
Er traut des Grafen wohlbekannter Stimme,
Nichts ahnet er von dem verhaltnen Grimme.

Die Mönche liegen im tiefen Schlaf —
Da stößet mächtig ins Horn der Graf;
Kaum sind die Töne des Horns erklungen,
Sind schon die Genossen ihm nachgedrungen.

Es füllen den Hof die Mannen all' —
Die Waffen ertönen mit dröhnendem Schall;
Die Mönche des Klosters sind all' erwacht;
Wer schützet sie jetzt vor der feindlichen Macht?

Der Pförtner stürzt bleich in des Abts Gemach;
Schon ist der Greis von dem Lärmen wach: —
„Herr, rettet Euch in die Kirch! es ist nah
Die Gefahr, ein grimmiger Feind ist da!“

Schon zieh'n durchs Thor die Knechte ein,
Sie stoßen mit Macht an des Kirchthors Riegel —
Da öffnen sich der Gewalt die Flügel;
Ihr Sinn steht voll Gier nach dem heiligen Schrein.

Der Graf voran der lärmenden Schaar, —
Ein Schritt noch — er stehet vor dem Altar —
Was sieht sein erstauntes Aug'? — Ein Greis
Steht dort mit Haaren silberweiß.

Ein güldenes Kreuz blinkt in seiner Hand —
Er spricht voll Ernst zum Grafen gewandt:
„Mein Sohn, mein Sohn, was suchest du hier?
Hier schau' des Klosters herrlichste Zier!“

„Dein Urahn, des Klosters Stifter sie gab
Vor hundert Jahren; du steh'st auf dem Grab
Des edlen Rudolphs, — doch nimm es hin,
Es still' deines Herzens gierigen Sinn.“

Der Graf hört's, sein Gesicht erbleicht,
Die Räuberhand ist wie gelähmt;
Er wendet sich vom Altar beschämt,
Und mit ihm seine Schaar entweicht.

Bald hatte Graf Gottfried mild ersetzt,
Was frevlerisch er am Kloster verletzt;
Auch war er einem frommen Leben
Von nun an allen Ernsts ergeben.

Ottmar.

III.

Burg Brauneck

bei Creglingen.

Auf dem Vorsprung eines steilen, gegen 200 Fuß hohen Hügels, welcher, links von der Steinach, und rechts von einer tiefen Schlucht begränzt, auf seiner Nordseite unangebaut und steinigt, auf der Süd- und Westseite aber mit Weinstöcken bepflanzt ist, liegt die großartige Ruine Brauneck, eine der ältesten Burgen des hohenloh'schen Geschlechts. Die Burg bildet ein länglichtes Viereck von beträchtlichem Umfang, welches aus einer an 50 Fuß hohen sehr starken Mauer bestand, auf der, wie man noch jetzt hier und da sieht, so weit die Wohngebäude nicht darauf ruhen, ein mit Schießscharten versehener Gang ringsherum führte. Auf der Nord- und Westseite war sie durch zwei starke viereckigte Thürme begränzt, auf der Südseite stand einst ein ähnlicher Thurm, der aber nunmehr

ganz abgetragen ist. Auf der Nordseite, mit der südlichen und nördlichen Wand der Mauer aus einem Stück, stand ein hoher sehr massiver Bau, der vor Jahren noch wohnlich hätte eingerichtet werden können. Von diesem Bau rechts auf der Ostseite ist der Eingang in das Innere des Quadrats. Wenigstens 60 Schritte von diesem Eingang entfernt, war querüber der Hügel von einem breiten Graben durchschnitten, der aber gegenwärtig größtentheils geebnet ist. Ganz dicht an und vor dem Schlosse zieht sich noch ein tiefer und breiter Graben, der fast ganz durch Kalkfels gehauen ist, quer über den Rücken des Hügels weg. Ueber diesen Graben führt nach dem Schloßthor eine steinerne Brücke, welche die Stelle der sonst hier befindlichen Zugbrücke vertritt. Gleich innerhalb des Eingangs in den Schloßhof hat man links das große, nun ruinirte Gebäude vor sich, in welchem die Wohnung des sogenannten Kastners (Kameralbeamten) und die Schloßkapelle gewesen, von welch letzterer nur noch die Fensterbogen sichtbar sind. Rechts diesem Bau gegenüber und zunächst am Thor, steht ganz vereinzelt ein sehr dicker und viereckigter Thurm (Bergfried), sonst an 100, jetzt kaum noch 60 Fuß hoch, der 40 Schuh im Durchmesser haben soll. Dieser Thurm ist das älteste Bauwerk auf Brauneck, und könnte der Bauart nach wohl noch aus dem 11. Jahrhundert stammen. Er ist aus mächtigen Buckelsteinen aufgeführt und hat seinen kaum drei Fuß hohen Eingang auf der Südseite 50 Fuß hoch oben. Ueber

seine innere Struktur können wir leider! nichts Näheres berichten, da er gegenwärtig nur vermittelst einer hohen Leiter bestiegen werden könnte; wahrscheinlich ist er inwendig größtentheils verschüttet. Außer einem großen Loche, welches ganz unten eingebrochen wurde, und gegenwärtig dem Federvieh zum Aufenthalt dient, sind die Außenwände dieses Berchfrieds noch ziemlich gut erhalten. Es würde wohl keinen sehr großen Aufwand erfordern, wenn man diesen Thurm, der immer noch eine ansehnliche Höhe hat, nach oben wieder herstellen und durch eine von außen angebrachte Treppe besteigbar machen würde. Wohl gewänne man dadurch nicht sehr an Aussicht, die überhaupt nicht besonders anziehend ist, denn man hat gegen Süden nur ein kleines Thal, in der Nähe des Schloßbergs das Dorf Niedersteinach, auf der Anhöhe gegen Osten das Dorf Sechselbach, und auf den übrigen Seiten angebaute Bergwände, öde liegende Ackerfelder und entfernte Waldungen vor sich — aber es würde auf solche Weise doch der älteste Theil der Burg, und somit ein Denkmal erhalten, an das sich besonders für das erlauchte Haus Hohenlohe wichtige historische Erinnerungen knüpfen. Jetzt zerfällt Burg und Thurm immer mehr unter Menschenhänden, denn die mächtigen Buckelsteine sind ein tüchtiges Material, um neue Häuser zu errichten, wie bereits die jetzigen Wohn- und Oeconomie-Gebäude des Besitzers daraus erbaut worden sind. — Wir blicken von der jämmerlichen Gegenwart hinweg in die Vorzeit der Burg, da sie

lange der Wohnsitz eines erlauchten Geschlechts gewesen, sehen dessen Blüthe und Abgang, und vernehmen, wie die Burg das Loos aller irdischen Besitze theilte, und von einer Hand in die andere überging, bis sie ein Bauernhof geworden.

Burg Brauneck, in den ältesten Urkunden Brunecke, war wohl schon im 11. Jahrhundert erbaut, und bildete in alten Zeiten den Sitz einer Herrschaft, welche die sämmtlichen Orte des sogenannten Centgerichts auf der Hard, Nettersheim, Neubronn, Standorf, Finsterlohr, Archshofen, Münster, Krainthal, Freudenbach, Frauenthal, Creglingen, Schirmbach, Erbach, Rimbach, Biberehren, Steinach, Sechselbach, Streichenthal, Eberhardsbronn u. s. w., sowie die sogenannten Maindörfer umfaßte. Erst im Jahre 1230 wird die Burg Bruneck urkundlich genannt, und wir erfahren, wer ihre Besitzer gewesen. In diesem Jahr vertragen sich die beiden Brüder Gottfried und Kunrad von Hohenlohe nach dem Hingange ihres Vaters Heinrich (um 1209) wegen der Besitzungen zu Weickersheim, Röttingen, Mergentheim, Reigirberg. Am Schlusse dieses Vertrags, der unter Vermittlung ihrer Brüder Andreas und Heinrich, der Deutschordensritter, sowie zwölf benannter Vasallen von Hohenlohe zu Stande gekommen, heißt es also: Das soll Jedmänniglich jetzt und in Zukunft wissen, daß die Herren Gottfried und Kunrad, Gebrüder von Hohenlohe, sich eidlich verpflichtet haben, so Herr Gottfried gegen den vorgenannten Vertrag handelt, und innerhalb sechs

Wochen auf Mahnung dem Bruder Kunrad keine Genugthuung verschafft, soll Herr Gottfried die Burg Hohenlohe mit Leuten, Zinsen und Allem, was dazu gehört, verlieren, und Herr Kunrad soll dieselbe als rechter Erbe besitzen. Dagegen, wenn Herr Kunrad den Vertrag nicht hält, und innerhalb sechs Wochen dem Bruder keine Genugthuung gibt, so soll Herr Kunrad die Burg Brunecke mit allen Leuten u. s. w. verlieren, und Herr Gottfried soll dieselbe als rechter Erbe besitzen." Daraus ersehen wir, daß Brauneck ursprünglich ein Besitzthum Heinrichs von Hohenlohe gewesen; als nach seinem Tode die Besitzungen getheilt wurden, fiel die Stammburg Hohenlohe an seinen Sohn Cunrad. Dieser nahm auf Burg Brauneck seinen Wohnsitz, und gründete die Linie der Dynasten von Hohenlohe-Brauneck. Sie sind von nun an Besitzer und Bewohner der Burg, darum mag es am Platz sein, die Glieder dieses Geschlechts bis zum Letzten von Hohenlohe-Brauneck hier aufzuführen.

Cunrad von Hohenlohe-Brauneck zeugte mit seiner Gemahlin Petrissa v. Büdingen vier Söhne: Heinrich, Andreas, Gottfried, Cunrad, und eine Tochter Mechtild. Cunrad zeugte nur einen Sohn gleichen Namens, der kinderlos starb, Andreas wurde geistlich, Heinrich und Gottfried pflanzten den Stamm von Hohenlohe-Brauneck in zwei Linien fort, von denen die eine die Burg Neuhaus mit Zugehör, die andere ausschließlich Brauneck mit Zugehör besaß. Die neuere, welche Heinrich gründete, nannte sich vom

Neuen Haus, und blühte in zahlreichen Sprößlingen, bis sie in der fünften Generation mit Ulrich IV. im Jahr 1381 erloschen; sie gehört jedoch nicht in den Kreis unserer Darstellung, sondern in die Geschichte der Burg Neuenhaus bei Mergentheim. Den ursprünglichen Stamm von Brauneck führte Gottfried mit Frau Williberg fort, deren Geschlecht nicht genannt ist. Sie gebar ihrem Gemahl nur einen Sohn Gottfried, der eine zahlreiche Nachkommenschaft hatte. Dieser Gottfried von Brauneck gehörte zu den wichtigsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Er war ein treuer Anhänger König Adolfs von Nassau. Bei der Entscheidungsschlacht auf dem Hasenbühl bei Göllheim im Jahr 1298 stand er bei dem König als Bannerführer, und muß sich ritterlich gehalten haben, denn der naive deutsche Chronist Küchemeister von St. Gallen sagt von ihm: „und führt das Banner ein Herr von Hohenloh, und hieß der von Bruneke, und war nit frommrer Ritter in beiden Heeren.“ Mit dem Jahre 1306 finden wir den ritterlichen Mann als Mönch im Kloster Heilsbronn, ob er gleich Vater von 10 Kindern, sieben Söhnen und drei Töchtern, war, die er mit Elisabeth von Falkenstein-Münzenberg gezeugt hatte. Im genannten Jahr schützte ihn König Albrecht, da er sein Gut, Eigen und Lehen seinen Leibeserben zurückgelassen hatte, vor Fürsten und Herren so, daß um irgend welche Forderungen weder er noch das künftige Kloster künftigen Ansprechern zu antworten haben, durch eine Urkunde, worin

es von dem Edelherrn heißt: „der erbar Mann Bruder Gottfried der Alte von Bruneke, der ein ergeben Mann und ein Mönch ist im Kloster Heilsbronn, und sich von der Welt hat gezogen und gelassen hat Söhne und Erben, und denselben Erben gelassen hat Berge, Städte, Eigen und Lehen, Gut und Leute, edel und unedel u. s. w.“ Daß Gottfried von Brauneck der Alte im Kloster Heilsbronn verstorben, ist kaum zu bezweifeln, denn es fand sich zu Heilsbronn noch ein Hohenloh'scher Wappenschild, wenigstens zu den Zeiten des kundigen J. L. Hocker, der die Denkmale des Klosters, die er selbst noch gesehen, beschrieben. Von Gottfrieds des Alten Söhnen wurden Cunrad, Emich, und Philipp Canoniker, Gottfried der Jüngere Deutschordens-Commenthur zu Archshofen (im Jahr 1333), Werner Deutschordens-Bruder, die beiden Brüder Andreas und Gottfried traten in die väterlichen Besitzungen ein, aber so, daß auch die geistlichen Brüder und die drei Schwestern Elisabeth, Williberg und Agnes, von denen sich die beiden letzteren vermählten, noch Ansprüche daran hatten. Im Jahr 1318 starb Andreas v. Brunek und hinterließ eine Wittwe, Euphemia von Tuvers (Taufres) ohne Kinder. Dieselbe erhielt im nämlichen Jahr von ihren Schwägern Emich, Gottfried, Philipp, die Veste Linthal und andere Güter um 600 Mark Silber zu unbestrittenem Besitzthum, daß sie diese wende und gebe wohin und wem sie wolle. Im Jahr 1324 schenkte Euphemia den Brüdern des Ordens des

Spitals St. Marien des deutschen Hauses zu Jerusalem die Burg sammt dem Dorf und dem Kirchensatz zu Lienthal, so wie einen Acker zu einem Pflug, und das Holz, das Geheye genannt, unter der Bedingung, daß die genannte Burg von einem Ordensgeistlichen bewohnt und niemals weder verkauft noch verpfändet werde. Euphemia starb im Jahr 1329, und liegt neben ihrem Gemahl in der Franziskaner-Kirche zu Rotenburg begraben, wo noch beider Grabschriften zu finden.

Nach dem Tode des Andreas v. Brauneck wurde sein Bruder Gottfried alleiniger Besitzer der Herrschaft Brauneck. Er vermählte sich mit Margaretha von Gründlach, die ihm einen Sohn Gottfried und zwei Töchter, Anna und Margaretha, geboren, von denen Anna den Grafen Burkard v. Hohenberg heirathete, Margaretha aber Aebtissin zu Frauenthal und dann Priorin zu Frauenaurach wurde. Gottfried stiftete mit seiner Gemahlin die Kapelle in der ihm angehörigen Burg Reigelsperg, und starb im Jahr 1354. Sein einziger Sohn Gottfried überkam die sämmtlichen Besitzungen. Er vermählte sich mit Agnes, Gräfin von Castell, mit der er zwei Söhne, Gottfried und Conrad, zeugte. Von diesen wurde der erstere Domprobst zu Trier und starb im Jahr 1390; Conrad vermählte sich mit Anna von Hohenlohe, die ihm nur eine Tochter, Margaretha, geboren. Conrad starb im Todesjahr seines Bruders 1390. Beide Brüder verewigten sich durch die Gründung der schönen Herr-

gottskirche. Mit Conrad erlosch der Stamm der Dynasten von Hohenlohe-Brauneck in männlicher Linie. Conrads Wittwe, Anna, Geborne von Hohenloh, vermählte sich mit dem deutschen Erbkämmerer Conrad von Weinsberg, und seine einzige Tochter Margaretha mit Graf Heinrich von Schwarzburg. Als im Jahr 1403 die Herrschaft Brauneck zwischen Mutter und Tochter getheilt wurde, erhielt Margaretha die Burg Brauneck, sowie alle Brauneck'schen Orte, welche im Grund der Tauber, und zunächst bei derselben lagen, sammt den Maindörfern; Anna die Herrschaft Reigelsperg, sowie alle im Gau und gegen das Gau hin liegenden Orte. Als Margaretha's Gemahl, Graf Heinrich von Schwarzburg, starb, vermählte sie sich zum zweiten Male mit Burggraf Johann III. von Magdeburg, mit dem sie einen einzigen Sohn Namens Michael zeugte. Dieser erhielt nach der Eltern Tod im Jahr 1429 die Herrschaft und nannte sich einen Herrn von Brauneck. Ums Jahr 1448 bezeugte Burggraf Michael Lust, die Herrschaft wieder in andere Hände übergehen zu lassen. Markgraf Achilles von Brandenburg wurde der Käufer. Ritter Ludwig von Eyb, Hofmeister bei dem genannten Markgrafen, der ein höchst wichtiges Gedenkbuch seiner Zeit handschriftlich hinterließ, was von Dr. Höfler in Prag herausgegeben wurde, berichtet über diesen Kauf wörtlich also: „da nun der von Maidburg Cregling, Brauneck verkaufen wölt, schlug sich Herr Wilhelm von Rechberg darein, dieselbe zu kaufen, das ward mein Vetter Mertein

von Eyb zu wissen, der bracht es an mein Herrn und die alten Räte, wurd durch sie befohlen, mit Herrn Wilhelm von Rechberg darum zu handeln, dann mein Herr wär vor im Red gewest des Kaufs halben; und man versehe sich bei im, er wurd mein Herrn nicht hindern, sondern dazu fördern, und nit unpillig, nachdem er seiner Genaden Hofmeister war. Wiewohl er nun das ungern thät, so ließ er es doch geschehen. Also wurd meim Herrn der Kauf bei vier und zwanzig tausend gulden, dahin man das badnisch heuratgut anlegt, glaub ich. Wiewohl es an der nutzung so viel nit trägt, so solt dennoch die herrschaft nit Siebenzig tausend Gülden dafür nemen." Markgraf Achilles von Brandenburg nannte sich von nun an auch einen Herrn von Brauneck. Schon im folgenden Jahre brachte er es dahin, daß das Schloß Brauneck, welches, so weit es mit Mauern und Graben umgeben, churpfälzisch Lehen war, völlig geeignet und die Lehenschaft aufgehoben wurde; worauf er das Schloß mit Zubehör im Jahr 1460 seinem Rath Jörg von Ehenheim zu Geyern, der aus dem alten hohenlohischen Vasallengeschlecht stammte, zum Rittermannlehen, die übrigen brauneck'schen Lehen aber Albrecht Ludwig von Eyb dem Aelteren auf gleiche Weise übergab. Als der erstere im Jahr 1464 starb, ging die Burg Brauneck mit Zugehör auf seinen Sohn gleichen Namens über, der sich jetzt Georg v. Ehenheim zu Geyern und Brauneck schrieb, und im Jahr 1499 verstarb. Unter dessen Sohn, Georg IV., er-

fuhr die Burg Brauneck das erste Loos der Zerstörung. Im Jahr 1525 zogen die aufrührerischen Bauern vor die Burg; sie wurde nach kurzem Widerstand erobert, ausgeplündert und zum Theil verbrannt. Bald nachher aber mußten dieselben Bauern sie wieder in bewohnbaren Zustand versetzen. Georg IV. von Ehenheim zu Geyern und Brauneck hatte zwei Gemahlinnen, Margaretha von Rosenberg und Barbara von Grumbach, aber keine gebar ihm Kinder. Vor seinem Tode machte Georg von Ehenheim mit Consens der Lehensherren ein Testament, dem zufolge sein Vetter Conrad die pfälzischen Lehen zu Geyern, Vetter Engelhard aber die Brandenburgische allda erhielt; die Burg Brauneck aber legirte er dem ganzen Geschlecht derer von Ehenheim. Er starb im Jahr 1529 und war der Letzte der Linie von Ehenheim, genannt Wild. Brauneck blieb noch bis zum Jahre 1615 im Besitz der Herren von Ehenheim. In diesem Jahre verkaufte Wolf Christoph von Ehenheim mit fürstlich brandenburg'scher lehensherrlicher Bewilligung die Burg sammt Zugehör an Georg Gottfried von Gundelsheim, der noch in demselben Jahr nebst seinen beiden Brüdern Georg Engelhard und Hans Kaspar von Gundelsheim die Belehnung darüber erhielt. Im Jahre 1683 erlosch dieses Geschlecht im Mannsstamm, durch den Tod Martin Joachim Christophs v. G., wodurch das Lehen Brauneck der Lehensherrschaft vermannte. Der Lehenherr überließ es in demselben Jahr dem damaligen Oberamtmann von Windspach Johann Ulrich von

Dangries auf Gleisenberg zu neuem Rittermannslehen; dessen Sohn Philipp Andreas trat es im Jahr 1690 wieder an das markgräfliche Haus ab. Von dieser Zeit an wohnten markgräfliche Kastner daselbst. Ums Jahr 1699 wurde die Burg sammt dem Hof an den Urgroßvater des jetzigen Besitzers, Bauer Strobel, verkauft. — Wir können von der Burg Brauneck nicht scheiden, ohne noch einmal den Wunsch auszudrücken, es möchte das erlauchte Fürstenhaus Hohenlohe diese ihre einzig noch übrige ehrwürdige Stammburg vom völligen Untergang retten, dem sie nach und nach entgegengeht. Wohl sind schon Versuche gemacht worden, um die Burg wieder zum hohenloh'schen Eigenthum zu machen, sie sind gescheitert an den hohen Forderungen von Seiten des Besitzers — lasse man ihnen das kostspielige Hofgut, und rette nur den Thurm und seine nächsten Umgebungen!

Wir waren bisher gewohnt, die Ruhestätten edler Geschlechter, besonders, wenn sie den Stammsitzen derselben nahe gewesen, in den Bereich der Darstellung zu ziehen, so steigen wir nun hinab in das unter der Burg Brauneck liegende Thal der Steinach, und wandern längs demselben dem Ursprung dieses klaren Forellenbachs zu. In etwa einer Stunde gelangen wir zu dem Pfarrdorf und nun abgegangenen

Kloster Frauenthal,

dem Erbbegräbniß der Dynasten von Hohenlohe-Brauneck.

Ueber den Ursprung dieses Klosters wurde schon manches gefabelt; selbst der fast glaubwürdige Lorenz Fries will aus alten Schriften wissen, daß es mit den Klöstern Seligenthal, Himmelkron, Lichtenstern u. A. zu bauen angefangen worden. Urkundlich erwiesen ist es, daß dieß erst im Jahr 1232 geschah. In diesem Jahr stellte Bischof Hermann die Bestätigungsurkunde der Stiftung aus, die im Auszug also lautet: „kund und zu wissen sei denen, die jetzt und nachher leben, daß die im Herrn geliebten edeln Männer Godefried und Conrad, Gebrüder von Honloh (Brauneck), zum Heil ihrer Seelen und zur Ehre Gottes und der seeligen Maria, sowie der heiligen Marterer Kiliani und seiner Genossen sich vorgenommen, ein Kloster Cisterzienser-Nonnen zu gründen, wozu sie unsern Willen, Rath und Hülfe erfleht, und haben demüthig gebeten, von der Pfarrei Munsteren, deren erbliche Schirmherrn sie seyn, dieses Kloster stiften zu dürfen. Also haben wir den Wünschen und Bitten mit gutem Willen willfahrt, nach eingeholtem Rath und Consens unseres Capitels und Archidiaconus, sowie des Pfarrers der genannten Kirche, und geben zu, daß das Nonnenkloster gestiftet werde, aber unter der Bedingung, daß der jeweilige Verwalter der Pfarrei dem Archidiaconus einen Geistlichen schaffe, welcher der Kirche ihren gebührenden Theil ausscheide, darüber dem Bischof und Archidiaconus zu Recht stehe, und der übrige Theil der Einkünfte dem Kloster zufalle zur Erhaltung der daselbst Gott dienenden Frauen.

Dazu geben die genannten Edelherrn ihre eigenen Güter zu Enkerspache und Munsteren mit allen Rechten dem Kloster zu eigenem Besitz auf ewige Zeiten, und stellen dasselbe unter das Domcapitel und die Kirche St. Kilians, im Weltlichen und Geistlichen, in allen Freiheiten, welche die Klöster Cisterzienser-Ordens seit alten Zeiten bis dato genießen und haben. Mitsiegler der Urkunde ist Heinrich, Commenthur des deutschen Hauses, leiblicher Bruder der Genannten, welcher die Sache fördern half." Das neu gestiftete Kloster wurde bald mit wichtigen Stiftungen bedacht. Schon vor dem Jahre 1261 haben die Frauen von Frauenthal eine Besitzung zu Wolmersbach; es ging von ihnen an einen gewissen Marquard Strezzen über, und dieser verkaufte es im genannten Jahre mit Einwilligung seines Lehensherrn. Auch auf andere Weise wurde das Besitzthum des Klosters vermehrt. Im Jahr 1277 verkauft Gottfried, Edler von Bruneke, seinen Hof Lare (Lohrhof), welchen er vom Reiche zu Lehen getragen, mit allen seinen Rechten, unter Bewilligung des erlauchten Königs Rudolph, für 300 Pfund Heller an Aebtissin und Convent der Nonnen zu Browenthal. Dafür übergab er seinen Ort Rimpach dem genannten Könige, und empfing ihn wieder als Lehen. Kilian von Bibra, Doktor und Probst von Neumünster zu Würzburg, stellte im Jahr 1490 auf Bitten des Grafen Kraft von Hohenlohe ein Vidimus über diese Urkunde aus, und hing sein Sigill daran. Das Kloster hatte damals schon seinen

eigenen Pfarrer: Bruder Erhard von Fraventhal, Priester, wird in einer Urkunde vom Jahr 1281 genannt. Im Jahr 1290 übergibt Aebtissin und Convent zu Frawenthal, mit Bewilligung des Abts von Brumbach, unter dessen Aufsicht sie standen, alle Güter in den Orten Adelnhofen und Wigenheim, welche ihnen von einem gewissen Heinrich seligen Andenkens, dem Sohne des Rapoto, und seiner Gemahlin Herradis vermacht waren, an die Brüder des Hospitals St. Inhannis zu Jerusalem. Sie entsagen aller Rechte und Ansprüche auf diese Güter für künftige Zeiten, da es erwiesen, daß dem Kloster von jenen bisher mehr Schaden als Nutzen erwachsen, der Edelherr Conrad von Bruneck hängt sein Sigill an diese Uebergabe. Im Jahr 1365 geben Gottfried von Hohenlohe, von Brauneck genannt, und Frau Agnes, seine eheliche Hausfrau, mit gesammter Hand und vereintem wohlbedachtem Muthe, mit gesundem Leibe, recht und redlich den ehrbaren geistlichen Frauen, der Aebtissin und dem Convent gemeiniglichen und dem Kloster zu Frauenthal zuvorderst durch Gott und durch ihrer Seelen Heils willen, und auch von redlicher Schuld wegen, die des vorgenannten Gottfried von Hohenlohe, von Brauneck genannt, Vater und Altvordern dem Kloster und den Frauen schuldig gewesen, den Zehenten zu .... mit allen seinen Zugehören im Feld und Dorf, besucht und unbesucht, als er auf sie gekommen und ihre Altvordern ihn bisher gehabt haben; und verziehen sich die vorgenannten

mit des hochwürdigen Herrn Albrechts von Hohenlohe, Bischof von Würzburg, und seines Capitels Hand, Willen und Wort des Vorgeschriebenen mit Munde und mit Helm ewiglichen u. s. w. Im Jahr 1418 nahm Papst Martin V. auf ausdrückliches Ansuchen der Aebtissin und des Convents das Kloster Frauenthal mit Allem, was es in Besitz hat und dereinst noch erwerben mag, unter den Schutz des heiligen Petrus, und bestätigt demselben all' seine Freiheiten und Privilegien, die von seinen Vorfahren und ihm selbst dem Kloster verliehen worden sind. Demungeachtet hatte auch Frauenthal Beeinträchtigungen von seinen Nachbarn zu erfahren. Im Jahr 1437 überfiel Conrad von Herten, ein Edelmann aus der Gegend von Oehringen, mit einigen Spießgesellen das Kloster und nahm ihm einiges Vieh, Fahrnisse und andere Dinge räuberisch weg. Ueber diese Gewaltthätigkeit beklagte sich die Aebtissin und der Convent beim Papst Eugen IV., und dieser ließ alsbald an den Dekan von Oehringen einen Befehl ergehen, die Sache streng zu untersuchen, und dann den Kirchenbann über den Schuldigen zu verhängen. Die Zeugen, welche aus Gunst oder Furcht sich entziehen wollen, sollen auf eben diese Weise angehalten werden, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Ob das Kloster einen Ersatz für seinen Schaden erhielt, ist nicht bekannt. Die Untersuchung fiel zu Gunsten des Klosters aus. Im nämlichen Jahr beklagte sich die Aebtissin Anna von Frauenthal und der edle Mann Conrad von

Weinsberg, Freiherr, Schirmherr und Advokat des Klosters zu Brownenthal, bei demselben Papst Eugen, daß von frühern Aebtissinnen, sowie dem Convent des Klosters, gewisse Zehenten, Ländereien, Häuser, Weinberge, Wiesen, Weiden, Wälder, Mühlen, Gülten und Zinsen, etliche bewegliche und unbewegliche Güter, sowie Rechte und Gerechtsame, die dem Kloster angehören, wie es die darüber ausgestellten Briefe besagen, zum großen Schaden des Klosters gewissen Clerikern und Laien, einigen auf Lebenszeit, andern nur auf gewisse Zeit, entweder als Eigenthum oder gegen einen jährlichen Zins abgetreten worden; darüber auch wirklich die Inhaber förmliche, vom päpstlichen Stuhl gegebene Bestätigungsbriefe erlangt zu haben behaupteten. Auf diese Klage hin erließ Papst Eugen an den Dekan zu Oehringen den Befehl, die auf solche Weise dem Kloster abgegangenen Güter wieder in die Gewalt des Klosters zu bringen, und gegen die Inhaber derselben, sowie die bei der Untersuchung aufgerufenen Zeugen eben so zu verfahren, wie er in früheren Erlassen geboten. Was in der Sache zum Besten des Klosters geschehen, ist nicht weiter bekannt. Auffallender Weise ist in dieser Bulle Conrad von Weinsberg als Schirmherr des Klosters genannt. Schirmherrn desselben waren ursprünglich die Herren von Hohenlohe-Brauneck; nach Erlöschen dieses Hauses kam bei der Theilung der Brauneck'schen Herrschaft der Schirm von Frauenthal an Margaretha, die Tochter des letzten Herrn von Brauneck, welche sich mit

Heinrich von Schwarzburg vermählte. Also wäre dieser Graf rechtmäßiger Schirmherr von Frauenthal gewesen, und nicht Conrad von Weinsberg. Es muß demnach über den Schirm von Frauenthal später noch ein besonderer Vertrag abgeschlossen worden sein, dem zu Folge Herr Conrad von Weinsberg den Schirm zu Frauenthal erhielt. Aebtissinnen des Klosters waren, so viel man noch aus Urkunden weiß: Margaretha von Brauneck im Jahr 1342, Margaretha von Vestenberg im Jahr 1413, Margaretha von Vinsterloch im Jahr 1472. Im Bauernkrieg erging ein trauriges Loos über das Kloster Frauenthal. Kurz vor Himmelfahrt des Jahrs 1525 zogen die aufrührerischen Bauern vor dasselbe, plünderten es aus und warfen den Feuerbrand in die Gebäude. Was die Bauern übrig ließen, nahm das Haus Brandenburg-Anspach weg, das im Jahr 1448 auch Frauenthal übernommen hatte. Als die Reformation in dieser Gegend eingeführt wurde, zog das Haus Brandenburg-Anspach die Klostergüter ein, und ließ sie durch einen eigenen Klosterbeamten verwalten. Wie diese Leute in dem säcularisirten Kloster verfuhren, davon haben wir ein Pröblein an einem Verwalter aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, dessen Name mit Recht nicht auf die Nachwelt gekommen ist, denn wir würden nur den Namen eines eben so unverständigen als rohen Menschen kennen lernen, der den dritten Raub am Kloster und seinen Stiftern beging. Bekanntlich war Frauenthal das Erbbegräbniß der Herren

von Brauneck; unter andern waren darinnen begraben: Gottfried von Brauneck im Jahr 1300, Andreas 1318, Gottfried im Jahr 1354, Gottfried im Jahr 1368, Conrad im Jahr 1383 u. A. Alle diese Herren hatten schöne Epitaphien, und diese nun ließ der Klosterverwalter bei Gelegenheit einer vorzunehmenden Reparatur der Oekonomiegebäude zerschlagen, um sie zum Pflästern zu verwenden. Die Kirche zu Frauenthal, in der diese Epitaphien standen, ist noch ziemlich gut erhalten, wenn sie auch in späteren Zeiten mannigfache Aenderung erlitt; sie ist in jenem Style gebaut, der den Uebergang vom Byzantinischen zum Gothischen bildet. Vom byzantinischen Style hat sie noch die Kreuzform, sowie die am Chor und dem Langhaus hinlaufende Gurten. Der Chor ist sechseckig gebaut, über ihm steht der nicht sehr hohe Thurm. Das Langhaus hat an der Mittagsseite einen Eingang, über dem die Jahrzahl 1552, sowie die Buchstaben G. F. M. Z. B. (Georg Friedrich, Markgraf zu Brandenburg) zu lesen sind; dieser Eingang ist wohl erst aus der Zeit der Reformation. Ein zweiter Eingang, mit rundem Bogen, befindet sich nahe beim Chor, und ist wohl aus älterer Zeit, obgleich oben die Jahrzahl 1579 steht. Auf der Mittagsseite steht die Kirche tief im Boden, auf der Nordseite noch drei Schuh tiefer. Man sieht dieß an den Fenstern, die bis an den Boden reichen. Die oberen Fenster sind bis unter den Bogen zugemauert. Treten wir durch den neben dem Friedhof befindlichen Eingang in die

Kirche, so haben wir nur einen Theil derselben vor uns, nämlich das Langhaus, das dermalen gänzlich von der übrigen Kirche, sowie dem Chore geschieden ist; wir haben vor uns ein Kirchlein von ziemlichem Umfang, das noch wohl erhaltene Kreuzgewölbe aus der ältesten Zeit zeigt. Das ist aber nur das unterste Stockwerk des Langhauses: mit Staunen sehen wir, daß über demselben noch zwei Stockwerke sich befinden, durch welche beide die schönen Säulen an der Wand hinauf laufen, von denen wir nur den untersten Theil erblicken. Die beiden oberen Räume wurden, wohl schon seit der Einziehung des Klosters, in Fruchtspeicher verwandelt. Denken wir uns die obern Räume mit dem untersten Stockwerk vereinigt — wie hoch muß dieses Langhaus, ja, wie stattlich die ganze Kirche gewesen sein, wenn wir den Chor, so wie Alles, was früher dazu gehörte, wieder zu einem Ganzen verbinden? Die Klosterkirche zu Frauenthal war demnach eine der größten in der ganzen Umgegend. Einen protestantischen Charakter hat nunmehr das Innere derelben ganz und gar angenommen, denn man sieht in demselben außer dem prächtigen Gewölbe Nichts mehr, weder ein Grabmal, noch sonst eine Merkwürdigkeit, die der Alterthumsfreund in solchen Kirchen finden zu müssen glaubt. Es ist leer und öde darin, und schauerlich düster wie in einer unterirdischen Kapelle, was auch der Fall sein mag, wenn man bei hellem Tag, und nicht gerade am Abend in dieselbe eintritt. An die Nordseite der Kirche schließt sich noch ein

langes Gebäude an, an dem wir gegen den Hof hin einen kleinen Eingang finden, der auf einem Bogen die Zahl 1525 trägt. Dieß mag wohl das frühere Conventgebäude gewesen sein. Gerade gegenüber befinden sich die Oekonomiegebäude, welche mit dem Kloster durch eine Hofmauer umfriedet sind. Ueber dem Thor dieser Mauer sehen wir noch das Brandenburg-Anspach'sche Wappen und die Zahl 1574. Kloster Frauenthal war in früherer Zeit nach Münster, und später nach Equarhofen eingepfarrt. Jetzt wird Frauenthal von dem Pfarrer von Freudenbach versehen, bildet aber immer noch eine eigene Pfarrei. Es zählt 215 meist sehr wohlhabende Einwohner, wovon mehrere noch förmliche Pergamentbriefe von Brandenburg-Anspach besitzen, die über den Kauf ihrer Höfe ausgestellt sind, und welche sich bisher vom Vater auf den Sohn vererbten.

An die ehrwürdige Kirche des Klosters Frauenthal knüpft sich eine ernste Sage von dem letzten Herrn von Brauneck, denn sie nahm auch dessen irdische Reste in ihren Schooß auf.

Der Letzte von Brauneck.

Da, wo die Tauber eine starke Krümmung gegen Abend macht, zwischen den Städtchen Röttingen und Aub, steht eine uralte Kapelle, der heil. Kunegundis geweiht, zu der man in alten Zeiten häufig wallfahrtete. Nahe daran hatte ein Waldbruder seine Klause,

der in der ganzen Gegend unter dem Namen Bruder Wolfram bekannt war, und nicht nur wegen seines frommen und heiligen Wandels, sondern auch wegen seiner Kenntnisse in der Heilkunde in großem Ansehen stand. Mit diesen diente er Geringen wie Vornehmen alle Zeit und mit großer Bereitwilligkeit.

Es war eben am Tage Kunegundis, da besonders viele Wallfahrer in der Kapelle sich eingefunden — die Wallner hatten sämmtlich ihre Andacht verrichtet und Bruder Wolfram ihnen seinen Segen ertheilt — noch Einer kniete am Altar der Kapelle, nachdem Alle schon die kleine Halle verlassen hatten — er hatte das Haupt tief zu den Stufen des Altars gesenkt und seine Hände recht flehentlich zum Gebet ausgebreitet. Schon wurde es düster in der Kapelle, denn der Abend war hereingebrochen — immer noch kniete der Betende, ohne sich zu rühren. Bruder Wolfram trat ihm näher — jetzt erst erkannte er in dem andächtigen und regungslosen Beter den edlen Herrn Gottfried v. Brauneck, der es in keinem Jahr versäumt hatte, am Kunegundentag hieher zu wallen und seine Andacht zu verrichten. Aber wie war der sonst so rüstige und kräftige Mann verändert, seit ihn Bruder Wolfram nimmer in der Kapelle gesehen! Sein Haupthaar, das früher in dunklen Locken um seine Stirne lag, war schneeweiß geworden, sein sonst blühendes Antlitz war leichenfahl und eingefallen seine Wangen, wie bei einem Greisen von 70 Jahren, und doch zählte Herr Gottfried erst 40 Jahre seines Alters.

Als Bruder Wolfram ihm nahe trat, um ihn anzureden, da richtete sich Gottfried ein wenig in die Höhe, sein verwirrtes Auge blickte auf zu dem ehrwürdigen Bruder, und die Hände, welche er bisher gegen den Altar gebreitet, streckte er wie ein Bittender gegen Bruder Wolfram — es schien, als wollte er reden, aber er brachte kein verständliches Wort hervor. Da erst gedachte der Klausner an die traurigen Geschichten, welche sich in diesen Tagen auf Burg Brauneck begeben hatten: wie Herr Gottfried das einzige Söhnlein seines Bruders auf der Jagd tödtlich getroffen, da er es vor einem Wildschwein retten wollte, wie die Mutter des Kindes vor Herzeleid jählings gestorben und er selbst in stillen Wahnsinn verfallen war. Bruder Wolfram erkannte alsbald, daß ein Kranker am Altar kniete, dem weder Kräutlein noch Trank helfen konnte, sondern nur ein Mittel, das stärkste und kräftigste, das hilft und rettet in Nöthen des Leibes und der Seele, wenn Nichts mehr helfen kann. Bruder Wolfram legte die Hände auf Herrn Gottfrieds Haupt, richtete seinen Blick voll Andacht aufwärts, und ein andächtiges Gebet entquoll seinen Lippen, das nicht unerhört blieb vor dem, der Gebete erhört, wenn sie aus einem Herzen voll Glauben und Vertrauen zu ihm emporsteigen.

Während Bruder Wolfram noch seine Hand auf Gottfrieds Haupt hatte, war es ihm, als löste sich ein schwerer Seufzer von der Brust dessen, über dem er gebetet hatte. Es war auch so — eine große Last

hatte des Bruders Gebet von Gottfried v. Brauneck genommen. Wie ist mir? rief der Knieende — fuhr über seine Stirne, als ob er sich auf etwas Vergangenes besinnen wollte — dann richtete er sich empor, faßte die beiden Hände des Klausners — mög's euch Gott vergelten, ehrwürdiger Vater, sprach er, daß ihr so schön über mir gebetet — es ist mir auf einmal so leicht ums Herz geworden, und vor meinen Augen ist es wieder klar und helle, wie in früheren Tagen — aber meine Schuld ist noch vor mir — das liebe Kind mit klaffender Wunde, und die Mutter, die es im Tod erblassend in den Armen hält — ihr habt für mich gebetet, guter Vater, daß ich bin frei worden von der Macht des Irrsinns, o so betet auch für mich, daß mir der barmherzige Gott meine schwere Schuld verzeihen möge! Das will ich gerne für euch thun, sprach Bruder Wolfram, wie ich für alle meine Brüder täglich bete, daß Gott ihnen wie mir die Sündenschuld erlassen möge; aber betet und flehet selbst auch herzinniglich alle Tage und Stunden, daß er euch eure Schuld verzeihen möge, und wollet ihr fest überzeugt werden, daß ihr vollständigen Ablaß eurer Sünden erlanget, so müsset ihr ein Werk der Buße thun. Wie soll das geschehen? fragte Gottfried von Brauneck. Wallet gen Rom zum heiligen Vater, sprach Bruder Wolfram, und der wird euch ein Werk aufgeben, mit dem ihr für eure Sünden büßet — doch vor allen Dingen, ich muß es euch noch einmal sagen, flehet zu Gott, daß er euch eure

Sünde vergebe, sintemalen Gott allein den Menschen die Sünden vergeben kann.

Das will ich, sagte Gottfried von Brauneck, aber gebt mir noch euren Segen, ehrwürdiger Vater, damit meine Wallfahrt eine glückliche werde, denn schon morgen will ich sie antreten. Nochmals kniete er nieder an den Stufen des Altars, er betete mit Andacht, wie er schon lange nicht mehr gebetet hatte, und Bruder Wolfram gab ihm seinen Segen zur Wallfahrt. Mit Thränen des Dankes verließ Gottfried den Klausner und kehrte auf die Burg Brauneck zurück, wo sich Jedmänniglich wunderte, wie es mit dem edlen Herrn so schnell anders geworden war.

Aber für Frau Anna und ihr Töchterlein Margaretha war es ein schmerzliches Wort, als Gottfried ihnen ankündigte, daß er Morgen seine Wallfahrt nach Rom antreten wolle. — Es wurde ein wehmüthiges Scheiden, als Herr Gottfried von Brauneck mit dem Frühesten des Tages sich vom Lager erhob und von der Gattin und dem einzigen Kinde Abschied nahm. Besonders das Töchterlein weinte und schluchzte über die Maaßen, daß der Vater die Mutter und sie allein lassen wolle; es hing sich dem Vater um den Hals und wollte nicht von ihm lassen, bis er ihm zusagte, daß er nach kurzen Tagen wiederkehren würde. Aber zu Frau Anna, die sich nicht minder traurig geberdete, sprach er halblaut, daß das Töchterlein es nicht hörte: wenn ich von heut übers Jahr nicht wiederkehre, so darfst du meiner nimmer harren. Er drückte sein

Ehegemahl noch einmal brünstig ans Herz und gab ihr den Abschiedskuß; wohl ahnete Keines von ihnen Beiden, daß sie einander nimmer sehen würden, als er über die Schwelle des Gemachs trat.

In einer schweren und harten Zeit trat Gottfried von Brauneck seine Bußfahrt an — Thäler und Höhen waren über und über mit Schnee bedeckt, und die Bäche waren bereits mit dünnem Eis überzogen, doch ging er barfuß, nur im einfachen Pilgergewand, einen Gürtel von rauher Wolle um den bloßen Leib, eine große Kürbisflasche mit Wasser um den Nacken hängend und den Pilgerhut tief eingedrückt. Einen starken Pilgerstab trug er in den Händen, der ihm als Wegstab und zugleich als einzige Waffe diente, wenn er je sollte von einem Räuber angefallen werden. Er hatte weder Gold noch Silber zu sich genommen, sondern er wollte arm und dürftig gen Rom wallen und sich von den Gaben der Barmherzigkeit nähren, die er in den Klöstern erbettelte. Dabei besuchte er alle Kirchen und Kapellen, wenn er durch eine Stadt oder ein Dorf kam, und verrichtete allda seine Andacht mit gebeugten Knieen und ausgespannten Händen, die oft fast erstarrt waren von Nässe und Kälte. Wo er hinkam, rastete er nur kurze Zeit; spät trat er ein in die Herberge, und nach zwei- oder dreistündiger Schlafesruhe, immer vor Tagesanbruch, setzte er seinen Weg weiter fort.

Wir hätten gar Viel zu beschreiben, wenn wir von nun an Alles berichten wollten, was Gottfried dem

Wallner widerfahren, bis er in die Thore der Siebenhügelstadt eintrat; wir geben nur eine Andeutung. Am fünften Tage nach seiner Abfahrt von Brauneck stand er am Ufer des schwäbischen Meeres, nach fünf weiteren Tagen wanderte er bereits auf den Höhen des Gotthard; als er hinunter kam an den Lago Maggiore, hatte er auf demselben einen heftigen Sturm zu bestehen, bei dem das Fahrzeug, auf dem er fuhr, umschlug. Kaum rettete er sein Leben aus den stürmischen Fluthen — an Haabe hatte er Nichts verloren, er besaß ja Nichts — aber eine Fieberkrankheit trug er davon, an der er 20 Wochen in Locarno darnieder lag, wo ihn eine christliche Familie verpflegte, welche, selbst mittellos, die Labsal für den Kranken von Haus zu Haus sammeln mußte. Da er, noch geschwächt von seiner Krankheit, es kaum für möglich hielt, zu Lande die Fahrt gen Rom zu vollbringen, so zog er es vor, über Genua zu Wasser nach Rom zu gelangen. Mühsam schleppte er sich durch das Thal des Ticino, kam nach langer Wanderung gen Pavia, überschritt die Ufer des Po und gelangte nach einer noch mühseligeren Fahrt über das Gebirge in die Hafenstadt Genua. Zur glücklichen Stunde kam er dort an, denn eben lichtete ein Schiff die Anker, auf dem viele Pilger, meistens ohne Fahrgeld, gen Rom fuhren. Die Fahrt ging bei günstigem Winde glücklich von Statten. Am Morgen fuhr das Schiff von Genua ab, am Abend des dritten Tags lief es in die Mündung der Tiber ein, und vor Nacht landete der Wall-

ner an der Siebenhügelstadt, wo er noch freundliche Herberge und Verpflegung fand. Und doch hatte der Pilger keine süße Ruhe unter diesem gastlichen Dache — denn sein Wunsch war noch nicht erfüllt, der ihn hieher geführt hatte. Darum, ehe es noch tagte, machte er sich schon auf, und ging dem St. Peters-dom zu, wo er seine erste Andacht verrichten wollte. Er hatte nicht weit zu gehen, denn das Haus seines Gastfreundes lag im nordwestlichen Theile der Stadt am Fuß des vatikanischen Berges, nicht ferne von St. Peters-Dom. Noch nicht war dieser so großartig, wie er im 16. und 17. Jahrhundert erweitert wurde. Aber doch war es schon damals ein herrlicher Dom, errichtet über der Märtyrer-Stätte des Apostels Petrus, auf den Grundmauern des Cirkus erbaut, den Kaiser Nero in den vatikanischen Gärten angelegt. Er war fünf-schiffig und maß schon damals 363 Fuß in die Länge. Aber noch herrlicher und kostbarer, als später und jetzt, war die innere Ausstattung. Ein großer Theil des Bodens, sowie sämmtliche Säulen mit den silbernen Leuchtern, ja der Fußboden der Gruftkirche war sogar mit Goldplatten belegt. Letztere war mit einer Menge von kostbaren Geräthen von Gold und Silber ange-füllt; in ihr ruhte in kostbarem Sarge der Leichnam des Apostelfürsten, umgeben von 100 silbernen Lam-pen. Ueber diesem Grabmal stand der mit Goldblech überkleidete Hauptaltar der Kirche; neben dem Altar war der Boden durchbrochen, so daß man auf den Sarg des h. Petrus in der Krypta hinunterschauen

konnte. An den Stufen dieses Altars, mit dem Blicke auf St. Petrus Sarg, lagen von der Frühe des Tags bis zu dem Dunkel der Nacht fromme Andächtige und Pilger aus allen Ländern der Welt auf den Knieen, um sich in der Nähe des h. Leichnams von Kräften des Himmels stärken zu lassen.

Mit bebendem Fuß, in heiligem Schauer, wandelte Gottfried durch die h. Hallen bis zur Stätte der Andacht. Hier warf er sich nieder mit ausgebreiteten Armen, das Antlitz auf den kalten Marmor gerückt; und er kniete so lange, wie noch selten ein Pilger gekniet hatte. Erst dann, als es lebhafter wurde im Dome und ein Andächtiger nach dem andern sich dem Altar nahte, richtete sich der Wallner auf und trat in einen der Betstühle, die zu beiden Seiten des Altars stehen. Bald zogen die Gläubigen in Schaaren herein.

Was ist heute für ein Festtag? fragte Gottfried einen neben ihm stehenden Beter. Seid ihr auch ein Christenmensch? entgegnete der Gefragte, und ihr wisset nicht, daß wir in der Charwoche sind und heute Gründonnerstag feiern? — Doch, wenn ihr hieher gewallt seid, Pilgersmann, um in St. Peters-Dom anzubeten, so habt ihr keine schicklichere Zeit wählen können, als diese, denn heute hält unser heiliger Vater und Herr, der Papst, ein feierliches Hochamt, was er alljährlich nur an diesem Tage zu thun pflegt. — Der Wallner gab seinem Nachbar keine Antwort, er nickte ihm nur mit dem Haupte zu, als ob er ihm

dankte für seinen Bericht. Nicht lange stand es an, so thaten sich die übrigen Thore des Doms weit auf, eine Masse Volks drängte herein, und hinter dieser eine feierliche Prozession, welcher ein großes silbernes Kreuz, umgeben von wallenden Fahnen, vorangetragen wurde. Hinter ihnen folgte Papst Bonifazius, des Namens der Neunte, umgeben von seinen Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Domherren, und der ganzen niedern Clerisei. Unter einem mit Gold und Silber reichgestickten Baldachin, den acht hohe Geistliche trugen, trat der Papst einher mit dreifacher Krone geschmückt. Als er über die Schwelle der Kirche trat, sank die andächtige Menge nieder voll Andacht, und der h. Vater spendete nach allen Seiten hin mit ausgebreiteten Händen den Segen. Als der Papst am Altare angekommen war, begann ein feierliches Hochamt, das der h. Vater selbst sang unter Begleitung der herrlich schallenden Orgel und der zahlreichen Chorsänger. Solches hatte der Büßende noch nie gehört und gesehen; er sank nieder in heiliger Andacht und erhob sich nimmer, bis die Töne der Orgel verklangen und das Wort missa est aus dem Munde des h. Vaters ertönte. Erst, als der Papst dem knieenden Volke den Segen ertheilte, erhob sich Gottfried vom Boden, und als derselbe mit seinem Gefolge der Sakristei zuging, verließ er seinen Stuhl rasch, um ihm nachzueilen, denn jetzt war die Stunde gekommen, wo er den Papst um Lossprechung von seiner Schuld und Auflegung einer Buße flehen konnte.

Schon war der Papst mit seiner Geistlichkeit in die Sakristei eingetreten — noch unter den Letzten wollte sich Gottfried hineindrängen, aber ein Kirchenwächter, der ihn bemerkte, wies ihn wieder zurück, ja, als er dennoch eindrang, gab ihm der derbe Römer einen Backenstreich. Diesen erwiederte Gottfried durch einen solchen Rippenstoß, daß der Wächter mit seiner gewaltigen Hellebarde der Länge nach auf den marmornen Estrich niederfiel. Jetzt drang der Pilger rasch mitten durch die Geistlichen, die furchtsam auswichen, denn sie hatten gesehen, was Arbeit der Pilger gemacht hatte, der dem ritterlichen Mönch Ilsan in der alten Heldensage nicht unähnlich war. Als er bis zu dem heil. Vater vorgedrungen war, warf er sich, der zuvor Brausende und Furcht Erregende, aber auf einmal wieder zu einem sanften Lamm Umgewandelte, voll Demuth vor dem Papst nieder, daß sein Haupt dessen Füße berührte, und schrie mit einer kläglichen Stimme: Heiliger Vater, erbarmet euch meiner! Da beugte sich der Papst liebevoll zu dem Knieenden nieder und sprach: mein Sohn, warum schreiest du also? wer bist du, und was willst du mir sagen? Gottfried richtete sich auf die Kniee und sprach mit gefalteten Händen: Heiliger Vater, ich bin ein sündiger Mensch, dem seine Missethat Tag und Nacht keine Ruhe läßt; ich bin aus fernen Landen hieher kommen, um euch meine Sünde zu beichten und um Ablaß zu bitten; so beschwöre ich euch, heil. Vater, bei den Wunden unseres lieben Heilandes, höret meine

Beichte und lasset mir Gnade angedeihen: wenn ihr mich nicht löset von meiner Sündenschuld, so finde ich keine Ruhe und keinen Frieden mehr auf Erden. Heiliger Vater, ihr waltet des Reichs Gottes auf Erden und habt von Gott die Macht empfangen, Hülfe und Trost zu geben den Bedürftigen, so flehe ich euch bei dem bittern Leiden und Sterben unseres Heilandes, daß ihr mich lossprechet von meiner Sünde, über die mein Herz voller Angst und Zittern, voll Leid und Reue ist. Mein Sohn, erwiederte der Papst, indem er ihn sanft aufrichtete, wenn du also sündig bist, wie du sagst, und begehrest reumüthig Gottes Gnade, so soll dir solche werden; folge mir, daß ich deine Beichte höre. Sofort trat der Papst mit ihm in die Vertiefung der Sakristei, wo ein Betstuhl stand, und hörte seine Beichte. Hier vernahm der h. Vater Alles, was der Pilger auf dem Herzen hatte: wie er den Tod des geliebten Neffen veranlaßt, dadurch unendliches Leid über das Haus seines Bruders gebracht, und seit jener Stunde keine Ruhe und keinen Frieden mehr habe, denn das Bild des Knaben mit klaffender Herzwunde und die todtbleiche Mutter verfolge ihn, wo er gehe und stehe. Mein Sohn, sprach der Papst, wohl ruht eine große Schuld auf dir, denn du bist schuldig an dem Tod des Knaben und der Mutter, und wenn es auch nicht also dein Wille gewesen. Doch Gott hat in Gnaden angesehen deines Herzens Leid und Betrübniß, auch daß du alle Mühsal und Arbeit einer Wallfahrt hieher nicht geachtet. So ver-

kündige ich dir im Namen des Dreieinigen Gottes Ablaß deiner Schuld — gehe hin im Frieden und dein Leben sei nun voll guter Werke, absonderlich übe fleißig Liebe und Milde gegen die Armen und Alle, so deiner Hülfe bedürfen. Heiliger Vater, fragte Gottfried, wird wohl der barmherzige Gott Solches, was ich gethan, und noch thun soll nach eurem Gebot, für genugthuend annehmen, und meine Schuld damit gebüßet sein, also daß ich wieder Ruhe und Frieden erlange? Mein Sohn, entgegnete der Papst, ist nicht Gottes eingeborner Sohn für uns Alle am Kreuze gestorben, damit er unsere Sündenschuld von uns nehme? und also ist mit seinem genugthuenden heiligen Verdienste auch deine Sündenschuld getilget — auf daß du aber zur Ehre des Heilandes, der aus Liebe für uns das schwere Kreuz getragen, auch Etwas thuest nach seinem Gebot: ein Jeder nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! so sollst du wörtlich das Gebot unseres Heilandes erfüllen, und nach seinem Vorbild ein Kreuz tragen, wie er getragen, und unter diesem Kreuze zurückkehren in die Heimath zu den Deinigen. Das soll die Buße sein, die ich dir auferlege, und es wird dienen zu deinem ewigen Heil, denn nur unter der Kreuzeslast lernt man Jesu Demuth, Sanftmuth und Geduld. Ich will thun, wie ihr mir gebietet, heiliger Vater, sprach Gottfried, und wenn es auch noch so schwer sein mag, was ihr mir auferleget — ich will es gern tragen, so es mir nur dienet zur Rettung meiner Seele. Der Papst legte

die Hand auf sein Haupt und gab ihm seinen Segen. Gottfried küßte voll Dank und Ehrfurcht dem Papste den Saum seines Kleides, verbeugte sich tief vor ihm, wie vor allen den Geistlichen, an denen er nun wieder vorüberging, und trat zur Sakristei hinaus. Als der Papst mit seiner Geistlichkeit die Kirche verließ, und die andächtige Menge ihn ehrfurchtsvoll begleitete, ging auch Gottfried mit, bis sich auf dem großen Platze vor dem Dome Alle verliefen. Da ging auch er seiner bekannten Herberge zu.

Schon am andern Morgen in der Frühe stand der Pilger bei einem Zimmermeister und bestellte ein hölzernes Kreuz von Manneslänge, ohne Cruzifix und nur von rauher Arbeit. — Kommt heute Abend wieder und es soll fertig sein, wie ihr es haben wollt, sagte der Meister. Ehe noch die Glocken Ave Maria läuteten, stand der Pilger schon wieder in der Werkstatt des Meisters — das Kreuz war fertig.

Wohin wollt ihr das Kreuz stiften, Pilgersmann? fragte der Meister — ihr seid doch nicht hier zu Land.

Es soll über die Alpen, und in meiner Heimath, im Frankenlande, stehen.

Da könnt ihr euch gleich ein starkes Saumthier miethen, und das hat noch schwer daran zu tragen, denn das Holz, aus dem ich das Kreuz gezimmert, ist noch frisch und schwer.

Nein, Meister, das will ich selbst tragen in mein heimathlich Land.

Dann wünsch ich euch Glück dazu, lieber Pilgers-

mann, aber ihr werdet oft ausruhen müssen unter dieser Last.

Die doch nicht schwerer ist, als die unser Herr und Heiland um unserer Sünde willen getragen.

Damit wollet ihr gewiß ein Werk der Buße vollbringen? aber es wird euch sauer werden, Pilger.

Und so das Kreuz noch schwerer wäre, wollt ich's dennoch tragen; ja, meine Buße dürfte noch härter sein, ich wollt' mich ihr unterziehen.

Wenn ihr das wollt, lieber Mann, so kann ichs euch noch mühlicher machen, was ihr vollbringen wollt. Ich schlage euch in das ganze Kreuz hölzerne Nägel, dann setzt sichs fester in euren Nacken, und ihr habt nicht darüber zu klagen, daß euch bei eurer Buße zu wenig geschehe, denn ihr habt es bei Weitem schwerer, als die Pilger, welche mit Erbsen in den Schuhen ihre Rückfahrt in die Heimath antreten.

Schlagt Nägel hinein, so viel ihr wollt, und ich werde euch dafür danken, lieber Meister.

Wer weiß, ob ihr mir danken werdet, wenn ich euch diese Plage anthue — doch ihr wollet es, und ich will eurem Gebot folgen. Zur Stunde schnitzte der Meister hölzerne Nägel und schlug sie hinein, bis das Kreuz über und über damit bedeckt war. Als er sie zählte, waren es 55 Nägel von Zolleslänge mit scharfen Spitzen. Der Pilger lohnte den Meister für seine Mühe, und ließ sich das Kreuz auf die Schulter laden.

Ihr habt eine Riesenstärke, Pilgersmann, sagte der

Meister, als das Kreuz auf dem Nacken des Pilgers lag, und derselbe, ohne sein Haupt zu beugen, aus der Werkstatt schritt — wenn es so fortgeht, vollbringt ihr euer Werk, und habt ihr es vollbracht, so verdient ihr unter die Heiligen zu kommen.

Noch an demselben Abend verließ Gottfried der Büßende die Stadt Rom, denn er wollte ohne Aufsehen aus derselben wegkommen. Wie der Pilger seine Fahrt die fürwahr eine Kreuzfahrt gewesen, vollbrachte, werden wir später sehen. Indessen eilen wir voran auf die Burg Brauneck, um zu erfahren, wie allda die Dinge stehen.

* * *

Es war ziemlich lange Zeit, als Gottfried der Büßende die Stadt Rom wieder verlassen hatte, da ritt in die Stadt Creglingen Herr Conrad v. Weinsberg, der reichste Edelmann von den Gränzen des schwäbischen Landes bis weit in das Frankenland hinein. Ein starkes Gefolge von Rittern und Knappen umgab ihn, doch ragte er über Alle wohl um Kopfes Länge, und keiner von Allen saß so adelich und stattlich im Sattel, wie er. Bis auf den Rückgrat seines prächtigen Schimmels wallten die Federn seines silbernen und vergoldeten Helms, und Schild, Schwerdt und Gurt strahlten reich von Gold und Silber. War er ausgestattet, wie zu einem Turnier, nicht minder gerüstet trabte sein Roß daher, denn fast bis zu den Füßen hing die purpurrothe Schabrake mit güldenen

Franzen, in den Ecken und auf dem Fürbug das Wappen der Weinsberger mit den drei silbernen Schildlein zeigend. Aber er ritt nicht zum Turnier, sein Streben war für dießmal auf ganz andere Dinge gerichtet; er war schon damals, ehe er Reichskämmerer geworden, ein Finanzer, hielt große Stücke auf Geld und Gut, und richtete Tag und Nacht seine Gedanken darauf, wie er sein väterlich Erbtheil mit neuen Gütern vermehre. Da hatte er nun vernommen, wie die edle Frau Anna von Brauneck nicht abgeneigt wäre, das, was von ihrem Schwager, dem Mönch zu Schönthal, ihr zugefallen war, durch Kauf in fremde Hände übergehen zu lassen. Darum kam Herr Conrad von Weinsberg gen Creglingen, um zu erfahren, wie die Sachen gethan wären. Seinen Abstand nahm er in der Herberge zur Reichskrone, die gerade gegenüber dem alten Creglinger Schlosse lag. Das war ein Aufsehen, als er an der Herberge ankam. Schon als er durch das alterthümliche Thor einritt und die Gassen herabtrabte, lief Alles aus den Häusern, um den stattlichen Ritterzug anzuschauen, und die Fenster der Häuser füllten sich oben und unten mit neugierigen Zuschauern. Auch die Fenster des gegenüberliegenden Schlosses blieben nicht leer. Vor Allen wurde in einem der oberen Fenster eine Frauengestalt sichtbar, deren Haupt noch ein Trauerschleier umhüllte, und neben ihr ein blühender Mädchenkopf, um den reiche Locken wallten. Herr Conrad von Weinsberg war einer der Letzten, die vom Rosse sprangen, denn, als

er sah, wie er von den Bewohnern des Schlosses nicht unbemerkt geblieben, drückte er seinem Schimmel sanft die Sporen ein, daß er sich gewaltig bäumte, und seinem Reiter Gelegenheit gab, sowohl seine Kunst im Zügeln, als seine stattliche und geschmeidige Figur zu zeigen. Da schlug das Frauenbild gegenüber im Schlosse ihren Schleier ein wenig zurück, und ihr strahlendes Auge traf den gewandten Ritter, der gerade aufschauend mit einer tiefen Verbeugung des Hauptes und freundlichem Blicke die Aufmerksamkeit seiner Nachbarin erwiederte, die ihm nicht unbekannt schien. Jetzt sprang auch er aus dem Sattel, und rasch den Schnecken der Herberge hinauf, wo das Gefolge bereits beim Trunke saß. Kaum hatte sich der Edelherr niedergelassen, so winkte er dem Wirth, Urbanus Kellermann, heran, und fragte ihn halblaut: nun, Herr Gastgeb, wer ist denn das schwarzgekleidete Frauenbild, das mit einem blühenden Fräulein aus den Fenstern des Schlosses schaute? Wird nicht euer Ernst sein, daß ihr mich fragt, Herr von Weinsberg, entgegnete der Wirth — werdet es so gut als ich wissen, daß das meine gnädige Frau Anna v. Brauneck, eure Base ist, mit der ihr noch als Knabe zu Weikersheim gespielt habt; werd es euch auch nicht erst sagen dürfen, daß sie so gut als Wittwe ist, die noch junge liebe Frau, ja, es will mich bedünken, ihr kommet in diese Gegend wegen eurer minniglichen Base, denn wohl seid ihr noch unbeweibt. Letzteres wohl, entgegnete der Edelherr, und es gefällt mir in

solchem Stande, denn ich bin gern frei und mein eigener Herr — was mich aber hieher treibt, das ist weder Minnen noch Höfschen, sondern einzig und allein, daß ich Lust habe, jene Güter durch Kauf zu erwerben, die Herr Conrad von Brauneck, eh' er ins Kloster ging, seiner Schwägerin verlassen. Darum bin ich herkommen, und Herr Stuchse, der Vogt, soll mir Bericht geben in der Sache. Da thut ihr besser daran, mein Herr von Weinsberg, bemerkte Urbanus Kellermann, wenn ihr euch an meine gnädige Frau selbst wendet, die mag euch den besten Bescheid geben; und mag leicht sein, daß ihr bessern Kaufs davon kommt, denn vielleicht kriegt ihr noch eine schmucke Wittwe in den Handel, sintemalen einem so stattlichen Junkherrn Alles möglich ist — doch ich will Nichts gesagt haben, aber wir Grundholden alle hätten Nichts dagegen, wenn wieder einmal ein Herr ans Ruder käme, denn so ein Weiberregiment, wie wir es seit Jahr und Tag haben, ist uns längst verleidet. — Also Herr Gottfried von Brauneck, mein Vetter, ist schon lange auswärts? fragte der Edelherr voll Bedeutung. Bereits ein Jahr, antwortete Urbanus Kellermann, denn nach St. Kunegunden zog er davon im Pilgergewand, ohne Strümpf und Schuh, und soll unsrer gnädigen Frauen beim Abschied gesagt haben: wenn er in Jahresfrist nicht wiederkehre, so dürfe sie seiner nimmer harren — bereits ist die Frist vorüber — ob sie ihres Ehherrn noch harrt, das weiß ich nicht, doch trägt sie den Trauerschleier,

als ob ihr Eheherr verschollen wäre; weil sie sich gar einsam fühlte auf Brauneck, ist sie hieher ins Schloß gezogen, wo aber auch des Vergnügens wenig ist — sonach werdet ihr kein unlieber Gast bei der schönen Base sein, wenn ihr euch nur einige Schritte hinüber ins Schloß verfügen wollt. Das ließ sich auch Herr Conrad von Weinsberg nicht zweimal sagen; er leerte nur einen Humpen mit seinen Rittern, und dann flugs hinüber ins Schloß. — Urbanus Kellerhatte Recht, wenn er Hoffnung machte, daß Herr Conrad von Weinsberg würde von der schönen Base gut empfangen werden — denn Frau Anna von Brauneck empfing ihn nicht mit trauriger Miene, auch hatte sie den Trauerschleier von den schönen Augen genommen; was aber der Gegenstand der Unterhaltung bei Beiden gewesen, das hat der Edelherr nicht einmal seinen vertrauten Genossen in der Krone mitgetheilt — nur so Viel wissen wir, daß es kein Feilschen um die angefallenen Brauneck'schen Güter und Orte gewesen. Doch sahen die Ritter in der Reichskrone dem Herrn von Weinsberg, als er wieder vom Schlosse herüber kam, an seinem vergnüglichen Gesicht an, daß er mit seinem Geschäft, das er zu Creglingen gemacht hatte, nicht unzufrieden war. Nicht aber, daß man glauben möchte, er wäre mit seinen Herzenswünschen, die auf Beides, Hand und schöne Besitzungen, gerichtet waren, so schnell herausgeplatzt, und mit der Thüre, wie man zu sagen pflegt, in das Haus gefallen — nein, er

war vor der Hand damit zufrieden, daß er der liebenswürdigen Base hatte die Hand küssen dürfen, und mit dem süßen Wort aus rothem Munde entlassen worden war: sie sei ihrem liebwerthen Vetter in Gnaden gewogen, und er dürfe auf Besuch wiederkehren, so oft es ihm beliebe. — Von dieser freundlichen Erlaubniß machte der Edelherr redlich Gebrauch, denn seitdem ritt er gar oft und viel gen Creglingen, bei Wetter und Wind, Sturm und Regen, aber nie mehr mit Gefolge, höchstens daß ein Knappe hinter ihm ritt; auch stellte er nimmer in der Reichskrone ein, denn der Vogt und Marschall des Schlosses hatte von der Herrin gemessenen Befehl, die Rosse des Edelherrn im Schlosse unterzubringen. Bald war es in der Stadt Creglingen kein Geheimniß mehr, was die Besuche des Edelherrn im Schlosse bezweckten: der verschollene Herr von Brauneck war bei der Burgfrau vergessen, und der Edelherr von Weinsberg, der als Sieger in ihrem Herzen eingezogen, sollte bald als Herr und Gebieter in Creglingen und auf Burg Brauneck einreiten.

* * *

Ein freundlicher Maitag war über das romantische Jagstthal hereingebrochen, die Bäume blühten im vollsten Schmucke und die Wiesen prangten im herrlichsten Blumenschmelz. Ein seltsamer Pilger trat aus dem sogenannten Harthauser Walde, durch den die Heerstraße nach dem Kloster Schönthal führt. Ein großes

hölzernes Kreuz trug er auf dem Rücken, oder vielmehr schleppte es, denn das untere Ende des Kreuzes ging auf dem Boden. Und doch sah man es ihm kaum an, daß er unter einer schweren Last ging, so vergnüglich schaute sein Antlitz in die Welt, ob er gleich bisher mehr Mühe und Arbeit ausgestanden hatte, als je ein Pilger, dem eine schwere Buße auferlegt war. — Wir kennen den Kreuzträger — es ist Gottfried der Büßende, der, seitdem er die Stadt Rom in der stillen Woche verlassen hatte, 200 volle Tage gegangen war. An 200 Meilen Wegs hatte er zurückgelegt, die Apenninen und den Gotthard überstiegen, und war oft so müde geworden, ob er gleich des Tages nur eine einzige Meile gehen konnte, daß er am Wege niedersank, und Stunden lang rasten mußte, um wieder neue Kraft zu gewinnen. Aber nie, außer Nachts, wenn er in einer Herberge rastete, legte er das schwere Kreuz von sich, das sich immer tiefer in seinen Nacken eindrückte. Doch verdrückte er seinen Schmerz, und man sah nie auf seinem Angesicht den Ausdruck eines Wehegefühls. Nur das ging ihm schmerzlich an die Seele, wenn manchmal, so er durch Städte und Dörfer kam, leichtfertige Buben mit Fingern auf ihn deuteten, und ihn, den so schwer Büßenden, einen Narren schalten, oder sonst verhöhnten. Aber auch das rechnete er in die Bußübung, die ihm auferlegt war.

Als Gottfried der Wallner die Berge der Schweiz und die Ufer des Bodensees im Rücken hatte, und

die oberschwäbische Ebene durchwanderte, da war seine Fahrt eine weniger mühselige, aber auf den Höhen der schwäbischen Alb lag das Kreuz wieder schwerer auf seinem Nacken, doch vom Fuße der Berge an wurde es dem Pilger leichter ums Herz, denn jetzt wehte eine mildere Luft, aus der Winterlandschaft war er in einen milden Frühling getreten, und so ging es durch das freundliche Neckarthal dem südlichen Franken, der Heimath des Pilgers, zu. — An der Stätte, die wir bereits bezeichnet, machte er zum ersten Male längere Rast auf fränkischer Erde — freudig blickte er auf das wonnigliche Thal, durch das die Jagst wie ein Silberband sich schlängelt, und jetzt war er nimmer ferne von der Heimath, nach der er sich endlich recht herzlich sehnte. Aber warum trübt sich auf einmal sein Blick? ist es eine trübe Ahnung, die durch seine Seele zieht? — Aus dem Thale herauf ragt der Thurm eines Klosters, in dessen Einsamkeit sein Bruder Conrad, das Herz voll Jammer und Leid, seine Tage verbringt. Oed und einsam war ihm nach dem Verluste der Gattin und des Söhnleins Burg Brauneck geworden, und ehe noch sein Bruder Gottfried seine Wallfahrt antrat, hatte er Haus und Hof verlassen, und sich im Kloster Schönthal als Mönch einkleiden lassen. Diesen Bruder will nun der Büßende begrüßen. Nur dunkel und unklar schwebt ihm noch jener Augenblick vor, da sein Bruder ihn ans Herz drückte und ihm Lebewohl sagte — am Kloster darf er nicht vorüber — er sehnt sich,

den wieder zu sehen, den er nur einmal im Leben, aber schrecklich beleidigt hatte. — Rasch ging Gottfried die Höhe hinab dem Kloster zu; vor der Pforte legte er sein Kreuz ab und lehnte es an die Mauer. Er läutete an der Glocke und begehrte Einlaß. Was macht Bruder Conrad? war seine erste Frage an den Pförtner. Wäret ihr vorgestern gekommen, lieber Pilger, entgegnete der Pförtner, so hätte er euch die Hand reichen können, aber jetzt ist er nimmer unter den Brüdern. Dort oben auf dem Kreuzberg, wo die Kapelle herabschaut, hat er sich jetzt seine Zelle erwählt — vor einer Stunde haben wir ihn oben eingesenkt, den frömmsten der Brüder — vielleicht ist sein Grab noch nicht zugeworfen. O Gott, mein Bruder! rief Gottfried, und zog seinen bebenden Fuß wieder von der Pforte zurück, durch die er treten wollte — schmerzvoll verhüllte er sein Angesicht und stützte sich an die Mauer neben ihm, denn er hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten — so sehr hatte ihn der Schmerz ergriffen. Der Pförtner tröstete ihn, und wollte ihn in das Kloster führen, aber Gottfried weigerte sich — Ich will zu seinem Grabe — wo find' ich es? rief er weinend und schluchzend — o mein Bruder, mein Bruder! — Er ließ sich vom Pförtner nicht halten, der einen Bruder holen wollte, um ihm den Weg zu zeigen — sein Kreuz nahm er wieder auf den Rücken, und wanderte dem Kreuzberg zu. Er war schon manche Höhe mit der Last des Kreuzes hinangestiegen, er war über Schnee- und Eis-

berge gegangen, aber nirgends war ihm das Kreuztragen so schwer geworden, wie auf diesem Gange. Wie der Pförtner gesagt hatte, so war es auch — eben hatte der Sakristan der Kreuzkapelle auf dem kleinen Kirchhof ein frisches Grab zugeworfen — es war das Grab des Bruders, das so eben eine ihm theure Hülle in seinen Schooß genommen. Mit bebendem Fuße trat der Büßende zum Grabeshügel, und warf sich nieder auf der frischen Scholle, die Hände ringend, klagend und weinend; jetzt erst ließ er seinem Schmerz freien Lauf. Er blieb auf seinen Knieen liegen, und ließ sich nicht bewegen, das theure Grab zu verlassen, so freundlich ihn auch der Sakristan ermahnte, seinen Schmerz zu mäßigen. Es wurde Abend, und er verließ das Grab nicht, ja er brachte die ganze Nacht trauernd und betend über dem Grabe des geliebten Bruders zu. Erst, als sich Nacht und Tag schied, und eine Röthe gegen Morgen den Aufgang der Sonne und den nahenden Morgen des h. Pfingstfestes verkündigte, sagte er der theuren Stätte Lebewohl, nahm sein Kreuz wieder auf, ging den Berg hinab, und dann das Jagstthal aufwärts, dem Ziele der Wallfahrt zu. Das sollte die Herrgottskirche bei Creglingen seyn, die er mit seinem Bruder vor wenigen Jahren gegründet hatte — allda wollte er sein Büßerkreuz niederlegen, und dann erst auf die Burg der Väter zu Weib und Kind zurückkehren. Beim Sakristan der Kapelle St. Wendel am Stein oberhalb Dörzbach gönnte er seinen matten Gliedern

wieder die Ruhe der Nachtherberge; am Morgen betete er Stunden lang am Altare der Kapelle. Von da zog er zur Rechten die Höhe hinan über das Dorf Wachbach, dann hinüber in den Taubergrund bis dahin, wo über dem weinreichen Dorf Markelsheim die Wallfahrt „zum Engelsberg“ von der Höhe winkt. Auch diese Höhe stieg er hinan, um seine Andacht zu verrichten. Er raffte alle seine Kräfte zusammen und zog weiter, um noch die gute Strecke bis Creglingen zurückzulegen.

Gerade hatten die Glocken zu Creglingen in die Pfingst-Vesper geläutet, als er die Höhe von Rimbach herkam. Still und ruhig war es im Städtchen, ja, wie ausgestorben, und keine Seele auf der Straße, Groß und Klein war in der Kirche in Andacht versammelt — eine Beruhigung für den Pilger, denn wie leicht hätte er, wie es schon oft auf seiner Fahrt geschehen war, müßigen Gaffern an der Straße begegnen können, die ihn, wenn sie ihn auch nicht erkannt, doch vielleicht verspottet und verhöhnt hätten. Ja erkannt hätten ihn selbst die besten Freunde nicht, denn außerdem, daß er einen weißen Bart trug, der bis an den Gürtel hinabreichte, war seine zuvor robuste Gestalt so mager und abgezehrt geworden, daß er nicht die geringste Aehnlichkeit mehr mit jenem ritterlichen Mann hatte, der einst durch dieses Thal gegangen war. Darum erkannte ihn auch nicht der Sakristan der Herrgottskirche, der im nahen Häuschen wohnte, als der seltsame Kreuzträger die Straße da-

herkam und der Kirche zuging. Ja er konnte noch nicht recht mit sich ins Reine kommen, als der Pilger durch die Pforte der Kirche trat, und er in der Nähe in das leichenblasse Antlitz des Mannes schaute, der schwerathmend unter seiner Last bis zum schönen Marienaltar sich hinaufschleppte. Dort ließ er das Kreuz von der Schulter fallen, und sank andächtig auf die Knice nieder. Schon manchen Pilger, der hieher wallfahrtete, hatte der Sakristan beten gehört, seit er an der Kirche diente — aber keinen so brünstiglich wie diesen. Auf einmal war es ihm, als ob er bekannte Laute vernehme — er trat dem Betenden gegenüber, und schaute ihm recht scharf und lange in's Angesicht, dann brach er in die Worte aus: hört, Pilgersmann, seid ihr nicht Einer von hier zu Land? Ja wohl, entgegnete Gottfried, kennst du mich denn nicht mehr, Freund Engelhard? Jetzt erst erkannte der Sakristan recht die Stimme des Wohlbekannten, er faßte seine Hand, drückte sie an sich und rief: o seid ihr mein unglücklicher Herr und Gebieter, Herr Gottfried von Brauneck, der von seiner Pilgerfahrt heimkehrt? Warum unglücklich, fragte Gottfried betroffen — hab ich nicht meine Fahrt vollbracht, und bin nahe der Gattin und dem Kinde, nach denen meine Seele sich sehnet? Und doch, mein guter Herr und Gebieter — denn eure Gattin — er hielt inne mit seiner Rede — Sag' es aus, lieber Engelhard, ich bin auf Alles gefaßt — sprich, ich bitte dich, ich flehe dich. — So vernehmet die böse Kunde — eure Gattin, Frau Anna,

hat heute dem Edelherrn Conrad von Weinsberg am Altare das Jawort ehelicher Liebe und Treue gegeben. — Die sie mir nicht gehalten, Gott mög' es ihr verzeihen — rief mit schmerzlicher Stimme Gottfried von Brauneck — aber dem, der ihr eitles Herz bethörte, wird es kein Glück sein — mit seinen Söhnen wird sein Stamm zu Ende gehen, setzte er noch mit prophetischer Stimme hinzu. Das gesagt, sank er auf der Stufe des Altars nieder — die böse Kunde hat sein Herz zum Tode getroffen.

Der Sakristan faßte den Sinkenden in seine Arme. Immer blasser wurde des Pilgers Antlitz, immer stärker sein Athmen — seine Augen schloßen sich — sein Herz schlug noch, aber in matten Schlägen — mit der Rechten umschlang er das neben an lehnende Kreuz, sein Haupt lehnte er todesmatt an des Mannes Brust, und es war, als ob er einige Augenblicke schlummern wollte — auf einmal schlug er die Augen wieder auf, er blickte mit verklärtem Antlitze, wie ein Verzückter, lange gegen eine Stelle hin und rief: o da bist du ja, du liebes Kind, im weißen Kleide — nimmer mit blutender Wunde — mit der Palme des Friedens — es naht, es naht und weht mit seiner Palme mir Erquickung und ewigen Frieden zu — — — seine Stimme stockte und mit ihr der Schlag seines Herzens — er schloß seine Augen auf immer, der müde Pilger — in die Wohnung des ewigen Friedens hatte das Kind des theuren Bruders, ein seliger

Engel, ihn heimgeholt. — Der Pilger war heimgekehrt in die wahre Heimath.

Von dem heiligen Raume des Kirchleins, in dem eben Gottfried von Brauneck in den Armen und unter dem Gebete eines geringen Mannes verschieden, begeben wir uns noch einmal auf die Burg Brauneck, um zu schauen, wie dort die Dinge stehen. Da geht es heute hoch her, und alle Bewohner der Burg schweben in Wonne und Freuden, einen einzigen ausgenommen, das ist der Burgwart Rüdeger, der, seit seine beiden Herren von der Burg geschieden, nimmer froh geworden. Besonders heute blickte er düster und trübe, denn es sind Dinge geschehen, die seine Seele bis ins Innerste betrübten. Noch in seinen alten Jahren hat er, der treue Diener, es mit ansehen müssen, daß Frau Anna, seine Gebieterin, die mit Fug und Recht noch harren sollte des edlen Gemahls, in der Burgkapelle einem andern die Hand reichte. Darum hat er sich heute vor Unmuth in sein Thorstüblein verschlossen; er überläßt Andern die Thorhut. Am Morgen des Festes hat er die Brücke niedergelassen, und hatte seitdem nimmer Noth, sie aufzuziehen, denn das Einreiten der Hochzeitgäste will kein Ende nehmen. — Es kommen Ritter und Herren mit ihren Knechten, die er in seinem ganzen Leben noch nie gesehen, denn der Neuerkorene der Burgfrau, der nunmehr als Herr und Gebieter auf der Burg schalten und walten soll, Herr Conrad von Weinsberg, hat gar viele Gesellen und Kumpanen, die aus der Ferne

kamen, um ihm am Freudentag ihre Glückwünsche zur reichen Erbin darzubringen. Darum hat sich auch der Rittersaal über und über gefüllt, und ein Freuden- und Zechgelage hat begonnen, wie es noch nie erhört war auf der Burg der Herren von Brauneck, die doch auch nie ermangelt hatten, freudige Tage laut und prächtig zu feiern. Aber solch ein Tumult der Gäste, solch ein Lärmen der Pauker und Trommeter, die zum Hochzeitmahl spielten, war noch nie vernommen worden, so lange sich Rüdeger denken konnte; die Fenster seines Stübleins zitterten vom Schall, der herüberdrang vom Rittersaal, aber ihm bebte vor Aerger das Herz. — Ehe noch die Nacht herbeikam, wurde der Saal mit Hunderten von Kerzen beleuchtet, daß es von außen strahlte, als ob er in Feuer stände. Ganz oben an der Tafel in bräutlichem Schmucke, der im Strahle der Kerzen noch prächtiger flimmerte, saß die Braut und neben ihr der glückliche Bräutigam, im Gold und Silber gestickten Sammtgewande. Ihnen beiden gegenüber hat der Brautführer seinen Platz genommen; es war ein Herr von Berlichingen, der bei der ersten Fahrt gen Creglingen den Bräutigam begleitet hatte. Der stand auf, als die Zeit zum Trinkspruch gekommen war, und rief, den Pokal bis oben gefüllt: Auf's Wohl Herrn Conrads von Weinsberg und seiner hochedlen Braut! Er stieß an mit Braut und Bräutigam, und trank aus bis zum letzten Tropfen. Alle an der Tafel waren aufgestanden, die vollen Becher in den Händen: sie stießen an auf das Wohl,

das Herr Diez von Berlichingen soeben ausgebracht, daß es im Saale erklang wie ein Glockenspiel, darein riefen und schrieen die Ritter und tranken aus bis zur Nagelprobe wie der Vorredner; und in den lauten Jubel fielen noch Pauken und Trommeten ein, daß es ein Lärmen war, vor dem die Mauern von Jericho noch einmal hätten einfallen können, wenn sie noch ständen. Der alte Rüdeger in der Thorstube, der den Trinkspruch auch gehört, stimmte auch ein, aber auf eine andere Art; er riß das Fensterlein auf und rief an den Saal hinüber, gegen das Bogenfenster hin, an dem das Brautpaar saß, mit einer Stimme, wie er sie noch nie angelassen hatte: der Teufel gesegne es der Braut und dem Bräutigam! und hintendrein stieß er drei Mal in sein Wächterhorn mit aller Kraft-Anstrengung, war ein Wunder, daß nicht, wie weiland beim Helden Rolandus, die Halsader sprang — und es tönte, wie die Posaune zum Gericht.

Ja es war zum Gericht der Burgfrau von Brauneck. Ob sie vernommen, was der treue Diener der Ungetreuen gewünscht, wissen wir nicht, ob der gräuliche Schall des Wächterhorns ihr zartes Ohr getroffen, und in ihr Inneres drang — es muß noch etwas Anderes seyn — sie zittert und bebt auf einmal an allen Gliedern, sie hält die Hände vor das Antlitz, welches von Leichenbläße überzogen ist, und sinkt ihrem Bräutigam an die Seite, mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei: mein Gemahl, mein Gemahl! Nur sie, sonst keine Seele, hat den

Schrecklichen gesehen, der ihr genaht, während sie den vollen Becher noch in der Hand hält — der Pilger wars mit leichenfahlem, doch wohlbekanntem Antlitz, der mit einem Mal vor ihr steht, seine abgezehrte Hand ausstreckt, und den goldenen Ehering in den Grund des Bechers fallen läßt, der nicht von ihr weicht, und sein hohles Auge auf sie heftet, bis man die Ohnmächtige aus dem Saale trägt. Da war auf einmal die Freude und der Jubel im Saale verstummt — aber noch vielmehr, als die Kunde in den Saal drang und von Munde zu Munde ging, daß Herr Gottfried von Brauneck, heimgekehrt von seiner Romfahrt, in der Herrgotts-Kirche unter dem Marienaltar als eine Leiche gefunden worden. Wie wurde es da auf einmal so leer im Saale der Freude und des Jubels! Ein Gast nach dem andern schlich von dannen, ließ sein Roß aus dem Stalle führen, und ritt, ohne Urlaub vom Burgherrn zu fordern, ganz unbemerkt und in der Stille noch in der Nacht ab der Burg. Keinem wurde mit Spiel und Hörnerklang heimgeblasen, wär' auch kein Pfeifer und Trommeter mehr da gewesen, denn diese waren, als die Nächsten an der Saalthüre, zuerst davon geschlichen — der Bräutigam mit seinem Freunde Diez von Berlichingen war allein noch auf der Burg geblieben, besorgt um die Burgfrau, welche zwar nach einiger Zeit von ihrer Ohnmacht erwachte, aber noch so leidend war, daß man es nicht wagte, ihr die Kunde mitzutheilen, welche sie noch tiefer hätte erschüttern müssen. Erst am andern Tage erfuhr sie

das Schreckliche, was man bisher verhehlt hatte. Da ließ sie Alles auf der Burg und eilte, nur begleitet vom treuen Rüdeger, der Herrgotts-Kirche zu, um an der Leiche ihres Gemahls Thränen der schmerzlichsten Reue zu vergießen. Sie verließ die theure Leiche nimmer, bis man sie in den Sarg legte, und die Pferde von der Brauneck ihren Herrn abholten, um ihn in die Familiengruft nach Frauenthal zu tragen. Laut weinend und klagend folgte sie dem Sarge, und neben ihr das Töchterlein, welches die Tage der Freude und Wonne für ihre Mutter bei einer entfernten Verwandtin untergebracht worden war, nun aber auf die väterliche Burg zurückkehrte, als sich die Freude in Trauer verwandelte. Als sich die Gruft zu Frauenthal öffnete, nahm sie den Letzten von Brauneck in sich auf, und auf seinen Denkstein wurde ein umgekehrter Schild und Helm eingehauen, denn die beiden Brüder von Brauneck waren die Letzten dieses Namens und Stammes gewesen. Jetzt erst begann die Trauerzeit, welche sich Anna von Brauneck selbst auferlegte. Drei Jahre legte sie das Trauergewand nicht ab, und trug den Wittwenschleier; sie lebte mit ihrem Töchterlein wie eine Abgeschiedene auf der Burg Brauneck. Erst nach dieser Zeit folgte sie Herrn Conrad von Weinsberg in seine Heimath, da sie das ihm am Altare gegebene Wort nicht mehr zurücknehmen konnte. Das Erbe aber, das sie ihrem neuen Eheherrn zubrachte, war nicht das reiche, wie er gehofft hatte; denn als nach kurzer Zeit Marga-

retha von Brauneck, seine Stieftochter, einem Grafen von Schwarzburg die Hand reichte, wurde die Herrschaft von Brauneck getheilt, und die Hälfte fiel der Tochter Margaretha zu. —

Was der sterbende Gottfried von Brauneck über Conrad von Weinsberg prophezeiht hatte, ging in Erfüllung: er, der einst reiche und gewaltige Reichskämmerer, starb in zerrütteten Umständen und mit seinen zwei Söhnen endete das Geschlecht der reichen Edelherren von Weinsberg.

In der Herrgottskirche bei Creglingen wurde das Kreuz, das Gottfried von Brauneck hieher gebracht, zum ewigen Denkzeichen aufgehängt. Noch jetzt sehen wir das kolossale Kreuz mit 55 Nägeln, und gedenken dabei der ernsten Sage von dem Letzten von Brauneck.

IV.

Kloster Maulbronn.

Dich, entlegnes, stilles Kloster zeigt mir oft die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Bilder lieh.
Deine alte Kirche steigt mir wieder aus der Jahre Kluft,
Mit dem Glöcklein, das so schrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.

In dem Kreuzgang alterthümelnd wand'l ich, wo in steinern Truh'n
Deine alten Mönche mit dem schlau verborgnen Gelde ruh'n.
Lehn' im Chor mich an der Stühle künstlich ausgeschnitztes Holz,
Und es macht mich manche Inschrift, die ich klug entziffre, stolz.
Ach wie oft schlug meine Sehnsucht eine Brücke durch die Luft
Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich frischen Duft.
Dort im halben Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Frist versäumt,
Habe, wie ein Siebenschläfer, manch' Jahrhundert durchgeträumt.
Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt ich oft der eignen Spur,
Oder schweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal und Flur.
Deine Maierhöfe haben kühle Milch mir aufgetischt,
Und die stillen Seen der Wälder mir das heiße Blut erfrischt.
Meine Flöte blies ich Abends, einsam nicht allein, im Wald,
Denn als Kenner schaarten lauschend sich zu mir Eidechschen bald.
Dann vereint ward mancher Anschlag, manches Wagstück ausgeführt,

Ob es wohl als Heldensage deine finstern Mauern ziert?
Noch gedenk' ich, wie wir stiegen zum Gemach, wo Doktor Faust
Bis zu seinem blutig an die Wand geschriebnen Tod gehaust,
Wie wir bauten eine Hütte, sie bewohnten mit Gesang,
Und wie auf den sieben Hügeln Jugendlust die Fahne schwang.
Schönes Thal, du liegst mir ferne, eine fromme Siedelei,
Dran mich kaum im raschen Fluge einsam trägt mein Weg vorbei;
Aber oft, du stilles Kloster, zeigt mir dich die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Träume lieh. —

So sang vor manchen Jahren ein früherer Klosterzögling zu Maulbronn, unser gemüthlicher schwäbischer Dichter Hermann Kurz, und wir finden in seinen schönen Worten ein so treffliches Bild von dem altehrwürdigen Denkmale der Vorzeit und seiner idyllischen Umgebung, auch von dem Treiben und Brüten der späteren Klosterschüler, daß wir sie billig einer Schilderung dieses Klosters voranstellen, das wir füglich wegen seinen alterthümlichen Merkwürdigkeiten ein Alhambra unseres wirtembergischen Vaterlandes nennen können.

An der Quelle des Salzbaches, in einer der fruchtbarsten Gegenden des Landes, und in einem engen, von Eichenwäldern umschlossenen Thale, das auch

von mehreren Seen bewässert wird, liegt die ehemalige Cisterzienser-Abtei Maulbronn mit dem Pfarrdorf gleichen Namens, welch' letzteres Sitz der Oberamtsstellen, eines Kameralamts, Revierförsters u. s. w. ist. Der Ort hat 450 Einwohner, welche sich meist vom Feld- und Weinbau nähren, und liegt eine halbe Stunde entfernt von der nach Bruchsal führenden Eisenbahnlinie mit einem Stationshaus.

Die Klostergebäude, welche noch sehr gut erhalten sind, und zum Theil den weltlichen Beamten des Bezirks Maulbronn zur Wohnung und zum Amtssitze ienen, bilden ein merkwürdiges Bild früheren klösterlichen Wesens dar. Alles steht noch wie vor Jahrhunderten, nur die Mönche fehlen, und wenn sie wieder aus ihren Gräbern auferstehen würden, hätten sie nicht viele Mühe, sich in den längst verlassenen Räumen wieder zurecht zu finden.

Der Name Maulbronn stammt aus einer Urkunde, in welcher Bischof Conrad III. von Speier im Jahr 1203 sagt: Ordinis Cisterciensis monachi ecclesiam fundaverunt, cui nomen Mulenbrunne imposuerunt. (Die Mönche, Cisterzienser-Ordens, gründeten das Kloster, dem sie den Namen Maulbronn beilegten.) Es gaben demnach die Mönche ihrer Niederlassung selbst den Namen Mulenbrunne oder Mulenbrunnen. Mulen bedeutet wohl eine Mühle, und die Sylbe „bronn" findet sich häufig bei Cisterzienser-Abteien, wie z. B. bei Königsbronn, Frauenbronn u. s. w.

Es rief übrigens die Schreibart Maulbronn die irrige Ableitung von einem Maulesel hervor, welcher, mit dem Gelde der Ordensbrüder beladen, dieselben von Eckenweiher hieher geführt und durch sein Trinken aus einem Brunnen die Stelle für den Klosterbau bezeichnet habe. Dieß gab auch Veranlassung zu der Benennung Eselsbronnen, Eselsthurm und mehreren hierauf bezüglichen Abbildungen daselbst, namentlich zu dem späteren Klosterwappen, welches einen Esel führt.

Die Stiftung des Klosters wird also erzählt: Im 12. Jahrhundert war die Umgebung des Klosters eine mit dichtem Wald bewachsene Einöde, der Aufenthaltsort wilder Räuber, welche nicht nur den Bewohnern des benachbarten Enzgaus, sondern auch dem Lande bis in das Rheinthal hinüber eine gefährliche Nachbarschaft waren, während der ausgedehnte Wald nur mit Furcht von den friedlichen Wanderern betreten werden konnte. Um nun diesem Treiben ein Ende zu machen, beschloß der Edle Walther von Lommersheim, ein tapfrer Kriegsheld, auf den Rath und mit Beihülfe des Bischofs Günther von Speier, auf seinem Gute zu Eckenweiher im Enzgau im Jahr 1138 ein Kloster zu bauen, denn er hoffte, die Frömmigkeit der Mönche und die auch von den Räubern geachtete Heiligkeit des Klosters werde das beste Schutzmittel gegen die Raubhorden seyn. Für diesen Zweck erhielt er auf seine Bitte von der Cisterzienser-Abtei Neuburg den

Abt Diether mit zwölf Mönchen, welche 1138 ihren Einzug zu Eckenweiher hielten. Da es sich aber in Kurzem herausstellte, daß dieser Platz für ein Kloster ungeeignet war, so gab ihnen der Bischof den hiezu tauglicheren in der Nähe gelegenen Ort Maulbronn, wohin sie zwischen 1146 und 1147 übersiedelten. Den Bauplatz selbst erhielten sie von dem Kloster Hirschau, dem es gehörte, sowie mehrere angrenzende Stücke von den benachbarten Adeligen, und bald war die verwilderte und verödete Gegend in eine wohnliche, fruchtbare Landschaft umgewandelt. Schnell begann der Bau des Klosters, dessen Kirche am 14. Mai 1178 von Bischof Arnold von Trier eingeweiht wurde. Den Räubern, welche das Werk hindern wollten, leisteten die Mönche glücklichen Widerstand, und zwar durch das Versprechen, das Kloster nicht weiter ausbauen zu wollen, und sie ließen wirklich auch an der linken Seitenwand der Kirche den letzten Schlußstein uneingefügt neben der Mauer liegen. Zu spät sahen die Räuber, welche dem Versprechen der Mönche getraut, die ihnen bereitete Täuschung ein, allein theils konnten sie die Mönche nicht gerade eines Eidbruches bezüchtigen, theils war das Kloster schon fest genug und hatte zahlreiche Insaßen, theils fürchteten sie auch dessen mächtige Beschirmer, den Bischof von Speier und die Edeln des Enzgaues, und zogen es vor, andere günstigere Orte für ihr finsteres Gewerbe aufzusuchen, und die durch das Kloster geweihten Wälder zu verlassen.

Der fragliche Stein liegt noch in der linken Seitenhalle der Klosterkirche; nicht weit von ihm sind Mörtel, Spaten und Hacken mit einer schwörenden Hand in der Mauer eingehauen. Während seines Lebens machte der Bischof Günther das Kloster zum Gegenstand seiner besonderen Fürsorge, beschenkte es mit Büchern, Kirchengeräthschaften, Gütern u. s. w. Er starb am 16. August 1161 in Italien, und wurde im Chore der Kirche zu Maulbronn beigesetzt, wo sein Grabstein noch zu sehen ist.

Auch Päpste und Kaiser wetteiferten gleichsam, dem Kloster Wohlthaten zu erzeigen, jene durch Schutzbullen, und mancherlei Vorrechte, diese durch Schirmbriefe, worin namentlich ihre Reichsunmittelbarkeit ausgesprochen war, und durch Privilegien verschiedener Art. An sie schloß sich eine große Reihe geistlicher und weltlicher Herren an, deren Beispiel auch viele Privaten folgten.

Unter den Päpsten, welche sich als Wohlthäter des Klosters besonders auszeichneten, sind zu bemerken: Innocenz II.: er gab ihm um 1138 bis um 1143 Zehentfreiheit; Eugen III. ertheilte ihm am 29. März 1148 eine Schutzbulle und Zehentfreiheit, von dem, was es selbst baute oder bauen ließ. Alexander III. (1160 — 1181) erklärte, daß die Zehentfreiheit desselben nicht auf Neubrüche beschränkt werden dürfe und nahm es, 21. Dezbr. 1177, in seinen besondern Schutz. Honorius III. gab ihm, 27. April 1124, eine Schutzbulle. Inno-

cenz IV. (1243 — 1254), gab ihm das Recht, daß kein Bischof oder sonst Jemand daselbst Gericht halten dürfe, und das des Burgfriedens. Clemens IV. bestätigte, 30. April 1268, alle seine Freiheiten. Benedikt XII. gab ihm, 22. April 1336, einen Schutzbrief, und bestätigte ihm, 25. April 1336, ebenfalls seine Freiheiten und Privilegien. Martin V. gab ihm, 14. März 1418, eine Schutzbulle. Eugen VI. erlaubte, 29. Mai 1438, dem Abt, sich der bischöflichen Insignien zu bedienen und die vier niedern Weihen zu ertheilen. Pius II. bestätigte, 22. Oktober 1461, die Einverleibung und Unterordnung des Klosters Päris unter dasselbe, und gab ihm, 3. Juni 1462, eine Schutzbulle.

Von den Kaisern und Königen, welche der Abtei Vergünstigungen erwiesen, sind folgende anzuführen: K. Friedrich I. förderte die Uebergabe des Hofes Eilfingen um 1153 an sie; ertheilte ihr am 8. Januar 1156 einen Schutzbrief, versprach, sie solle immer unter des Reiches unmittelbarem Schirme stehen, und bestätigte ihr ihre Besitzungen; zudem verschaffte er ihr 1178 mittelst reicher Spenden das Investiturrecht zu Knittlingen. K. Wilhelm gab ihr am 2. Februar 1255 einen Schutzbrief und versprach, den Schirm über sie ohne ihr Begehren nicht zu veräußern. Richard gab ihr, 16. Juni 1257, ebenfalls einen Schutzbrief mit dem gleichen Versprechen. Ebenso Rudolph am 15. Dezember 1273, und veranlaßte auch den Bischof Friedrich von Speier, ihr einen

solchen auszustellen. Adolph erneuerte ihr, 1. Sept. 1297, den Schutzbrief seiner Vorgänger, erlaubte ihr, 11. Oktober 1299, des Jahrs einmal ein Schiff auf dem Rheine zollfrei zu führen und bevollmächtigte sie, 13. November 1299, eine außerordentliche Steuer auf Amtsorte umzulegen. Friedrich der Schöne vermachte ihr 1330 fünfzig Mark Silber. Carl VI. bestätigte, 29. März 1349, den Schutzbrief des Königs Wilhelm, befreite in demselben Jahre ihren Hof in Heilbronn von aller Steuer und Abgabe, gab 1366 dem Pfalzgrafen Ruprecht I. das Schutzrecht über sie und 1376 beiden Pfalzgrafen auf Lebenszeit; am 25. Oktober 1376 freite er auch den Abt und Convent, daß sie allein vor ihm zu Recht stehen sollen. Ruprecht gab ihnen 1407 Erlaubniß zur Befestigung mehrerer Kirchhöfe. Friedrich IV. ertheilte der Abtei am 3. Dez. 1488 die Vergünstigung, in Mühlhausen wieder ein Gericht erster Instanz aufzurichten, von welchem aus die zweite Instanz Maulbronn und die dritte er selbst wäre. Karl V. gab dem Abt, 2. Februar 1521, das Recht, in seinem Amte das Hofgericht zu halten, und stellte ihm in demselben Jahre die Vogtobrigkeit frei zu; Ferdinand gab ihr als König einen Schutz- und Geleitsbrief, und Jagdfreiheit in ihrer nächsten Umgebung. Vom Haus Wirtemberg erhielt das Kloster von Eberhard dem Milden und seiner Gemahlin Antonia am 12. August 1394 die Burg Neu-Roßwag nebst Zugehörde. Graf Ludwig I. freite ihm am 4. De-

zember 1432 ein Sechstel des Zehenten zu Illingen. Ulrich V. gab ihm, 6. März 1460, einen Schutzbrief. Eberhard im Bart freite und eignete ihm, 2. Februar 1482, Einkünfte und Rechte zu Dürrmenz. Herzog Ulrich gab ihm, 15. September 1507, wiederruflich Zollfreiheit. Statthalter und Regenten in Wirtemberg gaben dem Abt am 11. März 1520 die niedere Gerichtsbarkeit.

Als Cisterzienser hatten die Bewohner des Klosters das Vorrecht, in geistlicher Beziehung nur unter dem Papste und Ordensgeneral, und in weltlicher nur unter dem Kaiser und Könige zu stehen. Der Wohlstand des Klosters nahm auf diese Art schnell zu, und zwar theils durch Kauf, theils durch Schenkungen. Schon 1156 hatte es in 16 Ortschaften Güter, und der erste Abt Diether bevölkerte sogar schon die Klöster Bronnbach und Schönthal, deren geistliche Oberaufseher die Aebte von Maulbronn stets blieben. Maulbronn selbst stand unter der Oberaufsicht des Bischofs von Speier, als seinem natürlichen Beschützer, welcher dieß Amt den Freiherren von Enzberg übertrug. Diese rissen aber mit der Zeit das Vogtrecht gewaltsam an sich, und gaben erst nach 40jährigem Streite im Jahr 1285 ihre Ansprüche auf. Die Schutzvogtei war nun lange Zeit beim Reich, wurde aber um 1358 von Carl IV. dem Pfalzgrafen Ruprecht übertragen, und blieb anderthalb Jahrhunderte unter dem Schutze dieser Pfalzgrafen. Im Jahr 1373 hatten die Mönche ihr Kloster stark be-

festigt, und 1418 erhielten sie auch das Recht, ihre Kirchhöfe mit Mauern, Thürmen und Gräben zu umgeben. Im Jahr 1504 eroberte Herzog Ulrich, als er im Auftrag des Kaisers Maximilian gegen die Pfalz zog, das Kloster, welches die Pfälzer stark befestigt hatten, nach siebentägiger Beschießung und harter Gegenwehr. Dafür erhielt er von dem Kaiser das Unterschutzrecht mit erweiterter Vollmacht, und von nun an wurde Maulbronn von Wirtemberg nicht mehr herausgegeben. Bald darauf wurde es im Bauernkriege von neuen Unfällen heimgesucht, und als die Reformation sich über Wirtemberg verbreitete, verordnete Herzog Ulrich, daß, wer das Klosterleben nicht aufgeben wolle, nach Maulbronn wandern müsse, weil hier alle wirtembergische Mönche künftig ihren Aufenthalt haben sollten. Der Abt von Maulbronn entwich mit seinen Kostbarkeiten nach Speier, aber als Ulrich in Folge des Interims dem Abte Heinrich III. mehrere Einräumungen machen mußte, kam er wieder nach Maulbronn. Herzog Christoph aber erledigte gleich bei seinem Regierungsantritt diesen Streit, wobei Kaiser Karl V. als Vermittler auftrat.

Von dem Abte wurde nun die katholische Religion in seinem Amte wieder eingeführt, ebenso die Klosterzucht unter den Mönchen, von denen jedoch mehrere austraten. Auch erlangte er wieder die Anerkennung seiner Reichsunmittelbarkeit. Allein nach seinem Tode wurde Alles wieder auf den vorigen Stand zurückgebracht. Der Herzog bewerkstelligte die Wahl eines

der Reformation ergebenen Abtes, und verwandelte hierauf die Abtei in eine evangelische Klosterschule. Nach dem Restitutionsedikt ward Maulbronn wieder ein Kloster und der Abtei Lützel untergeordnet. Diese sandte 1630 den Abt Christoph mit einigen Capitularen nach Maulbronn, welche jedoch 1632 durch die Schweden wieder vertrieben wurden, was die Wiederherstellung der evangelischen Klosterschule zur Folge hatte. Nach der Schlacht bei Nördlingen kehrte der Abt abermals zurück, führte den katholischen Glauben wieder ein und war unverdrossen bemüht, seine Reichsunmittelbarkeit zur Geltung zu bringen. Sein Nachfolger Bernardin setzte sich dieselbe Zwecke zum Ziel, indem er sich theils an den Churfürsten Philipp Christoph von Trier, welcher zugleich Bischof von Speier war, theils an die Krone Frankreich wandte. Allein er erreichte trotzdem seine Absicht nicht, denn in dem westphälischen Frieden wurde die Abtretung des Klosters an Wirtemberg ausgesprochen, worauf zu Anfang des Jahres 1649 der letzte Conventual abzog, und die Abtei der ihr von Herzog Christoph angewiesenen Bestimmung einer evangelischen Klosterschule wieder übergeben wurde, welches sie noch heutigen Tages unter dem Namen eines niederen evangelischen Seminars ist.

Die Reihe der katholischen Aebte des Klosters war nach Urkunden folgende: Diether von 1138—1178; Conrad I. 1196—1216; Gozwin 1232; Siegfried I. 1234—1243; Berthold I.

1244—1251; Gottfried 1254; Eggehard 1257—1268; Albrecht 1268; Hildebrand 1276—1277; Walther 1280; Siegfried II. 1281—1285; Rudolph 1287—1292; Conrad II. 1294—1299; Reinhard 1302—1305; Albrecht II. 1306; Heinrich I. 1313—1325; Conrad III. 1330—1353; Berthold II. 1358—1359; Johann I. 1361—1367; Albrecht III. 1376—1383; Heinrich II. 1384—1402; Albrecht IV. 1402—1428; Gerung 1428—1430; Johann II. 1430—1439; Johann III. 1439—1445; Berthold III. 1445—1462; Johann IV. 1462—1467; Nikolaus 1467—1472; Albrecht V. 1472—1475; Johann V. 1475—1488; Stephan 1488—1491; Johann VI. 1491—1503; Johann VII. 1503—1504; Michael Scholl 1504—1512 (früher Abt in Herrenalb); Johann VIII. 1512—1518; Johann VI. (zum zweitenmal) 1518—1521; Johann IX. 1521—1547; Heinrich III. 1547—1557; Johann X. 1557. Hierauf folgten evangelische Prälaten, welche jedoch, wie schon erwähnt, im 30jährigen Kriege wieder einem katholischen Abte Christoph weichen mußten. Dieser regierte das erstemal von 1630—1632, und nachdem ihn die Schweden vertrieben hatten, das zweitemal von 1634—1642. Auf ihn folgte der letzte katholische Abt Bernardin von 1642—1649.

Die Erbauer der Abtei waren die Mönche und Laienbrüder selbst, und da sie von Neuburg, einer

Tochter von Lützel, herkamen, so lag wohl derselbe Riß, welchen der heilige Bernhard für letztere selbst entworfen haben soll, zu Grunde. Als Baumeister sind folgende Namen bekannt: Prior Walther und der Laienbruder Rosenschöphelin um 1303; der Laienbruder Berchthold 1424; der Laienbruder Conrad von Schmie 1493; Bruder Augustin 1517; Hans Romer von Schmie 1550.

Nachdem wir das Merkwürdigste aus der Geschichte des Klosters angeführt haben, wollen wir nun die interessanten Gebäulichkeiten desselben durchgehen.

Auf der westlichen Seite der Kirche gelangen wir zuerst in die Vorhalle, welche schon im Jahr 1288 unter dem Namen Paradies vorkommt. Sie besteht aus drei ziemlich gleichen Kreuzgewölben im Uebergangsstyl, deren Diagonal- und Gurtbögen Halbkreise sind. Neben dem Rundbogen tritt, jedoch nur in den Oeffnungen der Nebenseiten, bereits der Spitzbogen auf. Der Säulen sind es nicht weniger als 74; vier derselben stehen einzeln und schwingen sich kühn und schlank zwischen den Maueröffnungen empor. Alle übrigen sind in Bündeln oder mit einem Theile der Mauer verbunden und mit Ringen umgürtet, die nach Verhältniß der Traglast schwer und gebogen, oder leicht und vollkantig sind, und zwar haben die längeren Tragsäulen diese Ringe in der Mitte ihrer Schäfte, die kürzeren aber, auf die zur Erhöhung der Wirkung, welche die Spannung machen soll, sich unverhältnißmäßig lange und schwere provilirte Bögen stützen,

unmittelbar über den rasenartigen Kapitälen. Durch diese Säulen wird auch die reiche Gliederung der Wandecken gebildet. Im Ganzen thut sich das Suchen freierer beweglicherer Formen kund.

Der Boden der Vorhalle ist mit Grabsteinen, Wappen, Inschriften u. s. w. adeliger Familien bedeckt.

Von der Vorhalle kommt man zur westlichen Front der Kirche, welche hier drei Eingänge hat, deren beide äußeren nieder und einfach sind, das mittlere oder Hauptportal aber hat eine schwergegliederte Bogenwölbung; über ihm ist ein Gemälde, das die Weihung der Kirche an Maria darstellt, und um welches folgende Inschrift stand:

Anno Domini M. centesimo trigesimo octavo nono Kald. Aprilis Mulibrunnum per Guntherum Spirensem construit

Fridericus Caesar. Waltherus.

(Im Jahr des Herrn MCXXXVIII erbauet Maulbronn durch Günther von Speier.)

Kaiser Friedrich. Walther.

Ferner war oben im Gewölbe der Vorhalle eine Gans am Bratspieß, mit Würsten und Flaschen garnirt, in einer dazu componirten Fuge angebracht, deren Text erbaulichst lautet: All voll, Keiner leer, Wein her!

Die Kirche selbst ist im romanischen Styl erbaut, hat ein Längen-, ein Quer- und zwei Seitenschiffe, und bildet ein römisches Kreuz. Ihre Länge beträgt 212 Quadratfuß, und ihre Breite 81 Quadratfuß.

Der Schluß des Chors ist geradlinigt, wie dieß bei Cisterzienser-Kirchen Regel war. Die nördliche Seite hat drei jetzt zugemauerte romanische Fenster; solche waren auch auf der Ost- und Südseite, wo jetzt je ein großes germanisches Fenster eingesetzt ist. Auch das Kreuzgewölbe des Chors ist romanisch. Anlagen zu Hauptthürmen finden sich nicht, und der sehr schlanke und spitze Thurm auf dem Kreuzdurchschnitt der Kirche gehört der germanischen Zeit an.

Ursprünglich waren die Schiffe nicht überwölbt, sondern in Basilikenform. Die Mauern des Längeschiffs ruhen auf je zehn viereckigen Pfeilern, welche unter sich durch rundbogige und rechtwinkelig eingerahmte Arkaden verbunden sind. In den Leibungen stehen an den Pfeilern Halbsäulen mit Würfelknäufen als Gurtträger. Die achteckigen Säulen gegen die beiden Seitenschiffe hin sind später angesetzt, sie sind niederer als das Hauptschiff, auch waren sie geschlossen und nur durch obere Fenster erhellt. 1424 wurde das südliche Seitenschiff durchbrochen und noch eine Reihe von zehn niederen Kapellen in germanischem Style angebaut. Zu derselben Zeit wurden auch das Hauptschiff und die Seitenschiffe überwölbt, wobei die Strebebögen über den Dächern der Seitenschiffe entstanden. In jedem Querschiffe sind unten drei niedere Kapellen, welche, sowie der Gang davor, durch Kreuzgewölbe bedeckt sind. Südwestlich befindet sich eine jetzt zugemauerte Wendeltreppe. Ueber den Querschiffen ist ein größerer hoher Raum, welcher in dem

nördlichen Theil später zum Bibliothekſaal, früher aber wahrſcheinlich zur Schatzkammer eingerichtet war.

Eine beſondere Zierde des Aeußern der Kirche iſt der romaniſche Fries, welcher ſie umgibt, und die wie Wächter des Heiligthums aufgeſtellten Fialen.

Was die innere Einrichtung und Ausſchmückung der Kirche betrifft, ſo theilt eine romaniſche ſteinerne Wand dieſelbe in zwei Hälften, wovon die öſtliche Herrenchor und die ganze weſtliche Bruderchor genannt wurde. Erſteres hat wieder einen obern Theil, Chor im engern Sinn, und einen untern Theil. Oben an den Feldern des Chors im engern Sinn ſind in den vier Himmelsgegenden die Sinnbilder der vier Evangeliſten, Adler (Johannes), Engel (Matthäus), Stier (Lucas), und Löwe (Markus) gemalt. Am Schlußſtein iſt Maria mit goldener Krone und das Chriſtuskind, beide auf gold'nem Strahlengrunde ſculpirt. Zwei Stufen höher iſt der Hochaltar, worauf in Holz geſchnitzte Figuren, darſtellend Maria mit dem Chriſtuskind, und zu ihrer Rechten die Kreuzannagelung mit ſiebzehn, zu ihrer Linken die Grablegung mit ſechszehn Perſonen; Maria ragt durch ihre doppelte Größe vor den übrigen Perſonen hervor. In den Umfaſſungsmauern ſind kleine Niſchen aus germaniſcher Zeit, und an den Fenſtern noch einige farbige Scheiben zu ſehen.

An dem ſüdlichen Pfeiler des Chorbogens iſt der heilige Chriſtoph mit dem Chriſtuskind auf der

Schulter, sehr groß gemalt und unten das Flachbild des Bischofs Günther von Speier in Stein gehauen mit der Inschrift:

Guntherus Spirensis Episcopus Fundator hujus domus.

(Günther, Bischof von Speier, Gründer dieses Hauses.)

Vor ihm liegt sein Grabstein mit der auf einem Kreuze befindlichen Inschrift:

Praesul Guntherus Pater est fundaminis hujus.

(Fürst Günther ist der Vater dieser Gründung.)

An dem nördlichen Pfeiler ist unten das Flachbild des Bischofs Ulrich von Speier auch in Stein gehauen mit der Inschrift:

Ulricus positus Spirensis Episcopus hic est.

(Ulrich, Bischof von Speier, ist hier beigesetzt.)

Vor ihm liegt ebenfalls sein Grabstein mit einer auf einem Kreuze befindlichen gleichbedeutenden Inschrift.

Ueber den Kreuzdurchschnitten der Kirche ist an der südlichen Wand ein Gemälde, darstellend, wie Bischof Günther von Speier und Ritter Walther von Lommersheim die von ihnen gestiftete Kirche in den Händen halten, und der Maria und dem Christuskinde mit den Worten darbringen:

Suscipe Guntheri Virgo cum Prole Maria
Nec non Waltheri, sic duo vota, pia.

(Empfange, o Jungfrau Maria, mit deinem Kinde die beiden frommen Gelübde Günthers und Walthers.)

Ferner ziehen sich über den Arkaden des Hauptschiffes auf der Süd- und Nordseite je zwei Reihen gemalter Wappen verschiedener adeliger Geschlechter hin, welche jedoch zum Theil durch die Länge der Zeit sehr gelitten haben.

Im unteren Herrenchor befinden sich 92 Chorstühle von Eichenholz in zwei Doppelreihen mit mannigfaltigen Sculpturen. Die Mauer, welche die Kirche in den Herren- und Bruderchor scheidet, war ursprünglich bis in das nördliche Seitenschiff fortgesetzt, dort aber nur etwa vier Fuß hoch, indem in dieser Höhe ein romanischer Halbkreisfries sich befindet. Auf diese Mauer wurde nachher in spätgermanischem Styl ein absichtlich unvollendeter Aufsatz gemacht. Daneben ist ein Portal von derselben Zeit, an welchem ein Arm mit einer schwörenden Hand angebracht ist, um den sich ein Strick als Zeichen der Verpflichtung schlingt. Auf der Rückseite ist eine Console, worauf ein listig lächelnder Mönch und ein wildes plumpes Thier sich befindet. Neben dieser sieht man noch eine Console mit einem ebenfalls in Stein gehauenen Brustbild eines Mannes ohne Tonsur mit edlen Gesichtszügen, wahrscheinlich dem des Baumeisters. Die ganze interessante Parthie stellt nämlich die Sage von der Ueberlistung der Räuber beim Bau der Abtei durch das Versprechen der Mönche, sie nicht auszubauen, dar, und fällt dem Style nach in das Ende des 15. Jahrhunderts.

Vor der oben erwähnten Mauer befinden sich in

der Mitte drei Chorstühle von sehr schöner und reicherer Arbeit als die vorgenannten, ebenfalls aus Eichenholz, und dem Styl nach gleichfalls dem 15. Jahrhundert angehörend, über deren Baldachinen eine durchbrochene Begrenzung war, von der nur noch wenige Ueberreste vorhanden sind.

Vor diesen Chorstühlen steht ein 12 Schuh hohes Crucifix aus Einem Keupersandstein mit der Jahrszahl 1473 und den Buchstaben I. V. S. Der nur wenig über die beiden Arme des Kreuzes hervorragende Stamm ist dem Holze sehr ähnlich, und das Antlitz Christi hat viel Ausdruck, nur ist das Haupt nach damaliger Sitte unverhältnißmäßig groß.

Vor dem Altar ist das Grabmal Walthers von Lommersheim mit der Inschrift:

Hir lit Bruder Walther ein Fryr von Lommersheim, der erste Anfahr und Stifter dieser geistlichen Sammenunge. Des Seele ru im Friden.

Dabei ist sein Wappen und ein Kreuz.

Im nördlichen Seitenschiffe befinden sich ferner noch 23 Stühle mit Schnitzwerk, und an den beiden einander gegenüber stehenden Pfeilern des Hauptschiffes sind Baldachine für Altäre angebracht.

An dem Bogen des östlichen Eingangs in das südliche Seitenschiff ist eine sehr schadhafte Uhrtafel mit einer Umschrift. Ferner ist in diesem Schiffe am Gewölbe der östlichen Eckkapelle ein Freskogemälde auf blauem Grunde zu sehen: Engel in sitzen-

der und knieender Stellung mit Handorgel, Trommel, Laute und Posaunen, darstellend. Endlich befindet sich in der westlichen Eckkapelle ein Freskogemälde, worauf Christus am Kreuz mit der Jungfrau Maria und andern Personen aus der heiligen Geschichte abgebildet ist.

In dem Thurme der Klosterkirche befinden sich drei Glocken, worunter die kleinste die älteste ist. Sie hat eine schöne Schrift, welche also lautet:

Cunrat Fuldensis nos fecit, Virgo perennis
Signa tue laudis audis, nec viscera claudis.
Johannes, Lucas, Markus, Matheus, Adonay.

(Conrad von Fulda hat mich gemacht, ewige Jungfrau, du höreſt die Zeichen deines Lobes und verſchließeſt dein Herz nicht.)

(Johannes, Lukas, Markus, Matthäus, Adonai.)

Alle übrigen in der Kirche sich weiter befindlichen Gegenstände sind aus der evangelischen Zeit, und hieher gehört namentlich die Kanzel, welche die Jahrszahl 1560 hat. An ihrem Schalldeckel, welcher noch später ist, steht Rom. 10. Fides est ex auditu, auditus autem per verbum Dei. Die Orgel hat die Jahreszahl 1612 und die Inschrift: Heilig, heilig, ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll. — In dem Hauptschiff ferner befinden sich die Epitaphien verschiedener evangelischen Prälaten und anderer Personen. Bei oder gleich nach der ersten Anlage der Kirche und ihrer zwei Seitenschiffe wurde auch der westliche und nördliche Theil

des Kreuzganges in einfachem romanischem Style erbaut, während der südliche und ein Theil des östlichen schon vorhanden war, indem jener durch die Anfangsmauer des nördlichen Seitenschiffes, dieser durch das nördliche Querschiff gebildet wurde. Wohl gleichzeitig mit dem Paradies wurde der südliche Theil des Kreuzganges in reichem, elegantem Uebergangsstyl gebaut; ihn zeichnen viele zierliche Säulchen aus, sowie sechstheilige Füllungen der Gewölbe. Der westliche, nördliche und östliche Theil des Kreuzganges sind in dem frühgermanischen Styl gehalten und zwar so, daß auf den westlichen zunächst der nördliche und auf diesen der östliche folgte, was namentlich die fortschreitende Entwicklung des Maßwerkes beweist.

An dem Kapitäl des Schafts einer Bogenöffnung in dem westlichen Kreuzgang gegen den Hof hin ist ein kleiner nackter Mönch ausgehauen, welcher Trauben ißt und auch auf einer solchen reitet. Im nördlichen Theil des Kreuzganges ist eine aus dem Neuneck erbaute Kapelle, deren frühere Bedachung nicht mehr vorhanden ist, und welche einen Brunnen enthielt. Dieser Brunnen ist jetzt versiegt, aber von ihm noch eine kolossale Schaale aus Einem Steine vorhanden. Der südliche, westliche und östliche Theil des Kreuzganges enthält verschiedene Grabdenkmale von Aebten, Rittern und sonstigen Adeligen, mit Inschriften und Wappen.

Der von dem Kreuzgang umgebene innere Raum

war der Friedhof der gemeinen Mönche, ist aber jetzt in ein hübsch angelegtes Gärtchen umgeschaffen worden.

Ferner stößt an den östlichen Theil des Kreuzganges als Erweiterung desselben eine weite Halle, welche dem Styl nach im 14. Jahrhundert erbaut wurde und in mehreren Urkunden als Kapitelsaal vorkommt. Sie hatte nächst der Kirche die würdigste Bestimmung und war zugleich ein ehrenvoller Begräbnißplatz. In dem Saale ist ein von drei Säulen unterstütztes Sterngewölbe, an dessen Feldern Marterwerkzeuge, das Leiden Christi bezeichnend, gemalt sind, weßhalb er auch irrig für die Geißelkammer gehalten wurde. In derselben Halle befinden sich noch folgende bemalte Bildhauerarbeiten in Stein: die Zeichen der vier Evangelisten — bei denen des Markus und Lukas stehen ihre Namen, den Engel des Matthäus umgibt ein Traubenlaubkranz mit eingefügten Trauben — ein Lamm und ein Mann mit einem Spruchband. Im Jahr 1850 wurden zwei farbige Fenster eingesetzt. Auch der Boden des Kapitelsaales enthält verschiedene Grabsteine von Aebten.

An diesen Kapitelsaal wurde südöstlich eine kleine Kapelle in demselben Styl aus dem Achteck erbaut. Im J. 1850 wurden auch hier farbige Fenster eingesetzt. Ferner stößt an den Kapitelsaal südlich ein Gemach, an dessen südlicher Wand mystische Kreise und Steinmetzzeichen eingerissen sind.

Zu der ganzen ursprünglichen Vorderseite der

Kirche sammt Nebengebäude gehörte die innere Wand des äußeren Ganges, der an die Vorhalle stößt. Er wurde in spätgermanischem Style gewölbt. Die genannten Nebengebäude sind ursprünglich germanischen Styls und aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts.

Zur gleichen Zeit, da der obige Gang gebaut wurde, wahrscheinlich im 15. Jahrhundert, ward auch der zwischen ihm und dem Kreuzgang liegende Keller eingewölbt.

Ferner trennt den äußeren Gang ein Durchgang von einer nördlich gelegenen geräumigen Halle, welche im Uebergangsstyl erbaut ist, auf sieben Paar Säulen mit zierlichen Kapitälen ruht und ihrer Anlage nach das frühere Refectorium gewesen zu seyn scheint. An diese Halle stößt ein früher wohl geschlossener Raum, von dessen zwei Gewölben nur noch die Anfänge sichtbar sind, und welche für Doktor Fausts Laboratorium gehalten wird, ohne Zweifel aber die Küche des Klosters war.

Gegenüber der aus dem Neuneck erbauten Kapelle ist der Eingang zu dem jetzigen Refectorium, auch Rebenthal genannt. Dieß ist ein geräumiger und gewölbter Saal, dessen halbkreisförmige Kreuzgurten mit spitzbogigen Quergurten durchschnitten sind. Sämmtliche Gurten sind von schwerer Profilirung und mit der Diamantverzierung, theilweise einer doppelten Reihe derselben geschmückt. Die sieben Säulen, worunter drei, welche die Diagonal-

gurten unterstützen, von größerem Durchmesser sind, machen durch ihre mit gewaltigen Ringen versehenen Schäfte, ihre hohen, theils rund gegliederten, theils viereckigten Basen und ihre ausdrucksvoll profilirte Kapitäle einen großartigen Eindruck. In der östlichen Nische sieht man die Reste einer Wendeltreppe. Unter dem Eingang ist innen ein Wappen mit einem getheilten Schild gemalt, in dessen rechter Seite rothe Vierecke mit weißen abwechseln und das von einem Abtsstab schrägrechts durchschnitten ist.

An das Rebenthal grenzen östlich drei gewölbte Räume, über welchen ebenfalls einige derselben Art sich befinden; ihre frühere Bestimmung ist jedoch nicht bekannt.

An dieselben stößt eine Halle, wohl früher die Geißelkammer, indem daselbst eine Person mit Heiligenschein und einer Ruthe in der Hand gemalt ist. Die Halle ist durch eine Mauer aus späterer Zeit in zwei ungleiche Theile geschieden. Das kleinere Gelaß hat Spitzbogenstyl und einen Halbpfeiler ohne Kapitäl. Hinter ihm ist eine Mauer, worin ein Abtsstab eingehauen ist. Das größere Gelaß hat einen palmenartigen Pfeiler, auf welchem seine Wölbung ruht. Die Wände sind mit Gemälden geziert, die aber sehr Noth gelitten haben. Diese Halle wurde später in einen Keller verwandelt und es fehlt ihr noch jetzt sehr an Licht.

Nördlich von der Geißelkammer ist wieder ein großer Keller, dessen Gewölbe von vierstämmigen

Säulen und einem Pfeiler in der Mitte getragen wird. Der Styl ist romanisch und der Façade der Nebengebäude der Kirche ähnlich, weßhalb seine Erbauung in den Anfang des 13. Jahrhunderts zu setzen ist.

Von dem äußeren Gang führt eine steinerne Treppe zu einem Saal spätgermanischen Styls, welcher wahrscheinlich der von Abt Johann VIII. erbaute Winterspeisesaal war. Seine Umfangsmauern ruhen auf denen von dem westlichen Keller und dem daran stoßenden Durchgang, welche älter sind.

Auf den Kapitelsaal, die Geißelkammer, dem daran stoßenden nördlichen Keller und den östlichen Theil des Kreuzganges waren die Zellen der Mönche gebaut, von welchen eine steinerne Treppe in die Geißelkammer und den Kreuzgang führte. Es heißt dieser Platz noch jetzt das Dorment; im Dachstuhl war ferner ein großer, wohl für die Laienbrüder bestimmter Saal.

Von dem Dorment aus gelangt man in den schon erwähnten Saal des Querschiffes. Derselbe war, wie bemerkt, früher wahrscheinlich zur Schatzkammer eingerichtet, später aber zum Bibliothekssaal bestimmt, wozu er auch jetzt noch dient. Er wurde von Abt Johann VI. bei seiner zweiten Amtsführung von 1519—1521 erbaut, und hat eine kunstvolle, aus zwei spitzbogigen, durch Pfeiler unterstützten Tonnengewölben bestehende Decke. Seine eiserne Thüre hat ein Schloß, welches nur durch einen Kunstgriff ge-

öffnet werden kann. In diesem Saale befindet sich die sogenannte Fundationstafel, welche aus einem hölzernen Kasten mit zwei bemalten Flügelthüren besteht. Auf der linken ist außen abgebildet, wie die Klosterbrüder im Bau begriffen sind; auf der rechten, wie sie während der Arbeit von den Räubern überfallen werden und ihnen schwören, das Kloster nicht auszubauen, und innen, wie Bischof Günther und Walther von Lommersheim als Stifter die Kirche in den Händen halten und sie der Himmelskönigin als Opfer darbringen mit folgenden Worten:

Laß dir diß Opfer gnedlichen bevolen sein.
Ad nos flecte oculos, dulcissima Virgo Maria,
Et defende tuam, diva Matrona, domum 1493.
(Zu uns wende die Augen, süßeste Jungfrau Maria,
Und beschütze, göttliche Mutter, dein Haus.)

Ueber dem östlichen Ende des südlichen Theils des Kreuzgangs ist ein mit einem Kreuzgewölbe bedeckter Raum, zu welchem man jetzt nur noch unter dem Dach eben dieses Theils des Kreuzgangs gelangen kann; doch ist an ihm eine zugemauerte Thür gegen das Dorment sichtbar. Dort wurde, der Sage nach, Doktor Faust vom Teufel geholt, und man will noch einen großen Blutflecken von ihm an der Wand daselbst sehen.

Von dem Dorment erstreckt sich östlich ein Gebäude in schräger Richtung gegen das sogenannte Abthaus zu. Es enthält unten einen Saal, welcher ein Tonnengewölbe mit rautenförmig sich durchkreuzenden

Rippen hat, und der Sprechsaal gewesen zu seyn scheint. Die Decke desselben ist mit verschiedenen Figuren bemalt. Ueber dem westlichen Eingang ist ein bemaltes Lamm mit Heiligenschein und einem Kreuz in Stein gehauen. An der östlichen Wand ist ein Gemälde, darstellend Maria mit dem Kinde, eine knieende Figur und unten das alte wirtembergische Wappen nebst einer Palme, an deren Stamm Attempto, der Wahlspruch Herzog Eberhards im Bart, geschrieben ist, welcher mit dem Kloster in freundschaftlicher Verbindung stand. Es fällt somit dieses Bild in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Ueber obigem Sprechsaal ist ein Saal mit einem Sterngewölbe, welcher das Oratorium gewesen zu seyn scheint, und aus der germanischen Zeit stammt. Zu ihm führte vom Kapitelsaal aus eine zierliche Wendeltreppe mit gewundener Spindel. Zu dem östlichen Eingang des Oratoriums und zugleich dem daran stoßenden Herren- oder Abthaus führte ebenfalls eine gleich zierliche Wendeltreppe mit hohler gewundener Spindel. Beide Treppen sind mit lateinischen Inschriften versehen.

Das Gebäude am östlichen Ende des Klosters war das Abthaus. Es hat einen schönen Erker mit Sterngewölbe, dessen Schlußstein das Wappen des Abts Johann VIII., Entenfuß, trägt, und im untern Theil ist ein Gelaß, worin sechs steinerne mit Fischen verzierte Säulen aus germanischer Zeit sich befinden, deren Kapitäle romanischen Würfelkapitälen ähnlich

sind, und welche die Deckbalken umfassen und tragen. An einer dieser Säulen ist gleichfalls das Wappen des Abtes Entenfuß mit einem Abtsstab. Es wurde dieß Gebäude demnach entweder von ihm neu gebaut oder wieder hergestellt und auch von ihm bewohnt. Daß es gleichfalls die Wohnung seiner Nachfolger gewesen sei, unterliegt keinem Zweifel, da es später auch die evangelischen Prälaten inne hatten, und jetzt der Sitz des Ephorus des Seminars ist.

Der sogenannte Herrenkirchhof war jener Platz, welcher später in den Garten des Abts verwandelt wurde, und stößt an den Chor der Kirche, an dessen äußerem Pfeiler noch einige Grabmäler zu sehen sind. Ferner ist ein Thurm zu erwähnen, welcher bald Lust-, bald Faustthurm heißt, letzteres wohl in Beziehung auf den angeblichen Aufenthalt des Doktors Faust daselbst. Ebenso befindet sich ein Brunnen, der Scheerbrunnen, bei dem Kloster, von welchem aus die Hauptdohle für die Klostergebäude nach dem äußeren Klosterhof zuzieht. Zwischen dem Abthaus und der Oberamtei, welche Herzog Ludwig im Jahr 1588 bauen ließ, und die wohl zu einem Jagdschloß bestimmt war, ist ebenfalls ein Brunnen. Der Brunnenstock aus Stein hat einen thurmähnlichen Aufsatz von Blei, von welchem das Wasser zuerst in die obere Schaale aus Glockengut fließt, aus der es sodann durch Köpfe in die untere Schaale von Stein sich ergießt. Ein Krankenhaus ließ Abt Johann II. errichten; 1504 litt es durch die Belagerung Herzog

Ulrichs sehr Noth. Das Haus des Verwalters wurde unter Abt Heinrich II. und das Gesindehaus unter Abt Heinrich III. erbaut. Am Thor stand ferner eine Kapelle zur heiligen Dreieinigkeit, wovon noch Fenstergewände sichtbar sind; sie war schon 1328 im Gebrauche. Unmittelbar vor dem Thor war eine Aufzugbrücke; über ihr befand sich ein Gemälde, Christus am Kreuz darstellend, mit Maria und Johannes, darunter war rechts der heilige Bernhard und links der heilige Benedikt; oben stand die Jahreszahl 1519. Die Ringmauer wurde unter Abt Johann I. gebaut; an dem nordwestlichen Eckthurm derselben steht:

Anno Domini MCCCCXLI opus hoc cum domo contigua patratum est sub Domino Johanne de Wormatio hujus Monasterii Abbate.

(Im Jahr MCCCCXLI wurde dieses Werk, nebst dem zugehörigen Hause vollendet unter Herrn Johannes von Worms, Abt dieses Klosters.)

Es wurde also derselbe unter Abt Johann III. von Worms 1441 nebst der daranstoßenden Mühle gebaut. Außerhalb der Ringmauer waren noch verschiedene Gebäude, worunter eine Gastherberge, welche bei der Belagerung 1504 durch die Pfälzer selbst verbrannt wurden.

Ferner kam zu Anfang dieses Jahrhunderts ein viereckiger, unbedeckter Thurm, welcher südöstlich stand, der sogenannte Eselsthurm, in Abgang. Er hatte seinen Namen von einer über seinem Eingang in halb-

erhabener Arbeit befindlichen Abbildung eines Maulesels.

Das ursprüngliche und eigentliche Klosterwappen ist folgendes: Ein Zwerchbalken mit rothen und silbernen Rauten durchschneidet den quartierten Schild nach links. Im ersten Quartier ist ein Brunnen auf Gold, im zweiten und dritten ein schwarzes Feld, das vierte Quartier enthält im ersten und vierten Viertel einen silbernen Fisch auf Gold, im zweiten und dritten eine gold'ne Krone mit gold'nem Kreuz auf blauem Felde.

Weitere Belehrung über die alterthümlichen Merkwürdigkeiten und die Geschichte des Klosters Maulbronn geben die beiden trefflichen Schriften des um die Geschichte und Alterthumskunde des Vaterlandes so verdienten sel. Dr. Carl Klunzinger: die Geschichte der Cisterzienser-Abtei Maulbronn (1859), und die artistische Beschreibung des Klosters Maulbronn. 4. Auflage (1861) vom Sohne des Verfassers herausgegeben. Hermann Frölich.

Die Sage von der Gründung Maulbronns.

Als noch das rohe Faustrecht in Deutschland galt, und freche Räuber allenthalben in den waldigten Gegenden unseres Schwabenlandes hausten, da ward auch das alte Salzgau, dessen dichte Wälder noch jetzt die Spuren der alten Wildniß an sich tragen, oft und viel von solchen Räuberhorden besucht. Mit Schrecken betrat der friedliche Wanderer diese Gegend,

und bekreuzte sich schon von ferne, wenn er das Rauschen jener Wälder hörte, that auch wohl ein Gelübde, sollte er unversehrt durchkommen; doch gar mancher Wanderer mußte nicht nur seine Haabe, sondern auch sein Leben lassen in diesen Wäldern. Nichts wußten die Räuber zu schonen, auch fürchteten sie sich vor Niemand; wenn da und dort auch einer der Edlen des Landes heraufzog, um Rache an ihnen zu nehmen für das Blut der Erschlagenen, so zogen sie sich zurück in ihre dichten Wälder, und kaum war er fort, so fieng auch der alte Strauß wieder an. Nur ein Mittel konnte dem guten Wanderer Sicherheit in dieser unwirthbaren Gegend schaffen — die Nähe eines Klosters. In einem Kloster dachte man sich den Wohnsitz aller Heiligen, und für besonders heilig wurde die ganze Gegend umher gehalten; eine fromme Stiftung anzutasten, schien auch dem rohesten Räuber ein unvertilgbares Verbrechen, darum mied er eine solche Nähe. Der Klang einer nahen Klosterglocke wies jedes Schwerdt in die Scheide, und wenn Abends Gottesfriede geläutet wurde, so fühlte auch der roheste Räuber einen innern Widerstand zu frechen Thaten.

Da beschloß der fromme Walther von Lommersheim, den das Blut so manchen Wanderers verdroß, dem frechen Unwesen ein Ende zu machen, und ein Kloster in des Waldes Mitte zu bauen, damit hinfort ein freier Verkehr in dieser Gegend seyn möge. Rüstig ging's auch an das Werk, der Wald wurde

ringsumher gelichtet, damit das Auge eine freundlichere Ansicht gewinne, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt, und die nahen Steingruben mußten schöne Steine liefern.

Schon wölbte sich auf dem starken Grunde der schöne hohe Kreuzgang des Klosters, und Walther von Lommersheim durfte sich freuen, den Bau bald vollendet zu sehen, da schon Mönche herbei kamen, um einen schon vollendeten Theil des Klosters zu bewohnen. Doch die Räuber verdroß es, daß sie aus dieser ihrem Gewerbe so günstigen Gegend sollten vertrieben werden, und sannen auf Mittel, wie sie die Sache hindern möchten. Da, als sie sahen, daß man den Grundstein zur Klosterkirche legte, machten sie sich auf, um den Mönchen die Sache zu entleiden. Jüngst, als die Arbeiter frisch ans Tagewerk gingen, kamen sie, und begehrten die Mönche zu sprechen. Sie bezeugten ihnen unumwunden ihre Unzufriedenheit mit dem Klosterbau, und ihren festen Entschluß, ihn nicht vollenden zu lassen; drohten auch mit Niederreißung des Gebäudes.

Da trat ein schlauer Mönch hervor, und sprach mit gar freundlichen Worten: gebt Euch keine Mühe, die Sache mit Gewalt zu hindern, denn wir wollen euch selbst geloben, den Bau nicht zu vollenden. Es ist ein Wort, das sich hören läßt, sagten die Räuber untereinander; doch wollten sie des Mönches schnellem Worte nicht ganz trauen, und forderten zur Bekräftigung dessen einen Eid, dagegen auch sie versprechen

wollten, keine gewaltsame Hand anzulegen, wenn sie nur anders den Bau nicht vollenden. Die Mönche schwuren, und die Räuber zogen arglos von dannen. Aber nichts desto weniger ging's mit der Arbeit an dem Bau der Kirche frisch voran, und der Vollendung der Kirche fehlte nur noch ein Stein in der linken Seitenwand der Kirche; auch ließen ihn die Mönche wohlbedacht am Boden liegen. Die Klosterglocke, die nun im Walde weit umher hallte, wollte den Räubern ein Zeichen von Treubruch der Mönche scheinen, und sie säumten nicht, von den Mönchen strenge Rechenschaft zu fordern. Da öffneten die Mönche die schöne Klosterkirche, und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag, und oben die Oeffnung war, die noch auf den Stein zu warten schien, zum Zeichen, daß sie ihren Eid gehalten hätten. Die Räuber sahen sich zwar hintergangen, doch konnten sie auch nicht läugnen, daß die Mönche ihr Wort gehalten hätten, und mieden nun fortan diese Wälder, in denen sie doch ihr Wesen nicht mehr ungestört hätten treiben können. Nun war's dem Wanderer wohl, wenn er durch diese Wälder zog, und der Klang der nahen Klosterglocke mahnte ihn, ein frommes Wort zum Lobe Walthers zu sprechen. Auch kehrte mancher Pilger ein, und beschenkte das Kloster reichlich für seine beschützende Nähe.

Noch liegt in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Klosterkirche die Steinplatte am Boden, unter

der Oeffnung, die die klugen Mönche gelassen hatten. Nicht weit davon sieht man in Stein ausgehauen Mörtel, Spate und Hacken, und darob eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten hatten.

Mitternacht im Kloster Maulbronn.

Still ist's in dem Klostergarten,
Dran die graue Kirche stößt,
Noch hat Mitternacht, die Stunde,
Geister nicht vom Bann gelöst.

In des Klosters weiten Hallen
Liegt so mancher Leichenstein,
Wenn die zwölfte Stund' ertönet,
Regen sich die Todtenbein'.

Horch, es schlägt! Und alle Schläfer
Stehen aus dem Grab empor,
Durch den Kreuzgang hin zur Kirche
Zieht der düstre Geisterchor.

Aus dem weißen Leichentuche
Schaut der Schädel grinsend vor,
Und die Knochenhand, die kalte,
Hält das Crucifix empor.

In die Kirche tritt der Reihen,
Kerzen flimmern vom Altar,
Vor dem Muttergottesbilde
Neiget sich die ganze Schaar.

Nach den alten Kirchenstühlen
Nimmt der Leichenzug den Weg,
Betet zu dem Herrn der Geister,
Daß er sich erbarmen mög'.

Durch die hochgewölbte Kirche
Rollt der volle Orgelton,
Dumpf und schaurig singt der Chorus:
Kyrie eleison!

Doch beim Schlag der ersten Stunde
Schwindet Alles durch die Luft,
Und der alten Mönche Schatten
Sinken wieder in die Gruft.

L. Ries.

V.

Wielandstein.

Das Lenninger Thal ist wohl eines der schönsten an der Neckarseite der schwäbischen Alb. Es wird von der Lauter gebildet, welche eine Stunde hinter Guttenberg entspringt, und lange durch schroffe und steile Berge sich schlängelt, bis sie in einer weiten Ebene auf Kirchheim zufließt, wo sie sich mit der Lindach vereinigt. Zur Zeit der Kirschenblüthe steht das Thal in seiner schönsten Pracht und bietet einen herrlichen Anblick. Nicht minder interessant ist dasselbe durch seine Ruinen, welche die das Thal begränzenden Felsen zieren. Von dem im Thal liegenden Dorfe Oberlenningen aus besteigt man auf steilem Pfade in $^3/_4$ Stunden die erste dieser Burgen, genannt Wielandstein, welche auf einem gewaltigen höchst malerischen Felsen liegt. Man muß über die Keckheit staunen, die auf einen so schwindelnden Gipfel zu bauen gewagt und den Vortheil so hoch angeschlagen hat, den hier allerdings die Felsstücke gewähren, in so fern sie an manchen Seiten alles Mauerwerk erspart haben, wie wir es überhaupt an manchen auf Felsen gelegenen Burgen des Mittelalters finden. Aus einigen Ruinen wachsen Bäume heraus, die weit ins Thal hineinblicken.

Erklettert man die nächsten freistehenden Felsstücke,

die auch noch mit wenigen Mauern gekrönt sind, so findet man dieselbe Kühnheit der Bauart, dasselbe Verwachsen der Steine in den Felsen. Namentlich scheint auf einem derselben ein senkrechter Felsstrahl fast ohne Zuthat von Menschen sich zur Thurmwarte angeboten zu haben. Ob diese Burgstätte einen besondern Namen geführt, oder Vorwerke der weitläufigen Burg Wielandstein bildeten, weiß man nicht. Die Sage meldet, daß auf diesen beiden Felsenspitzen noch zwei Schlösser gestanden, und sollen auf Wielandstein, wie auf diesen beiden Burgen drei Brüder gewohnt haben, die Anfangs einträchtig mit einander gelebt, dann aus Neid in Streit geriethen, in dem sie sich ermordet. Noch jetzt geht unter dem Volk das Sprüchwort: „a Kerl, wie die drei Brüder auf'm Schlößle."

Auf den drei Felsspitzen von Wielandstein hat man einen köstlichen Ueberblick über das Lenninger Thal, und außerdem noch den Niederblick in eine wilde Seitenschlucht, die sich dem Auge erst hier entdeckt.

Geschichtliches weiß man Wenig über den Wielandstein. Wieland ist ein alter, aus dem hohen Norden stammender Name, den der kunstreiche Waffenschmid Wieland, der Dädalus des Nordens, führte, welcher die Kunst des Fliegens wirklich erfunden. Seitdem finden wir ihn häufig in den Urkunden des Mittelalters als Tauf- und Familiennamen. Ein Edler dieses Namens hat die steile Burg erbaut und seinen Erben hinterlassen. Als die ersten urkundlichen Be-

sitzer der Burg erscheinen die Swelher von Wielandstein, welche von 1241—1432 blühten, und in der ganzen Gegend, besonders in Dettingen, Heiningen, Sirgenstein, Laichingen, Kirchheim, Owen u. s. w., reich begütert waren. Vielleicht hatten zu gleicher Zeit auch Andere Antheil an der Burg, denn im Jahr 1336 verkaufte ein Heinrich Fink von Wielandstein das Dorf Bissingen unter Teck an Wirtemberg. Die Swelher trugen ihre Burg Wielandstein schon frühe den Grafen von Wirtemberg zu Lehen auf; sie verkauften sie im Jahr 1411 an die Herren von Freiberg, von denen sie im Jahr 1428 als ein wirtembergisches Lehen durch Kauf an die Schillinge von Cannstatt überging, welche sie bis 1533 besaßen. Wie die Burg Wielandstein unterging, ist nicht überliefert. M. Crusius fand sie bereits zerstört und an die Einwohner zu Oberlenningen verkauft.

Die drei Brüder von Wielandstein.

Auf Wielandstein im luft'gen Saal
An Einem Tisch, beim gleichen Mahl,
Da sitzen jung und fein,
Aus Einem Becher trinken sie,
Und lächeln stets und zürnen nie,
Drei holde Knaben klein.

Der Wind stoßt an das hohe Haus,
Der Regen stürmet mit Gebraus,

Kein Menschentritt erschallt;
Doch freundlich ist es Tag und Nacht,
Im hohen Schloß, wo Liebe lacht,
Wo Kinderunschuld wallt.

Im tiefen Dorf der Bauersmann,
Hält seine wilden Knaben an,
Und auf das Schloß er zeigt:
„Ei, wollt ihr nicht so fromm und fein,
Wie droben die drei Brüder seyn?"
Alsbald sein Haufe schweigt.

Es sind der Schlösser worden drei,
Sie schauen von dem Berge frei,
Von Steinen fest gebaut.
Doch innen ist es nicht mehr schön:
Man sah die Treue ferne geh'n,
Es wich die Liebe traut.

Ein Bruder wohnt in jenem Haus,
Er lädt den andern nicht zum Schmaus,
Er grüßet nicht sein Schloß:
Steigt Jeder in ein andres Thal,
Sucht Jeder andern Sonnenstrahl,
Tränkt anderswo sein Roß.

Und Nachts bis um den Hahnenschrei
Verlarvte Männer fechten drei

Am Kreuzweg in dem Wald;
Der Bauer ruft den Kindern klein:
„Ei, wollt ihr fromm und friedlich seyn?
Horcht, horcht, wie Unfried schallt!“

G. Schwab.

VI.

Sulzburg,

auch Sulburg genannt, ragt, eine Viertelstunde von Unterlenningen entfernt, mitten im Thal auf einem kleinen grünen Hügel am linken Ufer der Lauter; auf dem rechten Ufer derselben liegt das genannte Dorf. Es ist der Mühe werth, daß man den Hügel besteigt, denn er gewährt eine freundliche Einsicht in das blühende Thal nach beiden Seiten, der Oeffnung und dem Schlusse zu, dann den Aufblick gegen den Rauber und die Teck. Sonst war der Hügel mit Eichen bewachsen, nun ist er längst angebaut und in Wiesen und Ackerland umgewandelt. Noch im Jahr 1799, wie die Abbildung in dem sogenannten Stuttgarter Almanach von diesem Jahr zeigt, standen die vier hohen Umfassungsmauern mit dem noch wohlerhaltenen Eingang. Es scheint, daß die Burg um jene Zeit abgebrochen wurde, um von ihren Steinen die noch vorhandene an die Hinterseite des Hügels

angebaute Pächterwohnung zu erbauen. In dieser findet der schmachtende Wanderer Obstmost, Kirschengeist und Forellen.

Zuverläßig waren die Herren von Lenningen die ersten Erbauer und Bewohner der Burg. Sie waren ein altes und tapferes Geschlecht. Ein Cuno von Lenningen war im 12. Jahrhundert ein trotziger und grausamer Krieger und der Schrecken der Umgegend; von allen Gegnern gehaßt und angefeindet, kroch er in die schirmenden Mauern des Klosters Zwiefalten. — Nach ihnen im Jahr 1335 besaßen die Herren von Neidlingen die Burg. Von ihnen kam Sulzburg an die Herren von Spät-Zwiefalten, die sie vom Jahr 1395 als ein Lehen von Wirtemberg besaßen. Es schrieb sich eine Linie dieses Geschlechts „Späte von Sulzburg." Im Jahr 1640 erwarben die Schillinge von Cannstadt die Burg, und von diesen kam sie an die Herren von Menzingen. Seit 1820 ist Sulzburg von der Gemeinde Unterlenningen erworben, die das Hofgut stückweise verkauften. Ein Beamter der Gegend rettete die letzten Trümmer der Burg, als sie vollends ganz abgetragen werden sollte, indem er sie um einige Gulden an sich brachte. So ist diese Ruine noch eine Zierde des schönen Thales.

Von Unterlenningen aus werden am leichtesten die beiden Burgen Rauber und Diepoldsburg bestiegen.

VII.

Die Ruinen Rauber und Diepoldsburg.

Diese beiden Burgen liegen gleichfalls über dem Lenninger Thale und sind nur durch eine Bergessenkung von der Teck getrennt. Von Unterlenningen bis zu dem sogenannten Rauber- oder Schafhof ist der Weg zum Rauber erträglich, aber dann muß man sich durch Felsen und Abgründe, Dornen, Disteln und verworrenes Gesträuch einen Weg suchen, bis man auf eine ganz verwilderte Bahn kommt, die nach den übermauerten Felsen des Raubers führt. Aber auch jetzt noch hat man manche furchtbare Tiefe zu überklettern, manche schlüpfrige und steile Höhe zu erklimmen, weil Zeit und Gewitter mehrere Felsstücke weggerissen haben. Endlich gelangt man zu dem Rauber, der im dichten Waldgebüsche lauernd, recht wie der gemeine Raubritter hinter dem schirmenden, edleren, hinter der offenen stolzen Stirne der Teck sich birgt. — Die Ruinen der Rauberburg sind noch von bedeutendem Umfang: die Mauern stehen noch; auch der tief in den Berg hineingegrabene Brunnen ist noch nicht ganz verschüttet. Zwischen den Mauern wachsen schöne Bäume empor. Nach einer Abbildung im genannten Almanach stand noch im Jahr 1799 ein Mauerrest auf einem vom

Hauptfels abgesonderten Felsstück, und möchte wohl ein Vorwerk des Raubers selbst gewesen seyn.

Etwa 50 Schritte vom Rauber entfernt lag die Diepoldsburg, von der aber Nichts mehr, als Schutt zu sehen ist. Wer die Gründer dieser beiden Burgen gewesen, wissen wir nicht. Diepoldsburg soll von zwei Brüdern, Herzogen von Schwaben, erbaut worden seyn. Wahrscheinlich hat zu dieser Sage die Geschichte der Brüder Erchanger und Berthold, Kammerboten in Alemannien, Veranlassung gegeben. Die Burg, auf welche diese beiden Machthaber den gefangenen Bischof Salomo von Constanz ums Jahr 916 bringen ließen, hieß Dietpoldsburg. So wären diese die ursprünglichen Besitzer oder Erbauer dieser Burg gewesen. Jedoch muß diese Diepoldsburg dem Schauplatz der Geschichte, dem Ufer des Bodensee's, näher gelegen seyn, als das Diepoldsburg auf der Alb. Nach einer andern Ansicht wäre ein Graf Diepold von Aichelberg der Erbauer der Burg gewesen, nach dem sie geheißen worden. Der Rauber soll der Sitz einer adeligen Familie dieses Namens gewesen seyn, die später in die Stadt Gmünd gezogen, wo sie bis Ende des 14. Jahrhunderts hohe magistratliche Würden bekleidete. Von den beiden Schlössern, die Manche, wie der genannte Almanach, nur für eines halten, so daß Diepoldsburg den Namen Rauber vom Volk erhalten hatte, weil es eine Raubburg gewesen, schreibt der alte sagenkundige M. Crusius also:

„Ueber dem Thal, das zwischen der Teck und der

Alb ist, findet man auf den Bergen zwei Schlösser, die heißen Diebolsburg und Rauber. Die Namen kommen oft mit der Sache überein. Denn es sollen vor Zeiten Leute da gewohnt haben, deren Gebrauch gewesen, auf Leute auszugehen, und vom Raube zu leben. Man kann es an zwei Mauern sehen, die von den Schlössern weit hinausgehen; wer zwischen dieselbe hineingebracht worden, war verloren; wie alte Leute erzählen. Jetzt sind nur noch die Spuren davon zu sehen. Sie gehören dem Edeln Georg Schilling von Cannstatt, der zu Owen wohnt." Ohne Zweifel waren die Bewohner aller dieser umliegenden Schlösser Dienstleute der Herzoge von Teck, die mit dieser Herrschaft an Wirtemberg kamen.

Ehe wir von den Burgen des Lenninger Thals uns beabschieden, erwähnen wir noch einer alten Sage, die M. Crusius wahrscheinlich vom Volk vernommen. „Es soll über dasselbe Einer auf einem jährigen Kalb sitzend gesprungen seyn, nämlich ein Hexenmeister, welcher gesagt hat: was hältst du vom Sprunge dieses jährigen Kalbs? ist er groß genug? Daher das Sprüchwort: laß mir das einen feinen Sprung seyn für ein jähriges Kalb." Mehr als 100 Jahre früher (1458) hat dieselbe Sage Ritter Hermann von Sachsenheim in seinem Gedicht die „Möhrin" (ged. Worms 1535) sehr naiv bearbeitet.

Der Ritt auf dem Kalb.

Dorther bei Urach auf der Alb
Da sprang ein alt Weib mit eim Kalb
Gar über ein wundertiefes Thal;
Bei Lenningen g'schah dieser Fall. —

Der Knecht, der ab dem Kalb da fiel,
Der mocht' wohl seyn ein thöricht Gil!
(Sprach einer bei den Herren dort)
Solch Wunder ist vor nie gehort!
Sag an, Gesell, wie fügt sich das,
Daß Einer auf eim Kalb saß.
Das wollen wir all hören gern.

Ich sprach: wollt ihr dann nit entbeh'rn,
Ich will Euch sagen fremde Mähr' —
Sie traten alle zu mir her,
Und wollten hören Wunderwerk.

Ich sprach: ein Graf von Wirtemberg,
Der wollt' ein nöthig Botschaft han
Gen Prag zu Kaiser Karlen than,
Der Kaiser Sigmunds Vater war.

Ein alt Weib nah bei Urach saß,
Die hätt' gemacht ein' Zauberfalb',
Damit bestrich sie wohl das Kalb,
Und satzt' drauf ihren Mann zu Hand:

In Einer Nacht er gen Prag rannt',
Und warb sein Botschaft schnell und bald.
Ihm hätt' verboten auch die Alt,
So er heim wieder reiten wollt,
Daß er ein Wort nit sprechen sollt.
Dieweil er saß auf diesem Kalb,
Alsbald er kam nah zu der Alb,
Und er ersah das tiefe Thal: —
Da sprengt er hinüber ohne Fall.
Der Bot' war alt, er war nicht jung,
Er sprach: „das ist der schönste Sprung,
Den ich von Kälbern je gesah."
Alsbald er da das Wort gesprach,
Da stund er da, das Kalb verschwand.
Hin auf das Schloß ging er zu Hand,
Und bracht' sein Botschaft glaublich dar;
Deß nahm der Herr gar eben wahr,
Und mußt' ihm sagen diese Mähr',
Wie er so schnell wär' kommen her?
Das thät der Bot', und war gar geil.
Der Herr der sprach: Gott geb' uns Heil!
Was dürfen wir nun großer Roß?
Die Kälber springen über d'Moß
Und dazu über tiefe Thal,
Und das beschieht ohn' allen Fall. —
Der Marschall sprach: „der Herr hat wahr!
Es wär' ein Wunder offenbar,
Und ging doch zu mit Zauberwerk." —

„Wer seind die Herrn von Wirtemberg?"
Sprach Einer, der hieß Freiermuth. —

Ich sprach: „es seind doch Grafen gut,
Lang her geborn von hoher Art,
Besonder jetzt von Frauen zart,
Wird ihr Geschlecht von hohem Stamm,
Wiewohl sie nit hant Fürstennam',
So seind sie doch wohl ihr Genoß
An Land und Leut' und Mannheit groß,
Der hant ihr Vordern viel gethan.

VIII.

Kapelle Schwärzloch

bei Tübingen.

Schwärzloch, oder der Schwärzlocher Hof, ein Hauptausflug für die Tübinger Spaziergänger, liegt auf einem anmuthigen, mit Obstbäumen besetzten Hügel, den ein Ausläufer des Bergrückens bildet, welcher das Tübinger Schloß trägt. Der Hof besteht aus einem alten Hauptgebäude, an das sich auf beiden Seiten Mauern mit Thoren anschließen, welche gegen den Berg sich hinziehen und einer dritten, dem Hauptgebäude gegenüberstehenden Mauer, ist ein

zweites neueres Oekonomie-Gebäude aufgesetzt. Unsre Aufmerksamkeit richten wir hauptsächlich auf das alte Hauptgebäude. Die Veränderung, die dieses im Laufe der Zeiten erlitten, erstreckt sich nur auf die innere Einrichtung. Sein ganzes Aeußeres entspricht noch der früheren Bestimmung als Kirche. Der hohe Dachstuhl, die alten Fenstervertiefungen, auf der Seite gegen den Hof hin noch am besten erhalten, zeugen dafür; doch am deutlichsten beweist das Dasein der einstigen Kirche der noch ganz schön erhaltene Chor oder das sogenannte Kirchlein gegen Tübingen hin. Wie das Aeußere, so ist auch das Innere noch ganz gut erhalten. Zur Besichtigung desselben gehen wir rechts durch die unter der Stiege der Wirthswohnung befindliche Thüre, wo sich bald eine massive steinerne Wandung zeigt, gleich den übrigen dreien, die eigentliche frühere Kirche umfassenden Wänden. An dieser Wandung erblickt man noch deutlich die Spuren eines früheren Portals, denn die ganze Rundung ist mit einer neueren Wand von kleineren Steinen und Gebälken ausgefüllt, in die die jetzige kleinere Thüre eingesetzt ist, und zu beiden Seiten sind noch zwei hervorragende länglicht runde Steine, die so einander gegenüber sind, daß sie den Raum zu einem Portal in der Mitte lassen. Wir treten nun durch die kleine Thüre in das Innere, und finden eine schöne Kapelle mit hochgewölbter Decke, aber ohne Fenster, ausgenommen die länglichte Oeffnung am Chorvorsprunge, die in der Kapelle eine Art von Nische bildet; und

in jeder der acht Ecken stehet eine massive runde Steinsäule mit einem nicht übel gearbeiteten Knaufe, auf die sich die Enden der Decke stützen.

Wir wenden uns nun wieder hinauswärts zur eigentlichen Kirche, deren Merkwürdigkeit nicht sowohl in der Bauart, als vielmehr in den wunderbaren Figuren besteht, die auf der gegen das Innere des Hofs gekehrten Seite des Gebäudes sich befinden. Es sind, wenn wir sie genau betrachten, folgende:

Links an dem Eingange zwei gegen einander gekehrte Figuren; die eine ist eine Art von Löwe mit dem Unterschiede, daß die Vorderfüße Drachenfüßen gleich sind, der Schwanz pfeilartig; die andere ein gewöhnlicher Drache mit geschlungenem spitzigem Schweife. Ueber diesen stehen zwei Pflanzen, kleinen Bäumchen ähnlich. Noch weiter oben ein cylinderförmiger hervorstehender Stein, der eine Figur vorstellt mit einem Menschengesichte, mit Flügeln und Krallen; von dem, was sich unter der Figur befindet, weiß man nicht, ob es Gestell oder Fortsetzung der Figur selbst ist; die zu unterst angebrachten Füßchen lassen auf letzteres schließen. Unter diesen Füßchen ist noch eine Art von Namenszug angebracht, wie von einem verschlungenen J. E.

Vor allen Seiten der Kirche ausgezeichnet hat die Seite gegen den Hof hin eine Art Verzierung, welche der an dem Chore ähnlich ist; sie besteht in vielen gleichförmigen an einander sich reihenden Vertiefungen, oder vielmehr hervorragenden Steinen, in denen Ver-

tiefungen angebracht sind, und ist unmittelbar unter dem Dachstuhle gerade wie beim Chor. Jede dieser Vertiefungen faßt eine oder zwei Figuren. Die Hauptfigur ist die in horizontaler Richtung unter dem Dachstuhl liegende Thiergestalt; sie stellt ein Thier vor mit langem Leibe, weit aufgesperrtem Maule und geschlungenem spitzigem Schwanze, und füllt die Stelle von beinahe drei Vertiefungen, so daß sie wie eingesetzt erscheint. Links von derselben sind eilf Vertiefungen mit lauter Pflanzen und Blumen, worunter mehrere Rosen und auch eine Art von gothischer Fensterrosen sich befinden. Die rechte Seite von der größeren Figur ist merkwürdiger, wir beschreiben daher den Inhalt der einzelnen Vertiefungen von der äußersten an gerechnet. 1) Eine Figur mit einem Menschenangesicht, an dem kleine Ohren oben hervorragen, Drachenkrallen, ein gebogener Schwanz, der sich in einen Thierkopf mit aufgesperrtem Maule endigt, so daß der Thierkopf das Menschenhaupt rückwärts beinahe berührt. 2) Eine Figur, von der man nur noch die Vorderkrallen und einen gewundenen spitzigen Schwanz sieht. 3) Zwei auseinander gekehrte Vogelköpfe mit krummen Schnäbeln. 4) Eine einer Garbe ähnliche Figur. 5) Eine Art von Pflanze mit schmalen Blättern. 6) Zwei Zweige mit breiten Blättern, deren Spitzen einander berühren. 7) Eine merkwürdige sehr roh gearbeitete Menschengestalt, deren Haupt viel Aehnlichkeit mit Nro. 1 hat; sie hat beide Arme aufgehoben, so daß sie beinahe das Haupt

berühren. 8) Ein Vogel mit nicht sehr hohen Füßen und breitem Schwanze; der Kopf und Schnabel scheint wie bei den Köpfen Nro. 3 zu sein. 9) Zwei gegen einander gekehrte Figuren: die eine zur Rechten ist einem aufrechtstehenden kleinen Thiere ähnlich, die andere stellt die Hälfte eines Thieres mit aufgesperrtem Rachen vor. Es befinden sich noch einige Figuren in der nämlichen Richtung, die theils nicht mehr recht kenntlich, theils von weniger Bedeutung scheinen. Auf die Bedeutsamkeit dieser Figuren machte schon Zeller in seinen Merkwürdigkeiten der Stadt Tübingen S. 631, und in neuester Zeit G. Schwab in seiner Albreise S. 297 aufmerksam; wir halten es daher nicht für überflüssig, uns näher darauf einzulassen, da wir so zugleich auf das Alter des Gebäudes könnten geleitet werden. Nach Zeller, welcher die häufig vorkommende Ansicht andrer anführt, daß die eigentliche Kirche, ohne das später angefügte Chor, in frühester Zeit ein Heiden- (Römer-) Tempel gewesen sei, sollen die obenbeschriebenen Thierfiguren zum Theil mit denen übereinkommen, welche sich an der Liburna (dem der Isis geweihten Schiffe) befinden. Wenn wir diese Ansicht Zellers mit der kurzen Andeutung Schwabs über unsere Kirche zusammenstellen, so ergibt sich ungefähr dieses: die Kirche zu Schwärzloch war in frühester Zeit ein Heidentempel, der zu einer christlichen Kirche umgeschaffen wurde, indem man einiges Wenige am Gebäude änderte, und nur ein Chor anfügte. Die Figuren wären dann

egyptische Symbole, welche sich auf den damals in Rom verbreiteten Isis-Gottesdienst beziehen, der durch römische Legionen, die wohl in dieser Gegend gestanden haben mochten, hieher verpflanzt wurde. Eine Unterstützung dieser Ansicht könnte man darin finden, daß das nahe Dorf Jesingen seinen Namen von dem in dieser Gegend einst getriebenen Isisdienst haben soll. Letzteres mag übrigens sich wohl auf den Isisdienst beziehen, der nach Tacitus Germania Cap. IX. schon in frühester Zeit bei den Sueven (Schwaben) eingeführt war. Dieser Muthmaßung über den heidnischen Ursprung des Kirchleins widerspricht durchaus nicht die Bauart desselben, denn wir können die größeren und kleineren Aenderungen daran eben so leicht erklären, wie bei der Belsener Kapelle. Zudem finden sich ja dergleichen Heidentempel mit Figuren in der Umgegend. Sattler in seiner historischen Beschreibung Wirtembergs Th. I. S. 51 hat einen solchen abgebildet, welcher früher in Kuppingen stand. Am meisten möchte aber für das Alter des Kirchleins und der Figuren eine uralte Kirche zu Brenz sprechen, an der nach Magenau's Güssenberg und die Güssen S. 53—57 an den äußeren Gesimsen der Kirche 144 Steinfiguren sich befinden, welche Adler, Seethiere, Schweine und Blumen vorstellen. Eine Vergleichung beider Kirchen könnte auf etwas Gewisseres führen. Die einzige Schwierigkeit, die der obigen Annahme entgegensteht, ist, daß die Figuren unseres Kirchleins auch christliche Figuren, z. B. Drachen ent-

halten. Ein Gleiches muß auch nach Magenau S. 57 bei der Brenzer Kapelle der Fall sein. Wir erwähnen noch eine bekannte Sage, die sich in der Gegend von Schwärzloch neben dem Glauben, daß das Kirchlein heidnischen Ursprungs sei, wahrscheinlich von Mund zu Munde fortgepflanzt hat. Es sei, heißt es, in frühester Zeit der Theil des Ammerthals zwischen Jesingen, dem Ammerhof und Schwärzloch, ein großer See gewesen, in dem sich viele wunderbare Seeungeheuer und Pflanzen aufgehalten. Als man ihn nun nach und nach ausgetrocknet, seyen diese Thiere gefunden, und zum Andenken an dem Kirchlein abgebildet worden. Letzterer Theil der Sage hat weniger Wahrscheinlichkeit, als der erstere von dem Vorhandenseyn eines Sees. Denn schon M. Crusius am zuletzt angeführten Orte scheint darauf hinzudeuten, wenn er sagt: das Symbol der in diesen Gegenden verehrten Isis war ein Schifflein (liburna), dessen man an den Pfützen des Ammerthales bedurfte, als die Ammer noch nicht in den Neckar geleitet war.

Schwärzloch, in früherer Zeit Schwarzloch (wahrscheinlich von der schwarzen Waldung, die nahe bei Schwärzloch liegt, so genannt), kommt schon ums Jahr 1085 unter den Stiftungsgütern des Klosters Blaubeuren vor. Aus diesem läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß es ein Besitzthum der Stifter dieses Klosters, der Grafen von Tübingen, war. In dem Besitze dieses Klosters blieb Schwärzloch bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, wo es im Jahr

1477 als eine Kaplanei erscheint, die der Abt Heinrich Fabri von Blaubeuren in seinem und des Convents Namen der neuerrichteten Universität zum Pathengeschenk gab. Um die nämliche Zeit schrieb sich Dr. Johann Ainber, Caplan in Schwarzloch, unter Nauklerus in die erste Universitäts-Matrikel ein. Einer Stelle aus M. Crusius schwäbischer Chronik (III. Th. B. III. c. 2 S. 176) zu Folge, könnte Schwärzloch neben dem, daß es ein Klosterbesitz war, zugleich auch ein adeliges Gut gewesen seyn, oder wenigstens einem Adeligen den Namen gegeben haben. Es kommt in jener Stelle ein Wernher von Schwertißloch vor, der im Jahr 1157 eine Wiese an der Ammer an das Kloster Hirschau vergabte.

Im 16. Jahrhundert kommt Schwärzloch im Besitz der alten Tübinger Familie, der Breuninge, vor, denn es läßt sich den 9. Nov. 1531 Hans Breuning, Untervogt zu Tübingen, von K. Ferdinand einen neuen Freiheitsbrief wegen des Schwärzlochs ausstellen. Ferner überläßt den 18. Aug. 1544 Conrad Breuning, Bürger zu Tübingen, diesen Hof dem Spital zu Tübingen.

Wann die Caplanei auf Schwärzloch aufgehört hat, darüber fehlen die Nachrichten. Vielleicht ging sie bald nach der Schenkung an die Universität ein. Seit der Zeit, da Schwärzloch ein Spitaleigenthum wurde, ward es von Pächtern verwaltet, bis es in den zwanziger Jahren in Privatbesitz überging und zu einer angenehmen Wirthschaft eingerichtet wurde, zu

der die Musenjünger in schöner Jahreszeit eifrig wallfahrten.

Der Drachenkampf

oder

die Gründung der Kapelle zu Schwärzloch.

Wieder bringt die traur'ge Kunde
Vor des Grafen Hugo's Ohr,
Wie der Drach aus Schwarzloch's Grunde
Brach mit neuer Wuth hervor.

„Nimmer länger kann ich's tragen,"
Ruft der Graf: „mein Roß herbei!
Heut will ich den Jagdpreis jagen,
Ob es auch der letzte sey."

Und er greift mit wildem Grimme
Nach der Armbrust, nach dem Speer,
Gibt der Gattin Warnungsstimme,
Seinen Kindern kein Gehör.

Ab thät er die Augen wenden
Von den Seinen; auf sein Roß
Schwingt er sich, und läßt dahinten
In der Burg den Dienertroß.

Nur ein Rüdenpaar begleitet
Treulich den geliebten Herrn.
Schnell der Kampfbegier'ge reitet:
Nimmer iſt die Stätte fern.

Hinter einem Hügelrunde,
Vor dem Menſchenblick verſteckt,
Hat in eines Waldthals Grunde
Sich zum Raub der Drach gelegt.

Hug' ſteht in des Waldthals Dunkel
Schon, er hält ſein Roß jetzt an;
Da bricht durch Gebüſch Gefunkel,
Und er ſieht den Drachen nah'n.

Flugs zielt nach des Unthiers Lenden
Hug' den Speer mit rüſt'ger Hand,
Einen Pfeil noch nachzuſenden,
Iſt die Armbruſt ſchon geſpannt.

Doch der Speer und Pfeil vergebens
An den Schuppen prallet an,
Denn dem Thier zum Sitz des Lebens
Keine Wehre dringen kann.

Wild mit aufgeſperrtem Munde
Geht es jetzt auf Hugo los;
Scheu verkriechen ſich die Hunde,
Hoch ſich bäumend ſtürzt das Roß.

Hugo kann sich nimmer heben
Unter seines Rosses Last:
Die gelähmten Hände beben
Mit dem Schwert, umsonst gefaßt.

Heil'ger Jörg, woll' Hülfe senden,
Ruft der Graf jetzt nah' dem Tod,
Ich will dir ein Kirchlein gründen,
Hilfst du mir aus dieser Noth.

St. Georg der heil'ge Ritter
Auf des Fleh'nden Ruf erschien,
Wie der Blitz im Sturmgewitter,
Und trat schützend vor ihn hin.

In des Unthiers off'nen Rachen
Stößt er den gewicht'gen Speer,
Und es reget sich im Drachen
In dem Nu kein Odem mehr.

Schnell war St. Georg verschwunden.
Hugo's Knappen, die von Fern'
Leise nachgefolget, funden
Wohlbehalten ihren Herrn.

Hugo bald das Kirchlein bauet,
Dem Gelübd' getreu, unweit
Von dem Kampfplatz; öde schauet
Es noch aus der alten Zeit.

IX.

Ellwangen

und die

Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg.

Einst deckten finstre Tannen
Den Virngrund rings umher,
Und Nebel schwebten, wallten
Darüber feucht und schwer;
Kein Dörflein war zu schauen,
Kein Kirchlein weit und breit,
Nur wilde Thiere hausten
Hier in Waldeinsamkeit.

Im Sumpfe wetzte grimmig
Der Eber seinen Zahn,
Es brach durch Tannendickicht
Der Edelhirsch sich Bahn,
Dem Bären bot zum Kampfe
Das ries'ge Horn der Ur,
Auf nächt'ger Heide folgte
Der Wolf des Rehes Spur.

Da kam daher geritten
Ein Prinz aus Frankenland,
Mit einem Troß von Jägern,
Hariolph ward er genannt;

Und wie er also reitet
Auf dem Normannenroß,
Nach Beute ringsum spähend,
Mit blankem Jagdgeschoß —

Bricht aus den schwarzen Tannen
Hervor ein weißer Hirsch,
Ein Elchthier, wie gesehen
Er kein's noch auf der Bürsch.
Rasch folgt dem Hirsch der Jäger,
Den Rappen treibt sein Sporn,
Und hetzt den Sechzehnender
Durch Sumpf und Busch und Dorn.

Dort, wo der Fluß sich krümmet,
Der jetzt genannt die Jaxt,
Dort hat der kühne Degen
(Die alte Mähre sagt's)
Mit nerv'gem Arm geworfen
Den Speer aus scharfem Erz
In wildem Ritt dem Hirschen
Fach mitten durch das Herz.

Und müde von dem Bürschen
Streckt sich zur Mittagsstund
Prinz Hariolph zur Ruhe
Auf moosgen kühlen Grund;
Doch kaum, daß er genicket
In süßen Schlummer ein,

Tönt eines Glöckleins Läuten
Ins Ohr ihm silberrein.

Auf fährt er aus dem Schlummer,
Nicht Kirche noch Kapell,
Das weiß er, steht im Walde,
Doch hat's getönt so hell,
Des Kreuzes heilig Zeichen
Auf Stirn und Brust er schlägt,
Und wieder dann zum Schlummer
Prinz Hariolph sich legt.

Da horch! des Glöckleins Läuten
Zum Ohr ihm wieder drang,
Und bald zum dritten Male
Erschallt der fromme Klang;
Es flieht den Prinz der Schlummer,
Er sinnet ernst und lang,
Was möge doch bedeuten
Der helle Glockenklang.

Soll ich des Himmels Stimmen
Erkennen wohl darin,
Die aus dem Weltgewühle
Zu Gott mich aufwärts ziehn!
Ja wohl, ein Kirchlein bauen
Will ich an dieser Stell',
Wo mahnend mir geklungen
Das Glöcklein dreimal hell.

Dort hin zum Frankenlande,
Zum Bruder am Altar,
Der dort als Bischof dienet,
Eilt er — wie wunderbar
Das Glöcklein ihm geklungen
Erzählt er — ostwärts ziehn
Sie zu des Jaxtfluß's Grunde
Mit frommem Pilger-Sinn.

Bald hebt sich an dem Orte
Hoch eines Klosters Bau,
Drei schlanke Thürme schießen
Hoch auf zum Aetherblau.
Ringsum wo Sumpf und Tannen
Im Virngrund man sonst blickt,
Vom goldnen schweren Halme
Jetzt Aehr' an Aehre nickt.

Und wo der Eber wetzte
Im Sumpf den grimmen Zahn,
Wo durch der Waldschlucht Dunkel
Der Elchhirsch brach sich Bahn,
Da lud mit jedem Morgen
Und bei des Abends Schein,
Der Glocken hell Geläute
Das Volk zum Beten ein.

Vom „Elch" doch, den „gefangen,"
Der Prinz aus Frankenland,

Das Kloster nun „Elwangen"
Ward fortan es genannt,
Und viele Pilger wallten
Bald zu dem Gotteshaus;
Mit Segen wuchs in Schwaben
Manch Gnadenwerk daraus.

Dieß ist, was uns die Sage von der Entstehung des Benediktiner-Klosters Ellwangen berichtet. Ein fränkischer Prinz Hariolphus soll nach jenem Jagdzug, wo er neben dem erlegten Elchhirsch eingeschlummert und ein Glöcklein läuten hörte, nach Frankenland zurückgekehrt seyn zu seinem Bruder Erlophus, der Bischof war in der Stadt Langres in der Champagne, und Beichtvater des Kaisers Karl des Großen, um ihm das Wunder zu erzählen, und ihn zu veranlassen, ein Kloster mit ihm an der Jart zu erbauen.

Im Jahr 764 unter der Regierung der beiden Söhne Carl Martells, Carlmann und Pipin, wurde das Kloster zu Elwangen gegründet, ob wir gleich seine ersten Anfänge in eine frühere Zeit zurückversetzen müssen, denn im Jahr 764 war Carlmann nicht mehr am Leben, sondern er starb bereits im Jahr 754. Von den Stiftern Hariolf und Erlof wurde das neugegründete Kloster in den Schirm Pipins und nachher seines Sohnes, Carl des Großen, übergeben, also wieder ein deutlicher Beweis, daß nur die Anfänge des Klosterbaues unter die Zeit Carlmanns zu versetzen sind. Das Kloster wurde dem

h. Vitus, h. Sulpitius und Servilianus geweiht, deren Leiber Hariolf, der erste Abt, von Papst Hadrian erhalten hatte. Schon in der ersten Zeit seiner Entstehung bekam das Kloster den Ruf eines heiligen Ortes, an dem man sich Gott widmen könnte, bis an den fernen Bodensee. — Dort zu Bodmann, auf der Pfalz des Königs Pipin — so berichtet der alte Biograph des Stifters Hariolf — befand sich ein Mann Namens Grimold. Er war in einer Nacht außen, um mit andern Wächtern die Pferde zu hüten, und als er, nach Ablauf seiner Hütezeit, eingeschlafen war, vernahm er Glockenklang; sich umschauend, erblickte er einen leichtgekleideten Jüngling, den er anredet: wo ist, Herr, dieses so schöne Geläute von Glocken, das ich höre? Jener spricht: zu Elwangen. Grimold erwacht und denkt zugleich nach, wo dieser Ort seyn möge. Nun ist auf demselben Hof ein Bruder Hariolfs, Franco, der bemerkt, wie Grimold sich von Tag zu Tag mehr umgewandelt hat, und ihn befragt, ob er wohl Mönch werden wolle? Auf Grimolds Erwiederung, wenn er nur den geeigneten Ort wüßte, bezeichnete ihm Franco den neuerlich von Hariolf angebauten Ort Elwangen. Sehnsüchtig begibt Grimold sich auf den Weg dahin und wird zum Mönche geweiht. — Den ersten Immunitätsbrief erhielt das Kloster Ellwangen von Kaiser Ludwig dem Frommen im Jahr 814. Das Capitulare desselben Kaisers nennt Ellwangen bereits unter den ansehnlicheren Klöstern. Im Jahr 893 erhielt Ellwangen

unter anderm das Recht, sich seinen Abt selbst zu wählen. Seine ersten Aebte waren nach Hariolf Sindolt, unter welchem im Jahr 823 der Ort Gunzenhausen an das Kloster Ellwangen vergabt wurde; Ermenrich von 845—862, der als Historiker sich auszeichnete; Ascherich im Jahr 868.

Unter den späteren Aebten war Adelbert I. von 1136—1173, angesehen bei K. Friedrich I., welcher dem Kloster im Jahr 1152 einen Schirmbrief ertheilt, und im Jahr 1168 den Besitz des Virgrundwaldes, vorbehältlich hohenstaufischer Rechte, bestätigte. Ebenso tritt Abt Cuno von Ellwangen auf vom J. 1188 bis 1221, der durch die Gunst Kaiser Friedrichs II. eine Zeit lang auch die Abtswürde zu Fulda bekleidete, und von letzterem Kaiser auch oft in Angelegenheiten des Reichs gebraucht wurde. Theils durch Schenkungen, theils durch Erwerbungen kam das Kloster bald in den Besitz bedeutender Güter und Rechte in der Nähe und Ferne. So besaß es schon seit 1215 die Burg Baldern (bei Neresheim), die Probstei Wiesenbach, die Lehensherrlichkeit über die Burg Thurneck in Baiern seit 1259, sogar die Lehensherrlichkeit über die Stadt Baireuth, die Veste Kadolzburg, von Burggraf Friedrich von Nürnberg im Jahr 1265 aufgetragen, so wie Lehengüter in Edigheim und Oppau (in Rheinbaiern). Die Schirmvogtei war in den ersten Zeiten beim Reich. Im Jahr 1392 sah sich das Kloster veranlaßt, den Grafen Eberhard zum Schirmvogt anzunehmen, und auch dessen Nachkommen

blieben in diesem Rechte. Im Jahr 1460 erhob Papst Pius II. den Abt Johann von Hirnheim zum Probst, und verwandelte das Kloster in ein weltliches Collegiatstift. Der weltlichen Herren des Stiftes waren zwölf, darunter neben den Grafen und adeligen Herren auch einige Doctoren. Sie hatten neben sich und über sich den Dechant, Senior, Custos und Scholastikus, nebst vier Verwesern und achtzehn Chorvikaren.

Als die Abtei gefürstet wurde, wobei sie gleich nach dem gefürsteten Abt von Kempten den Sitz auf den Reichstagen inne hatte, bekam sie auch ihre Erbämter. Die Freiherren von Rechberg waren die Erbschenken, die Adelmänner von Adelmannsfelden die Erbmarschälle, die Barone von Freiberg die Erbkämmerer und die Edlen Blarer von Warthausen die Erbtruchsäße. Schutzherren aber waren die Herzoge von Wirtemberg, wie beim früheren Kloster. Im Jahr 1803 wurde die gefürstete Probstei Ellwangen der Krone Wirtemberg zugetheilt.

An die Herrlichkeit der reichsten Probstei in ganz Schwaben mahnen nur noch das Schloß, die Kirche und die Wallfahrtskirche auf dem Schönenberge. Das erstere, Hohenellwangen genannt, wurde auf einem Hügel außerhalb der Stadt im Jahr 1354 von Abt Cuno erbaut; es hatte zwei Thürme, die aber längst abgetragen sind. Aus seinen Fenstern hat man die herrlichste Aussicht. Die Stiftskirche oder erste Stadtpfarrkirche zum h. Vitus ist nicht mehr die im Jahr 764 erbaute, sondern hat im Lauf der Zeiten manche

Veränderung erlitten. Blos die Gruft und die Grundmauern könnten noch der ältesten Kirche angehören. Die jetzige stammt aus dem Jahre 1124 und wurde erbaut, nachdem die älteste im Jahr 1100 ein Raub der Flammen geworden war. Sie wurde von Bischof Hermann von Augsburg, einem Gebornen v. Wittelsbach, im Jahr 1124 eingeweiht. Jedoch mag sie seit jener Zeit manchmal restaurirt worden seyn, was namentlich unter Probst Joh. Christoph von Freiberg im Jahr 1669 geschehen. Derselbe ließ die uralte Stiftskirche mit ungemeinen großen Kosten den modernen Kirchen conform herstellen, und mit dem Freiberg'schen Wappen oberhalb des Chors versehen. Fürst Franz Ludwig ließ sie vom J. 1679 — 1732 gleichfalls restauriren, was im J. 1753 abermals geschehen. Ob sie gleich durch den Anbau der evangelischen Kirche u. s. w. von ihrer früheren Schönheit Viel verloren hat, so ist sie doch immerhin noch ein schönes Denkmal der Vorzeit. Die Kirche ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, mit halbrunden Chornischen und zwei viereckigten Thürmen über dem Chor. Sie ist dreischiffig mit zwei Reihen von je sechs Pfeilern und hat eine Vorhalle (Paradies) im Westen mit abermals sechs Pfeilern. Ueber dieser Vorhalle befindet sich eine zweite höhere, worüber sich ein dritter viereckigter Thurm, der westliche kleinere, erhebt. Die Vorhalle ward später durch einen Umbau im Spitzbogenstyl erweitert und zu einer Kapelle eingerichtet, doch hat sich die ursprüngliche Rundbogenarchitektur im

Innern erhalten und zeigt an den Halbsäulen mit Würfelknäufen und den Pilastern der kräftigen Pfeiler noch den reinen Styl des 12. Jahrhunderts. Die Gruft liegt 5 Fuß tiefer als der Kirchenboden, von dem man zu beiden Seiten neun Stufen hinabsteigt; in ihrer Mitte an der westlichen Seite befindet sich eine unterirdische Kapelle, ein sogenanntes h. Grab. Hinter dem Choraltar befindet sich eine eherne Tafel mit den Abbildungen Hariolfs und Erlofs, fast in Lebensgröße, und der lateinischen Inschrift, die zu deutsch also lautet: „Im Jahr der Menschwerdung 764, unter der Regierung Carlmanns und Pipins, Gebrüder, ist dieses Kloster Elwangen erbaut worden von dem seel. Hariolf und Erlof, seinem Bruder, dem Bischof von Langres, Stiftern dieses Orts, die in diesem Hügel ruhen." Wirklich befinden sich hinter dieser ehernen Tafel der Stifter die sehr großen Gebeine derselben in einer einfachen hölzernen Kiste aufbewahrt, welche die Inschrift in Latein hat: „Im Jahr 1663 den 11. Juli wurden die Gebeine der seligen Bischöfe von Langres, Hariolph und Erloph, Stifter der hiesigen Kirche, von der Mitte des Chors hieher versetzt." Wirklich soll in früherer Zeit in der Mitte des Presbyteriums eine Art Grabdenkmal mit der bezeichneten Tafel gestanden haben. Das frühere Evangelienpult mit der Haut des Elchs überzogen, den Hariolph erlegte, ist nicht mehr vorhanden. — Nördlich von der Kirche schließt sich der Kreuzgang

mit vielen Denkmalen und eine Kapelle im Spitzbogenstyl späterer Zeit an. Die Sakristei enthält schöne Monstranzen des 15. und 16. Jahrhunderts; in einer Seitenkapelle Denkmale der Herren von Schwalsberg. — Wir gehen nun zur Beschreibung der Wallfahrtskapelle über, die ein Hauptgegenstand unserer Darstellung ist.

Die jetzige prächtige Kirche ist nicht sehr alt und bildet den Umbau der alten, welche im Jahr 1709 durch einen Blitzstrahl vernichtet wurde, wogegen die Stiftung der ersten Wallfahrtskirche in die Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege fällt.

In jenen Tagen hielten sich Jesuitenpriester aus dem Kloster Dillingen als Beichtväter der geistlichen Fürsten in Ellwangen auf, es waren die Paters Thomas Anreiter und Johann Heffelin. Einst lustwandelten sie auf dem Schönenberg, und da sie schon längst den Wunsch in sich hegten, der jungfräulichen Mutter Gottes nach dem Muster der berühmten Kapelle zu Loretto in Italien, auch hier eine solche Kapelle zu errichten, so gefiel ihnen die schöne Lage und Aussicht dieses Platzes so wohl, daß sie beschloßen, hier ihren Plan auszuführen.

Und in der That hätten sie keinen schöneren Punkt wählen können, den man in etwa 600 Schritten ersteigt und der durch ein Thal von dem gegenüber liegenden Berge getrennt ist, auf welchem das fürstbischöfliche Schloß steht, das Abt Kuno im Jahr 1354 erbaute. Weil nun aber der Platz damals noch ganz

mit Wald bedeckt und die harten Kriegszeiten nicht geeignet waren, gleich einen prächtigen Bau aufzuführen, so wollten die Stifter wenigstens einen geringen Anfang machen und ließen ein schlichtes Kreuz aus den umstehenden Tannenbäumlein verfertigen. In die Mitte desselben wurde eine viereckige Oeffnung angebracht, in welcher ein kleines Bild der Mutter Gottes mit dem Kinde Jesu auf den Armen und der Ueberschrift Mariae Lauretanae (zur Ehre der Maria von Loretto) angebracht wurde. Dann steckten sie für den zukünftigen Bau den Platz ab nach der Länge und Breite der Kapelle zu Loretto, und bezeichneten ihn mit Tannenästen. Das Kreuz aber wurde aufgerichtet am 14. August 1638 am Vorabend der Himmelfahrt Mariä.

Das war also die erste Errichtung des Gnadenbildes, wie es noch zu sehen und welches drei Zoll hoch, von schwarzbrauner Farbe und Erde, mit eingemischten Heiligthümern, gestellet ist nach dem wunderthätigen Muttergottesbilde in Altötting in Baiern. Bald strömte das Volk aus Nah und Fern herbei, um hier Hülfe zu suchen, und legte aus Dankbarkeit kleine Geldopfer in die Klüfte des Baumes als Beitrag zum Kirchenbau, so daß schon im nächsten Frühjahr alle Hoffnung vorhanden war, den Plan auszuführen. Vorerst aber wurde am Fest des Apostels Matthäus 1639 ein kleines hölzernes Bethaus errichtet, zum Schutz der Wallfahrer vor Sturm, Regen und Schnee, und in dieses Bethaus ward der

Baum nebst dem Gnadenbilde eingeschlossen, so, daß das Kreuz des Baumes oberhalb dem Dache hervorragte.

Am Fest Mariä Verkündigung ward der erste Gottesdienst in diesem Bethaus abgehalten, wobei die Litanei der Verehrung Mariä in der Kapelle zu Loretto abgesungen wurde, und bei welcher Gelegenheit die Himmelskönigin verschiedene Gnaden ertheilt haben soll.

Am dritten Osterfeiertag den 26. April 1639 stellten die umliegenden Ortschaften Bittgänge an mit wehenden Fahnen und Musik, und der Fürstbischof Johann Jakob verrichtete in eigener Person das erste Opfer der heiligen Messe zu Ehren der jungfräulichen Mutter Gottes. Am Pfingstmontag fand ein solcher Bittgang von Dinkelsbühl statt, der noch bis auf den heutigen Tag alljährlich wiederholt wird.

Indessen wurde Alles rasch vorbereitet zum Bau der Kirche, und schon am Tage Johannis des Täufers 1639 legte der Fürstbischof den ersten Stein in Anwesenheit des Stiftes und gesammter hoher und niederer Geistlichkeit, wie auch vieler Andächtigen.

Am 8. September desselben Jahres wurde die Kapelle von Lebestein, Weihbischof von Augsburg, feierlichst eingeweiht unter großem Zulauf des Volkes, und dazu ein feines Glöcklein 30 Pfund schwer vom Stadtbaumeister Imster in Dinkelsbühl gestiftet, der nach Besuchung einer Wallfahrt von einer mehrjährigen Krankheit befreit worden war. An diesem Tage

wurde von vier Jesuiten unter den Bäumen Beichte gehört. Zur weiteren Ausstattung stiftete der Weihbischof von Augsburg, Heinrich von Knöring, ein nach Gestalt des Loretto-Bildnisses gearbeitetes Muttergottesbild, wie es noch zu sehen ist.

Das wunderthätige Bild aber, das der ganzen Wallfahrt den Anfang gegeben, ist in ein silbernes Gefäß eingeschlossen, jedoch durch ein Glas in seinem ersten Baum über dem Tabernakel und hinter dem Gitter des Altars allen Kirchenbesuchern wohl erkenntlich, weil dasselbe durch die Lichtstrahlen einer davor gestellten Lampe beleuchtet wird.

Die zwei Stifter führten nun mehrere Andachtsübungen ein, und die Fastnachtzeit, die sonst weltlicher Lust gewidmet, sollte nun der Verehrung Mariä geweiht werden. Sie hatten darum in den drei Tagen vor dem Aschermittwoch das hochwürdigste Gut zur Anbetung ausgestellt, dabei Litaneien abgesungen und Predigten gehalten.

Ferner wurde während der Fronleichnam-Octav um Abendzeit eine Andacht mit Litanei und Segen gehalten, und nach dem Fest der Himmelfahrt Mariä wurde 30 Tage lang eine Andacht zur Verehrung derselben angestellt, welcher regelmäßig der Fürstbischof anwohnte.

Bald wurde der Raum für die vielen Wallfahrtstage zu eng, und so verordnete er, daß rechts und links des Kirchleins noch eine andere Kapelle, nemlich auf der Evangelienseite, zu Ehren des heiligen Joa-

chim und der h. Anna, auf der Epistelseite zu Ehren der heil. Barbara (jetzt des heil. Johannes des Täufers und seiner heil. Eltern Zacharia und Elisabeth) angehängt wurde.

Es konnte nun, nebst dem noch stehenden, anfangs zu Ehren Mariäs von Loretto, hernach zu Ehren des heiligen Josephs geweihten hölzernen Hüttlein, auf vier Altären die heilige Messe gelesen werden. Die Einweihung dieser neuen Bauten fand am 6. Mai 1652 statt, die jährliche Gedächtnißfeier wurde aber auf das Fest der heiligen Anna verlegt, und es kamen nun am Festtag dieser heiligen Mutter jährlich viele Processionen und überhaupt Wallfahrer auf den Schönenberg, besonders als diese Andacht von Papst Clemens IX. durch Ertheilung eines vollkommenen Ablasses begünstigt wurde.

Zum Dank für die Stiftung dieser Kapelle ließ der nachfolgende Fürstbischof in der Stadt Ellwangen den Jesuiten eine eigene Wohnung herrichten, und bestellte sie zu fortwährenden Pflegern dieser Marienverehrung. Er selbst verrichtete auf dem Schönenberge jeden Samstag das heilige Meßopfer. Der Nachfolger dieses Fürsten trat in seine Fußstapfen, und als er gehört, daß die Anzahl der Priester nicht zureiche, um alle Messen zu lesen, welche die täglich sich verstärkenden Wallfahrten erforderten, so bestellte er im Jahr 1661 einen weitern Priester, der täglich diesen Gottesdienst verrichte.

Auf ihn folgte als Probst der Freiherr Adelmann

von Adelmannsfelden, und dieser ist der Erbauer der Kirche, wozu nun Folgendes die Veranlassung gab.

Kaum hatte er das Licht der Welt erblickt, so brachte ihn die Gicht an den Rand des Todes. Keine ärztliche Hülfe wollte etwas fruchten — da wandte sich seine Mutter an die Himmelskönigin auf dem Schönenberge, und gelobte ihr bei einer Wallfahrt eine Wachskerze von der Schwere ihres kranken Kindes. Die Bitte wurde erhört, und ebenso, als das Kind noch einigemal krank wurde, half jedesmal die Anrufung der Mutter Gottes.

Als nun das Knäblein mit der Zeit gefürsteter Probst zu Ellwangen wurde, so hielt er es für seine Pflicht, diese Marienandacht in aller Weise zu befördern. Er feierte darum alljährlich mit besonderer Andacht den 29. August, den Tag des Gelübdes seiner Mutter, verrichtete besonders an Samstagen gewöhnlich das Opfer der heiligen Messe in der Kapelle, und verordnete, daß täglich die Litanei daselbst mit dem Volke gebetet werde. Auch wurde zur Abwendung von Kriegsnoth und andern Strafen eine Andacht auf dem Schönenberg eingeführt, und täglich las man eine heilige Messe in der Kapelle für alle zu dieser Andacht Verpflichtete.

Der Ruf vieler Gnadenwirkungen von der Schönenbergwallfahrt bewirkte, daß täglich die Kapelle den Zudrang der Besucher nicht fassen konnte, und dieses brachte den Fürsten auf den Entschluß, eine große, prachtvolle Kirche zu erbauen. Beschleunigt wurde

die Ausführung durch folgenden Vorfall. Im September 1681 stand der Fürst mit seinem Beichtvater, dem Jesuiten Philipp Jenninger, an einem Fenster seines Schlosses, da zog plötzlich ein schweres Gewitter über die Stadt und ein Blitzstrahl zündete in einem Hause.

O wehe meiner lieben Stadt Ellwangen! rief der Fürst in jähem Schrecken, als er die Feuergarbe aufsteigen sah aus dem getroffenen Hause. Der Jesuit aber sprach: Wohlan! versprechet nur unserer lieben Frauen auf dem Schönenberge eine große Kirche zu bauen, so wird der Zorn Gottes gestillet und die Stadt keinen weitern Schaden nehmen durch umgreifend Feuer!

Da faltete der Fürst die Hände und sprach: Du Gebenedeyte unter den Jungfrauen, beschütze meine Stadt vor der Wuth dieses schrecklichen Feuers, so gelobe ich dir zur Ehre, was ich längst im Herzen trage, den Bau einer prächtigen Kirche!

Kaum hatte er dieses Gelübde gethan, da legte sich der entsetzliche Wind, und nur ein kleines Haus, das der Blitz getroffen, brannte mitten aus den andern heraus.

Jetzt ging es rasch an den Bau der neuen Kirche, welche die Kapelle einschließen sollte, und schon am 16. August 1682 wurde nach dem Riß des Baumeisters Thum aus Bregenz der Grundstein gelegt. Der Bischof Christoph von Freiburg aus Augsburg wohnte der Feierlichkeit an und segnete den ersten

Stein ein, der von dem Fürsten in den Grund gelegt wurde, und zwar an der mittägigen Seite, wo jetzt der Altar des heiligen Antonius steht. Hierauf ward ein feierlich Hochamt gehalten, welchem eine zahllose Volksmenge anwohnte.

Acht Tage später legte der Fürst den ersten Stein zu dem Thurme, der sich gegen die Stadt wendet, und viele hohe Personen bedachten den Kirchenbau mit reichlichen Opfern.

Während nun der Bau ausgeführt wurde, ließ der Fürst auch den übrigen Berg zur Andacht und Zierde herrichten. Der Wald wurde gänzlich umgehauen, und an dem Wege, der von der Stadt zur Kirche führt, setzte man zwei Reihen schöner Lindenbäume zur Zierde und zur Kühlung der Andächtigen. Schon im Herbst stand die Kirche unter Dach, doch sollte ihr Erbauer die Vollendung nicht erleben, denn er starb 1687 und ließ sich neben dem Baume beisetzen, in welchem das Gnadenbild verehrt wird.

Auf ihn folgte Christoph von Wolframsdorf. Dieser setzte den Bau fort, aber schon nach zwei Jahren starb auch er und hinterließ es dem neuen Fürsten, Pfalzgraf Ludwig Anton, Hochmeister des Deutschordens, den Bau zu vollenden. Mit besonderer Verehrung Marias unterzog sich dieser dem Bau, indem er sich am Tage der Verkündigung Mariä vor dem Gnadenbilde auf die Kniee warf und sie inbrünstig anflehte, auch dieses Anflehen schriftlich aufsetzte, es mit seinem eigenen Blute unterschrieben und in einer

goldenen Kapsel, die ein Herz vorstellte, eingeschlossen, der heiligen Jungfrau opferte.

Noch wird diese Kapsel in einem Kästlein neben dem Gnadenbilde hinter dem Altar aufbewahrt.

Der Inhalt ist eine Anrufung Mariens, und am Schlusse stehet mit Blut geschrieben:

O Maria! ich unterschreibe mit eigenem Blute, was ich so oft mit dem Munde versprochen, daß ich nemlich mich und was immer mein ist, dir aufs vollkommenste schenke, meine Seele, meinen Leib, Willen, Freiheit und alle meine Kräfte, meine Orden, meine Probstei, all meine Landschaften, mit einem Worte, mich und all das Meinige. Ja, von diesem Augenblick an ist Alles nicht mehr mein, sondern dein. Wenn es nun dein ist, so mache, daß ich thue und daß Alles gethan werde zu deiner und deines Sohnes Ehre und Glorie. Dieß wäre sonst mein Wille, weil ich aber jetzt keinen Willen mehr habe, so soll es sein dein Wille und deines größten, armseligen Sünders, welcher seinen Namen mit Blut unterschrieben hat. Diesem hilf, diesen beschütze und bewahre, weil er dein ist. Ludwig Anton.

Dieser Fürst besuchte jeden Samstag die Wallfahrt auf dem Schönenberg und vermachte ihr einen namhaften Theil seiner jährlichen Einkünfte. Er war der Vollender des Baues.

Die Kirche hatte nun folgende Einrichtung: die Lorettokapelle, welche 34 Jahre ganz frei gestanden,

wurde mit vier Hauptmauern umfangen und nimmt sammt ihren beiden Nebenkapellen den äußersten Raum gegen Morgen in der Kirche ein. Vor derselben gegen Abend erhebt sich der Hochaltar mit dem 46 Fuß langen und 34 Fuß hohen und 58 Fuß breiten Chor. Die Länge der übrigen Kirche oder des langen Hauses beträgt 220, die Breite 73, die Höhe 64 Fuß. An die ganze Länge des Chors reihen sich auf beiden Seiten die Sakristeien, deren eine für die Priester, die andere für den Fürsten bestimmt waren. In der fürstlichen Sakristei ist zu sehen ein aus Alabaster höchst künstlich gearbeitetes Bildniß unserer lieben Frau, welches dem Pfalzgrafen Ludwig Anton in Spanien verehrt wurde, als er seine Schwester als königliche Braut dahin begleitete. Die fünf Altäre waren sehr zweckmäßig gestellt und kunstvoll verziert, die zwei andern harrten noch der reichen Ausstattung. Der Hochaltar, der die ganze Höhe und Breite des Chors einnimmt, hat sein Gemälde als eine Verehrung von der österreichischen Kaiserin Maria Theresia erhalten. Es stellt die Geburt Christi vor, und ist ein von allen Kunstkennern bewundertes Gemälde, das in Wien verfertigt wurde und auf 1000 Thaler kam.

Die Seitenaltäre, die verschiedenen Heiligen geweiht sind, wurden von mehreren Stiftern bedacht. Dieselben sind Fürst Ludwig Anton, der die zwei Vordersten errichtete mit den Bildnissen des h. Franziskus Xaverius und des h. Antonius von Padua -- Georg Jach, Ellwang'scher Kanzler, mit dem Bild des heil.

Georg — Graf von Fürstenberg, Domherr, mit dem Bild des h. Joseph.

Hinter dem Chor der großen Kirche oberhalb der Kapelle von Loretto befindet sich ein weiterer Altar, gestiftet von dem Dekan der Probstei Ellwangen Terstendorf mit dem Bild des heiligen Ignatius Loyola, Stifter des Jesuiter-Ordens.

Loyola war ein Kriegsmann und legte das Schwerdt nieder, um geistlich zu werden und den Orden Jesu zu stiften. Das Bild stellt nun den Augenblick vor, wo er auf dem Berg Serruto in Spanien Gott und Maria seine Waffen opferte. Er fand einen Nachfolger in Ellwangen, denn an diesem Altar hängen Federhut, Halsring und Schwerdt eines Edelmanns, der den lutherischen Glauben abgeschworen, seine Stelle als Hauptmann unter dem hannöverschen Heere niedergelegt und geistlich geworden war.

Die Kirche hatte 22 große hohe Fenster und eben so viele kleine Ovalöffnungen, welche die besonders kunstreiche mit schönen Gemälden verzierte Gypswände herrlich beleuchteten.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses Prachtgebäude als berühmter Wallfahrtsort großen Zulauf hatte, und nicht nur aus der Nähe, sondern selbst aus Franken, Baiern, Böhmen, Pfalz, Tyrol, dem Ober- und Niederrhein.

Indessen brach schon im Jahr 1709 ein großes Unglück über den Schönenberg ein. Am 22. April zog ein schweres Gewitter heran, und der einzige

Blitz, der dem Gewölke entfuhr, schlug in die Kirche. Keine Hülfe war möglich, als der Dachstuhl in Flammen stund; ein einstürzendes Thürmlein schlug denselben durch, wodurch das Feuer in die Kirche selbst brach, um dort Alles zu verzehren, was nicht geflüchtet werden konnte. Doch rettete man alles kostbare Kirchengeräthe; das Gnadenbild, die Gemälde von zwei Altären und auch die Kapelle von Loretto blieben verschont, so wie der Altar des heil. Ignatius und die beiden Altäre neben der Kapelle. In zwei Stunden war der Prachtbau vernichtet.

Der Fürst Franz Ludwig begann rasch mit dem Neubau, und noch in demselben Sommer ward das Dach aufgesetzt, wobei von allen Seiten reiche Beisteuern flossen. Bald erstand das Gebäude wieder herrlich aus dem Schutt, und treffliche Schildereien der Malerkunst gaben ihm eine noch freundlichere Gestalt.

Am 18. März 1720 fand die Einweihung durch den Weihbischof von Augsburg statt, und es wurden gleichzeitig zehn Altäre eingeweiht: der Hochaltar zu Ehren der Geburt Christi und der Himmelfahrt Mariä. Das Altarblatt hiezu, das an Kunst dem Geschenk Maria Theresias nicht nachsteht, stiftete Churpfalz. — Von den zwei Altären neben der Kapelle von Loretto ist einer der heiligen Anna, der andere dem heiligen Johannes dem Täufer, dem Zacharias und der Elisabeth geweiht. Der vierte befindet sich in der fürstlichen Sakristei zu Ehren der göttlichen Mutter. Auf

jeder Seite der Kirche wurden drei Altäre zum Gebrauch der Messe geordnet. Gegenwärtig befinden sich 14 Meßaltäre in der Kirche, indem zwei weitere für den h. Stanislaus Kostka und den h. Franz Xaver hinzukamen.

Auf Bitten des Fürsten Franz Ludwig wurde nebst vielen andern auf gewisse Tage verliehenen vollkommenen Abläßen, Freiheiten und Privilegien der Altäre vom Papst Benedikt XIII. ein gleicher vollkommener Ablaß denjenigen ertheilt, die einmal im Jahr diese Kirche besuchen, um dort ihre Andacht zu verrichten.

Dieser Fürst verschrieb der Kirche ein Brillanten-Kreuz im Werth von 12000 fl., und schenkte einen reich mit Edelsteinen gezierten Ring, den er selbst getragen, dem wunderthätigen Muttergottesbilde. Auch errichtete er Stationen den Schönenberg hinauf an, und erbat sich hiezu die Abläße vom Papst.

Sein Nachfolger war Franz Georg von Schönborn. Derselbe besuchte fast täglich die Wallfahrtskirche und verehrte das Gnadenbild mit andächtigen Küssen.

Die Stationen, welche auf den Schönenberg führen, bestehen aus 15 Kapellen, und geben dem Berg eine anmuthige Gestalt. Zwischen denselben sind zu sehen eine künstliche Grotte oder Wasserhaus mit Heiligenbildern verziert, und eine Kapelle des heiligen Josephs auf demselben Platz, wo früher die allererste Lorettokapelle stand, die man in dem sogenannten Schleifhäuslein noch aufbewahrt.

Die Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg hatte

schon im Jahr 1739 einen solchen Zuspruch, daß in diesem Jahr gegen 4000 Messen gelesen wurden. Die Zeiten sind zwar vorüber, wo Heere von Wallfahrern aus entfernten Landen Jahr ein, Jahr aus sich auf den Knieen die Stationen hinaufmühen — aber dennoch finden sich noch immer zahlreiche Schaaren ein, und die alte Wallfahrtskirche blickt noch als eine Zierde des schönen Berges über Ellwangen herab, das längst auch im Sturm der Zeiten seine Fürstbischöfe der Gruft übergeben, und eine Kreisstadt des Königreichs Wirtemberg geworden ist, wo statt des Hirtenstabs nun die Wage der Gerechtigkeit waltet.

Die Votivketten zu Ellwangen.

Im Böhmerlande nicht weit von Prag lebte auf seinem Gute vor ungefähr 150 Jahren ein Edelmann. Zwei blühende Söhne sollten einst sich in sein Erbe theilen, und beide wuchsen unter seiner väterlichen Leitung auf. Indessen obgleich Brüder von Geburt und das Blut gleicher Eltern in sich tragend, waren sie ihrer geistigen Natur und ihrem Temperament und Charakter nach sehr von einander verschieden. Joseph, der Aeltere, war von sanfter Gemüthsart, so lebendig auch all sein Wesen sonst war, und hatte etwas Jungfräuliches, tief Sinniges an sich, indeß Anton ein wilder Junge mit dem Kopf obendraus und gleich bereit war, die Faust dem Blitz der Augen folgen zu

lassen. So konnte es nicht fehlen, daß mancher Zwist zwischen den Brüdern sich erhob.

Einst waren sie zusammen in die Hauptstadt Böhmens, das prächtige, mit Palästen und Kirchen geschmückte Prag, zu einem Oheim eingeladen, und lernten dort bei einem Bankett ein Fräulein kennen, das durch Schönheit und Liebreiz Alle entzückte, die in ihre Nähe kamen, und bei der sie als weitläufige Verwandte täglichen Zutritt erhielten. In Beiden zündete der Strahl der Liebe. Schwärmerisch verehrte der gefühlvolle Joseph seine engelgleiche Base, während Anton mit stürmischem Feuer sich seiner aufflammenden Leidenschaft hingab. Kein Wunder, wenn bei dieser Nebenbuhlerschaft der Zündstoff der Uneinigkeit und des Haders gehäuft wurde, und in einem Anfall der höchsten Wuth, als sich ein Streit entsponnen, Anton nach einem Messer griff und damit seinem Bruder einen Stich versetzte, der unglücklicher Weise die edelsten Theile verletzte, so daß Joseph nach wenigen Stunden das Leben aushauchte. Zu spät kam die verzweiflungsvolle Reue — der Unglückliche stürzte fort, verfolgt von dem blutigen Gespenst seines Frevels, hinaus in die weite Welt, denn weder der heißgeliebten Base noch den Eltern konnte der Mörder mehr unter die Augen treten.

Mit einer kleinen Baarschaft versehen, floh er bei Nacht aus Prag — es war ihm gleich, wohin ihn sein Fuß trug — und schlug den Weg nach Eger ein. Aber in jeder Kapelle, vor jedem Kreuze, das

an der Heerstraße stand, warf er sich nieder und flehte um Erbarmen mit zerknirschtem Herzen — ohne daß jedoch die Ruhe wieder eingekehrt wäre.

Weiter und weiter zog er nach Bamberg in Baiern, und auf seiner Irrfahrt gelangte er endlich auch nach Ellwangen, von dessen Wallfahrtskirche und dem gnadenreichen Bilde Marias ihm Wallfahrer erzählten, die von dort ihm begegneten. Auf den Knieen wand er sich die Stationen hinauf und betete inbrünstig vor dem Gnadenbilde — da auf einmal schien es ihm zu lächeln, und ein süßer Thau fiel auf sein brennend Herz. Es war ihm, als hauchte das Bild ihm die Worte zu: „um deines Glaubens an mich und meine Fürbitte bei meinem Sohne und um deiner Reue willen, soll dir vergeben seyn, und was da über dich kommen möge auf deiner weitern Pilgerfahrt, so werde ich dich schützen und den Todesengel von dir zurückscheuchen, wo immer er dir droht!“ Mit seligen Gefühlen sprang er auf, und gelobte, fortan all sein Vertrauen nur auf die heil. Maria von Loretto zu Ellwangen zu setzen und sich einen Beruf zu suchen statt der ruhelosen Irrfahrten. Bald bot sich ihm eine Gelegenheit an, und er nahm Dienste unter einem Reiterregiment des Kaisers. Der deutsche Kaiser lag damals im Krieg mit dem König von Frankreich und dessen Bundesgenossen, dem Churfürst v. Baiern, auf seiner Seite focht ein englisches Heer unter dem Helden Marlborough, und die Kaiserlichen befehligte der berühmte Feldherr Prinz Eugen von Savoyen.

Bei Höchstädt an der Donau kam es zu einer blutigen Schlacht, und die Franzosen mit den Baiern erlitten eine furchtbare Niederlage. Anton kämpfte heldenmüthig — von überlegener Reiterei des Feindes angegriffen, die das halbe Regiment aufrieben und die Fahne eroberten, stürzte er wie ein Löwe in die Feinde und holte die Fahne wieder mitten aus denselben heraus. Aber bei einem zweiten Angriff, der den Feind zurückwarf, stürzte der tapfere Reiter von vielen Säbelhieben getroffen vom Rosse, und ward von einem Haufen Verwundeter und Sterbender, die über ihn sanken, begraben. Bei dem betäubenden Falle hatte er nur noch so viel Besinnung, seine Seele und sein Leben der h. Maria von Ellwangen zu empfehlen — dann überkam ihn eine Ohnmacht und er blieb bewußtlos liegen, während das Schlachtgetümmel über ihn hinraste.

Weit umher waren die Ufer der Donau ein blutiges Leichenfeld, und Haufen von Todten lagen hoch über einander zwischen zerbrochenen Waffen und umgestürzten Wagen und Kanonen. Aufgebotene Landleute mußten die Leichen beerdigen und einscharren, aber derselben waren so viele, daß es über einen Tag und eine Nacht anstand, bis das Schlachtfeld geräumt wurde. Als das traurige Geschäft nun auch an den Leichenhügel kam, unter welchem Anton begraben lag, und Leichnam um Leichnam weggetragen wurde, um sie in große Gruben zu verscharren, und die Landleute unter Aufsicht von Soldaten nun an die untersten

kamen und den jungen Reiter, der über und über mit geronnenem Blut bedeckt war, anfaßten, um ihn auf die Tragbahre zu werfen und in die Grube zu versenken, da erwachte derselbe plötzlich mit einem tiefen Seufzer und sprach mit schwacher Stimme: heilige Mutter Gottes — wie ist mir? — und wo bin ich? Wache ich oder träume ich? Was wollt Ihr einen Menschen begraben, der erst vor einer Stunde in Ohnmacht gesunken — wo ist mein Regiment, wo steht der Feind? Die Todtengräber stellten erstaunt die Tragbahre hin und sprachen: Ihr redet irre, denn die Schlacht hat seit 24 Stunden ausgetobt, und stehet nur noch die Nachhut des kaiserlichen Heeres dort drüben an den Ufern der Donau, und wir haben mehr denn dreißig Leichname, die über Euch lagen, schon eingescharrt — muß bei Euch mit besondern Dingen zugehen, daß Ihr noch ein Fünklein Leben zeigt, denn Ihr seid ja wahrhaft zerhackt von Stichen und Hieben und kein guter Fetzen mehr an Euch.

Liebe Leute, antwortete Anton — jetzt erst erkenne ich noch deutlicher das Wunder, so sich mit mir zugetragen und die anbetungswürdige Hülfe der Mutter Gottes in den Gefahren des Todes, denn mir war es, als ich nach einem Stoßseufzer zu ihr in Ohnmacht gesunken, als wandle ich in einem sonnigen Thale und am Ende desselben erhebe sich ein Berg mit der Wallfahrtskirche Mariä im Städtlein Ellwangen. Erstaunt hörten es die Leute an und trugen

ihn an ein Bächlein, um ihn mit einem Trunke zu erfrischen, seine Wunden auszuwaschen, dann aber brachten sie ihn zur Nachhut seines Heeres und übergaben ihn den Feldscheerern. Auch diese konnten sich bei den lebensgefährlichen Wunden Antons nicht genug verwundern, daß er ohne Pflege nach 24 Stunden noch am Leben und widmeten ihm alle Sorgfalt. Nach wenigen Monaten verließ der junge Krieger das Spital und stellte sich wieder zu seinem Regimente, wo ihn der Feldmarschall Breuner wegen seiner Tapferkeit zum Offizier ernannte über eine Schwadron böhmischer Küraſſiere. Das war das erste Wunder, mit dem die h. Maria ihn begnadigte, und bei allen Gefahren, die ihm begegneten, blieb er ruhig und furchtlos, denn er trug die Gewißheit in sich, daß unter ihrem Schutz, den er täglich anflehte, der Tod der Schlachten keine Macht an ihn habe. Und er betrog sich nicht.

Ein neuer Krieg brach aus zwischen dem Kaiser und den Türken, welche an der Donau eingefallen waren und das Land Ungarn mit unzähligen Schaaren bedrohten und Belgrad erobert hatten. Im Frühling 1717 zog das kaiserliche Heer vor Belgrad unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen und des Herzogs Alexander von Wirtemberg, aber schon unterwegs bei der Stadt Peterwardein stellte sich ein türkisches Heer ihnen entgegen und man rüstete sich vor Tagesanbruch zur Schlacht. Auf einem kleinen Hügel nächst der Stadt, auf deren Wällen 200 Kanonen aufgestellt

waren, hielten die obersten Befehlshaber und Anton neben ihnen, um ihre Befehle seinem Obristen zu bringen, der drunten im Blachfeld stund.. Prinz Eugen tummelte sein milchweißes Roß, ein kaum mittelgroßer hagerer Mann mit einem Auge, vor dessen scharfem Blick Niemand bestehen konnte, und einem kurzen, pechschwarzen Schnurrbart. Er trug gelbe Reithosen, einen weißen Frack, rothe Weste mit breit ausgelegter Halsbinde und unter der Weste einen Harnisch. In der Rechten hielt er einen braunen Commandostab geziert mit einem gekrönten goldenen Adler. Herzog Alexander war ihm zur linken Seite, ein großer, stattlicher Held mit vollem, freundlichem Gesicht, in reichem Panzer und vollem Lockenhaar, das über die Schultern herabwallte.

Mit dem ersten Morgenstrahl hielt Alles gerüstet und die Offiziere verkündigten den Tagesbefehl des Prinzen: Kameraden, christliche Brüder, am heutigen Tage wird der Halbmond der Ungläubigen uns heißer machen, denn die ganze Sonne! Gegen 80,000 wüthender Feinde stehen in doppelter Uebermacht uns gegenüber und werden nach ihrer Kampfesart wie ein Keil in unsere Glieder einbrechen — halten wir diesen Stoß aus, so ist der Sieg unser, denn nur das erste Ungestümm kann uns verderblich werden, wenn wir ihm nicht widerstehen. Wer fällt, der fällt für das heilige, deutsche Reich, für den Christenglauben und unsern gnädigen Kaiser Karl den Sechsten! Hörbar schlugen alle Herzen und eine leichte Röthe kündete

jetzt im Osten den Tag an, und mit ihm erschallte der Morgenruf der Türken „Gott erwacht!“ aus zahllosen Kehlen. Dann trat Todtenstille ein, denn die Türken warfen sich alle auf das Gesicht, gegen Morgen gekehrt, und verrichteten ihr Gebet.

Hierauf wogten Wolken von Dampf empor, und mit den ersten Strahlen der Sonne stiegen die Feinde zu Pferde und zogen die Donau herauf gegen die Vorhut des kaiserlichen Heeres. Halbmonde, Roßschweife und Fahnen glänzten und flatterten in zahlreicher Menge, und so weit das Auge in einem Halbzirkel von drei Stunden schauen konnte, sah man das Land mit Reitern, Fußvolk, Kameelen und Zeltwagen bedeckt. Nach und nach formirten die Feinde ihre Haufen von Bogenschützen, Spießträgern und Musketieren, und ihre bunte Farbenpracht schimmerte in blutrothem Schein, es waren ihre rothe Mützen und Wämmser, und dazwischen wallten die schneeweißen, kleinen Mäntel der Reiter. Plötzlich ertönte durch alle Reihen ein Trompetenschmettern, dann folgte ein schreckliches Kampfgeschrei und mit rauschender Musik von Zimbeln, Becken und Pauken wogten die Feinde heran.

Aber jetzt donnerten die Kanonen, und lange Reihen stürzten in den Sand, aber über sie hinweg stürmten die Nachfolgenden. Auch sie bildeten in kurzer Zeit nur Leichenhügel, und eilf Mal hinter einander zerriß das Geschütz die ersten Reihen. Doch umsonst! neue Wogen schwollen heran, und das kaiserliche Heer

mußte weichen, ehe wenige Stunden vergingen. Aber während die Türken zu plündern begannen im Siegesrausch, hatte Prinz Eugen die Seinigen wieder fest gesammelt und machte einen solchen schrecklichen Angriff auf die Feinde, daß in einer Stunde zwanzigtausend todte, ersterbende Türken das Schlachtfeld bedeckten. Nicht so glücklich war auf dem linken Flügel der Feldmarschall Breuner mit seinen Kroatenschaaren und dem Regiment der böhmischen Küraſſiere und ungarischen Reitern; wiewohl sie sich gegen eine weit überlegene Zahl heldenmüthig schlugen. Sie wurden umzingelt, was nicht erschlagen wurde oder entkam, das wurde nach und nach in einzelnen Abtheilungen gefangen genommen.

Zuerst brachte man Anton mit einigen hundert Küraſſieren vor den Oberbefehlshaber Ali Baſſa. Sein blutdürstiges Auge rollte, als er die Gefangenen sah, und befahl, Mann für Mann vor sein Zelt zu führen und ihnen die Köpfe abzuschlagen. Der Befehl des Wütherichs wurde sogleich befolgt — Mann um Mann wurde vor des Baſſa's Zelt geführt, und ihnen der Kopf vor die Füße gelegt.

Langsam rückte Anton in der Unglücksreihe vor und sah seine Kameraden abschlachten, aber in seinem Innern herrschte Ruhe — kein Grausen überfiel ihn, denn er stand ja unter dem Schutz der Himmelskönigin, und dessen war er so zuversichtlich, obwohl jeder Rettungsweg unmöglich schien, daß er dennoch gewiß wußte, seine Schutzpatronin trete für ihn ein.

Plötzlich, als er langsamen Schrittes mit seinen Todesgefährten an dem Zelt eines vornehmen Türken vorüberkam, trat dieser an ihn heran, warf einige Teppiche über ihn und entzog ihn so rasch der Henkerschaar des Wütherichs, dann riß er ihn in sein Zelt und versteckte ihn in die hinterste Abtheilung, denn der Jüngling hatte ihm wohlgefallen und er gedachte ihn als Sklave um theuren Preis zu verkaufen. Rasch wurde er in türkische Kleider gesteckt, sein Haupthaar geschoren, und sein neuer Herr ritt mit ihm in einen rückwärts liegenden Theil des Lagers, als eben Feldmarschall Breuner mit drei Offizieren gefesselt eingebracht wurde. Anton blickte sich mitleidig um nach seinen Glaubensgenossen und zitterte, daß selbige das Loos seiner hingeschlachteten Kameraden alsobald theilen werden. Er hörte die brüllende Stimme Ali Bassas, wie er dem Marschall entgegen donnerte: Ha! habe ich Einen von den Löwen der Christenhunde? Schwöre ab der Lehre des Nazareners, sonst sind deine Stunden gezählt! Aber er hörte auch, wie der Feldmarschall ruhig entgegnete: Ich bleibe Christ und Oesterreicher, würde ich auch die Schätze deines Großherrn und Kaisers Soliman erhalten. Da fuhr der Bassa auf und tobte: Man schmiede diesen Ungläubigen an jene Eiche, bis mein Säbel blutige Kopfsteuer fordern wird, wenn erst die drunten im Thale vernichtet sind.

Dann aber setzte er sich auf seine arabische Stute, um selbst in den Kampf zu sprengen, und befahl

sieben Bogenschützen, den Feldmarschall zu bewachen und wenn die Schlacht ungünstig sich wenden sollte, ihn mit Pfeilen zu durchbohren. Bald vernahm Anton in der Ferne von fliehenden Türken, daß die Schlacht verloren, und einer der Bogenschützen brachte Kunde von Allem, was sich hinter ihm zugetragen und wie Alles verloren sei.

Nicht lange — erzählte dieser — war Ali Bassa im Schlachtgewühl, da entstand ein entsetzlicher Kampf in seiner nächsten Nähe. Seine Getreuen schaarten sich um ihn, und als er, zum Tode getroffen, vom Pferde sank, ließen sie sich wehrlos morden. Keiner wollte seinen Tod überleben, Hunderte erstachen sich selbst, viele stürzten in die Donau und Tausende erstickten in Sümpfen, in welche sie gesprengt wurden. Die Fliehenden riefen den Wächtern des Feldmarschalls zu: Ali ist todt! tödtet diesen Christenhund und fliehet! Lange zauderten wir, während der Marschall ganz nackt mit einer Kette um den Hals fort und fort betete: Erhöre Gott mein Flehen! laß die Deinen den Ungläubigen nicht zum Spott werden — gib ihnen Kraft zum Siege. Du, der sie schon so oft siegreich geführet hast, daß der Heide nicht triumphiret und dein Name geheiligt bleibe! Als aber die feindliche Reiterei heranraste, schnellten wir unsere Pfeile ab und jagten in dem Augenblick davon, als Prinz Eugen auf Schußweite sich der Eiche genähert, während der Gefangene sterbend einen Reiser vom Baume erfaßte und rief: Treu meinem Gott und Kaiser blieb ich

bis in den Tod! Fort ging es nun in wilder Flucht hinab nach Belgrad, in dessen festen Mauern das türkische Heer sich wieder sammelte, während das kaiserliche Heer eine ungeheure Beute gemacht hatte an Gold und Schätzen und kostbaren Waffen. Dabei waren ihnen aber auch drei Fässer mit eingesalzenen Christenohren, sechs Wagen mit Fesseln und gegen 400 Hunde in die Hände gefallen, welche spitzige Schnauzen, wolfartigen Bau und ein grimmig Gebiß hatten, und dazu bestimmt waren, gefangene Christen in die Sclaverei zu transportiren.

In Belgrad verweilte Anton mit seinem Herrn bis es erstürmt war, und mußte alle Gräuel mit ansehen, welche hier verübt wurden. Um sich für die Belagerung durch Prinz Eugen an den christlichen Bewohnern Belgrads zu rächen, mußten diese das Unmenschlichste über sich ergehen lassen. Unschuldige Kinder wurden gespießt, Mädchen und Frauen Ohren, Nasen und Brüste abgeschnitten und ihnen der Leib aufgeschlitzt oder mit Brandfackeln versengt. Als nun gar die Kaiserlichen die Wälle und Mauern mit Sturm angriffen und durch das Geschütz ganze Strecken der Mauern einstürzten, da stellten die Türken ganze Haufen mit Stricken zusammengefesselter Christen in die Oeffnung und bildeten menschliche Wälle gegen das Geschütz. Erst, als die Stadt halb erobert, zog der vornehme Türke mit seinen Dienern und Anton fort und schlug den Weg nach Constantinopel ein. Dort wurde Anton nach wenigen Wochen auf den

Sclavenmarkt gebracht und an einen Türken über den Dardanellen drüben in Asien verkauft. Aber jetzt erst begann er das Joch der Sclaverei recht zu fühlen, denn sein neuer Herr war ein hartherziger Mann, voller Haß gegen die Christen und er mußte wie ein Last- und Zugthier arbeiten in den Mühlen und Gärten, zusammengeschmiedet mit einigen andern Christen. Ein Aufseher, ein häßlicher Mohr, schwang von Morgens bis Abends die schwere Peitsche über den Unglücklichen, und trieb sie zu unerschwinglicher Arbeit. Die schlechte Kost reichte man ihnen nebst faulem Wasser in stinkenden Kübeln und des Nachts hatten ihre wunden Glieder keine Ruhe vor dem Ungeziefer. Aber auch in diesen finstern Tagen erlosch im Herzen Antons das Vertrauen nicht zur Mutter Gottes, und er hoffte zu ihr, daß sie ihn auch aus dieser Nacht erretten und als milder Gnadenstern ihn hinausführen werde.

Schon ein Jahr hatte er Alles erduldet, was ein Mensch erdulden kann, da starb sein Herr, und der Sohn, der dem Vater ganz unähnlich, trat eines Morgens zu ihm, als er eben sein Gebet verrichtet hatte und an die Arbeit ging.

Christ! sprach er — ich habe ein großes Vermögen ererbt und bin von Gott reich gesegnet. Darum will ich heute nach dem Befehl des Propheten ein gutes Werk verrichten, und weil ich gesehen, daß du nie gemurrt und männlich dein Sclavenjoch ertragen, so schenke ich dir die Freiheit und diesen Beutel mit

Gold, daß du ungehindert heimkehren kannst in dein Vaterland.

Voller Dankbarkeit sank Anton vor seinem jungen Herrn nieder und sprach: Möge Gott dir lohnen, was du an mir gethan, und seine Barmherzigkeit dich tausendfältig erfreuen auf Kinder und Kindskinder. Ja! ich habe gewußt, daß auch meine Stunde der Erlösung schlägt, obwohl menschliche Augen keinen Ausgang sehen, denn des Nazareners Mutter, wie ihr den Sohn des lebendigen Gottes nennet — hält mich in ihrem Schutz, das habe ich längst im Leben erfahren. Abgebüßt habe ich im Leben und dem herben Sclavenjoch meine große Sünde, meinen Bruder getödtet zu haben, und mit ruhigem Gewissen kann ich in meine Heimath ziehen, nachdem der Himmel dein Herz gelenkt, mir die Freiheit zu schenken. Aber ehe Anton fortzog, schenkte er die Hälfte seines Goldes seinen armen Unglücksgenossen, und die Fesseln, die er getragen, nahm er mit zum ewigen Andenken seiner Leiden. Als er nach Peterwardein kam auf dem Rückweg, da besuchte er das Schlachtfeld und den Ort, wo er zum Tod verurtheilt worden. Noch stand am Wege die Eiche, in deren Nähe das Zelt Ali Bassas einst aufgeschlagen und wo der Feldmarschall Breuner erschossen worden. Man hatte ihn unter dieselbe Eiche feierlichst begraben und den Baum mit einer hölzernen Einfassung umgeben.

Das Reis aber, welches der Sterbende von den Aesten gerissen, war in die nahe Kapelle zu „Maria-

Schnee" gebracht worden, um dort in einer Laterne zum ewigen Andenken aufbewahrt zu werden.

Bald erreichte Anton Wien, aber ehe er bei dem Kaiser wieder Dienste nehmen wollte, hatte er gelobet, seine Fesseln dem h. Gnadenbilde zu Ellwangen zu opfern, und er zog darum an der Donau aufwärts. Wie schlug sein Herz, als er von Ferne die Thürme Ellwangens erblickte, und die Kirche vom Schönenberg ihm herabwinkte. Mit dem ersten Frühlicht verließ er die Herberge und begann die Stationen hinaufzusteigen, an jeder Kapelle seine Andacht verrichtend, dann aber, als er in der Kirche angelangt, warf er sich vor das Gnadenbild und zerfloß in Thränen. Wieder schien ihm die Mutter Gottes zu lächeln, als er mit heißen Dankgebeten seine Ketten ihr zum Dank und Preis zu Füßen legte, und, den Himmelsfrieden in der Brust, stieg er wieder den Berg hinab.

X.

Die Waldburg.

Die herrlichste Burg Oberschwabens nach dem Bussen ist unstreitig die Waldburg, die Wiege eines erlauchten Fürstengeschlechts, welche in bergigter, waldiger Gegend, einige Stunden von Ravensburg liegt. Ueber dem Orte gleichen Namens, auf der Spitze eines steilen

Hügels, deren mehrere umher ragen, erhebt sich in gewaltigen Massen die alte ehrwürdige Burg. Der Hügel ist bewaldet und schon vor Jahren mit schönen Anlagen versehen worden. Er ist an sich nicht sehr hoch, aber sein Fuß schon steht auf einer der höchsten Flächen Oberschwabens, und darum ragt auch die Burg weit hin aus den düstern Tannenwäldern hervor, von denen sie umgeben ist. Die Spitze des Hügels am Fuße der Burg beträgt 2400, und auf der Zinne 2488 P. F.

Die Waldburg ist die einzige Burg in Oberschwaben, welche sich in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten hat und noch bewohnbar ist. Unsre besondere Aufmerksamkeit verdient in der Burg der alterthümliche großartige Rittersaal: er ist mit ausgeschnittenem Holze zierlich getäfelt. Hier hängen die sämmtlichen Bildnisse der Ahnen des Waldburg'schen Geschlechts in Brustbildern, mit alterthümlichen Geräthschaften, das ritterliche Leben und Wesen des Mittelalters veranschaulichend, sinnvoll verbunden. Auch andere alte Gemälde befinden sich im Saale, unter andern eines, das die Hinrichtung des jugendlichen Conradins von Schwaben darstellt, deren trauriger Zeuge ein Herr von Waldburg gewesen. Steigen wir vier Treppen hoch hinauf, so befinden wir uns in der ehrwürdigen Burgkapelle, die, ihrer äußeren Struktur nach zu urtheilen, unter die ältesten Theile der Burg zu zählen ist. Sie ist der h. Waldburgis gewidmet, und wird von den Besitzern der Burg wohl unterhalten; es

werden jährlich 12 Messen darin gelesen. Auch das Burgverließ aus grauer Vorzeit ist sehenswerth; doch wir steigen bald wieder herauf vom dunklen Orte, wo Gottlob! nimmer der Jammerlaut der Unglücklichen gehört wird, sondern jetzt nur Unken und Kröten ihre Wohnung haben, und steigen empor auf den nunmehr flach abgetragenen alten Burgthurm, von dem aus man bequem und ungehindert gleichsam mit Einem Blicke die Aussicht genießt. Das herrlichste Panorama liegt entfaltet vor dem erstaunten Blicke: nach Norden bis zur schwäbischen Alb, an deren Fuß das Ulmer Münster noch sichtbar ist; den ganzen südlichen Halbkreis von Ost nach West begränzen die Tiroler-, die Baier'schen- und die Schweizer-Alpen vom Hochvogel bis zum Montblanc, und zeigen häufig das wundervolle Glühen der Gletscher. Vor uns ausgebreitet aber liegt in seiner ganzen Länge der blaue Wasserspiegel des Bodensee's, mehr eine Vermittlung der anliegenden Nachbarn, denn als scheidende Gränze des deutschen Vaterlandes.

Wann die Waldburg erbaut wurde, darüber haben wir keine urkundliche Nachricht. Wahrscheinlich wurde dieser hohe Punkt in der Römerzeit für eine militärische Warte ersehen, und auf ihren Grundmauern könnte die jetzige Burg erbaut worden seyn. An einer ihrer Mauern findet sich ein Stein mit der Jahrzahl 4168, wahrscheinlich 1468, und diese Zahl würde dann auf die Zeit ihrer spätern Restaurirung hinweisen. Wie schon der Name und die Lage in dem großen Alt-

dorfer Wald andeuten, war sie höchst wahrscheinlich ursprünglich ein Jagdschloß und Sitz des Welfischen und dann Staufischen Oberst-Forst- und Jägermeisters über den Altdorfer Forst, eine Würde, womit wohl in alten Zeiten die Herren von Waldburg bekleidet waren. Soweit die Geschichte reicht, war die Burg im Besitz der Herren von Waldburg, nur einmal, vielleicht kurze Zeit, war sie in fremden Händen, denn im Jahr 1280 verkaufte der Truchseß Eberhard mehrere Güter an das Kloster Weingarten, um die Veste Waldburg (wieder) kaufen zu können.

Den Ursprung des Hauses Waldburg führen die Chronisten in die ältesten Zeiten zurück. Der sagenkundige Thomas Lyrer von Rankwyl nennt einen Gebhart als den Gründer des Geschlechts. „Rumelius (jener sagenhafte Herzog von Schwaben aus dem 2. Jahrhundert) — sind seine Worte — hatte einen Diener, der hieß Gebhart. Dem gab er ein Jagdhaus, das zuvor den Heiden gewesen, und nannt' es Waldburg, dieweil es in einem Tannwald lag, und gab ihm einen Schild mit einer grünen Tannen, und güldene Tannzapfen daran, und hieß ihn Truchseß von Waldpurg." Dieser Sage folgte M. von Pappenheim in seiner Chronik der Truchseßen v. Waldburg, welche in einer schönen Pergamenthandschrift mit gemalten Bildern in der Fürstenberg'schen Bibliothek vorhanden, und nennt den Ahnherrn des Waldpurg'schen Geschlechts Gebhart. Doch dieser gehört dem Reich der Sage an; erst in der ersten Hälfte des 12. Jahr-

hunderts werden einzelne Mitglieder des Geschlechts in Urkunden genannt und erscheinen unter dem Namen von Waldburg. Diese sind Cuno oder Conrad, Abt des Klosters Weingarten, von 1120—1141, und Otto, Abt des Klosters Roth. Von dem ersteren sagt die Chronik von Weingarten, daß er aus dem alten und edlen Geschlecht derer von Waldburg, ein Sohn Werners gewesen. Somit könnten wir mit diesem Werner, von dem wir übrigens nichts Näheres wissen, die Reihe des Geschlechts beginnen. Mit diesem gleichzeitig ist Heinrich, der im Jahr 1140 ein Dienstmann Herzog Welfs gewesen, dann Swigger, der zwischen 1144 und 1152 das Kloster Weingarten begabte. Söhne des einen von diesen waren Friedrich (1160), Heinrich (1173), Eberhard (1178), Ulrich (1183), Berthold (1188), welche drei letztere sich übrigens von Tanne (Altthann) schreiben. Diese Burg erscheint fast gleichzeitig mit Waldburg als Besitz des Geschlechts, und scheint wie Beuren vor Hohenstaufen, so vor Waldburg der Stammsitz des erst beginnenden Geschlechts gewesen zu seyn, auf was das älteste Wappen „Tanne und Tannzapfen" hinweist. Eberhard von Tanne gründete eine besondere Linie, bei welcher der Name des ältesten Stammsitzes wieder aufgenommen wurde — die Linie der Truchseße und Schenken von Tanne, in welch letzterer Würde wir diese Linie erst ums J. 1197 finden, während auch die ältere nicht früher im Besitz der Truchseßen-Würde erscheint. Eberhard von Tanne hatte

zwei Söhne, Conrad und Eberhard, die sich Schenken von Winterstetten schreiben, welche Burg — wir wissen nicht, wie oder wann? an das Haus der Herren v. Waldpurg gekommen. Schenk Eberhard von Winterstetten hatte Guta, die Tochter des Truchseßen Heinrich von Waldburg, seines Oheims, zur Gemahlin, aber er hatte keine Nachkommen; er starb wahrscheinlich als Begleiter K. Friedrichs II. in Palästina. Sein Bruder Conrad vermählte sich ebenfalls mit einer Guta, deren Geschlecht aber nicht genannt ist, aber er zeugte mit ihr nur eine Tochter Irmengard. Das ist jener berühmte Schenk Conrad von Tanne zu Winterstetten, der K. Friedrichs II. beständiger Genosse während seines Aufenthalts in Deutschland gewesen; ja er wurde Vormünder des unmündigen Königs Heinrich und Leiter der öffentlichen Angelegenheiten in Schwaben. Auch dem Sohne Friedrichs, Conrad, stand er treu zur Seite, und dieser schenkte ihm so großes Zutrauen, daß er ihm die Reichskleinode anvertraute, auch seinen Sohn Heinrich zur Erziehung auf Burg Winterstetten übergab. Als Freund und Förderer der vaterländischen Dichtkunst galt er sehr viel in jener Zeit. Sein Angedenken ist noch auf einem in Dresden befindlichen Ritterschwert erhalten, dessen Klinge die Widmung enthält:

Chunrad vil werder Schenke
Von Wintersteten hoh gemut,
Hiebi du mein gedenke,
La ganz deheinen (keinen) Isenhut!

Conrad stiftete das Kloster Baindt und starb im Jahr 1243. Seine Tochter Irmengard vermählte sich mit Conrad von Schmaleneck, auf welchen das Schenkenamt überging. Dessen sechs Söhne, unter denen sich auch der berühmte Minnesänger Ulrich von Winterstetten befindet, pflanzten das Geschlecht fort, und schrieben sich bald von Schmalneck, bald von Winterstetten. Von ihren Nachkommen kamen einzelne durch Fehden und lustiges Leben so herunter, daß einer mit seinem Knecht zu Fuße von einem Herrn zum andern ging und bettelte. Im Jahr 1628 verpflanzte sich das Geschlecht nach Hannover, wo jetzt noch eine adelige Familie dieses Namens blüht. Wir kehren zu dem eigentlichen Stamm derer von Waldburg wieder zurück.

Heinrich von Waldburg, der mit seinem Bruder Friedrich gar häufig in Urkunden von 1173—1208 genannt wird, pflanzte den alten Stamm der Waldburger fort. Er war der unzertrennliche Gefährte K. Philipps von Staufen, bis in jener unseligen Stunde, wo der edle Staufer auf der Pfalz zu Bamberg unter dem Schwerdtstreich des wilden Otto von Wittelsbach sein Leben endete; auch er trug eine Wunde davon, als er, um die Flucht des Mörders zu hindern, die Thüre verrammeln wollte, und hatte zeitlebens am Kinn die Ehrennarbe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Truchseße Eberhard von Waldburg, der von nun an eben so oft in Urkunden (von 1218—1237) vorkommt, Heinrichs Sohn gewesen. Wir finden ihn

bis zum Jahr 1220 bei K. Friedrich, und dann um seinen Sohn K. Heinrich von 1222 — 1235. Eberhard und der schon genannte Schenke Conrad waren es, die sich um die Ernennung Heinrichs zum deutschen König mit Erfolg bemühten. Auch er wurde in Friedrichs Abwesenheit Verwalter des Reichs in Schwaben, und erhielt die Reichskleinode zur Aufbewahrung auf der Waldburg. Eberhard erwarb die Herrschaft Warthausen und die ehemalige Grafschaft Rohrdorf mit Mößkirch. Früher hatten die Waldburger, wie schon angegeben, einen Tannenbaum mit sieben güldenen Tannenzapfen im Schild, von Eberhard an findet man drei leopardirte Löwen im goldenen Feld (das Wappen der schwäbischen Herzoge), als das Wappen der Waldburger, wenigstens abwechselnd mit dem älteren. Eberhard vertheilte seine Güter unter seine drei Söhne Friedrich, Ulrich und Heinrich. Der erstere wurde der Stammvater der Truchseße von Rohrdorf, der zweite wurde Stifter der Truchseße von Warthausen, der dritte erhielt die Waldburg mit Zugehör. Ein Sohn oder Enkel dieses Heinrichs, desselben Namens, begleitete den letzten Staufer Conradin auf der Unglücksfahrt nach Italien, stritt mit ihm in der Schlacht bei Scurcola, und mußte die Hinrichtung seines unglücklichen Herrn auf dem Schaffot zu Neapel mit ansehen. Johann von Waldburg, dieses Heinrichs Enkel, erhielt durch seine Heirath mit Clara, einer Gräfin von Neufen, im Jahr 1330 die Herrschaften Wolfegg und Wurzach, und durch Kauf im

Jahr 1306 von den Grafen von Nellenburg und Vöhringen die Herrschaft Trauchburg und Isny, im Jahr 1337 aber bekam er von K. Ludwig dem Baier die Herrschaft Zeil als Reichspfandschaft. Johann von Waldburg starb im Jahr 1338. Sein Sohn Eberhard scheint kein guter Haushälter gewesen zu seyn: er kam in häufige Geldverlegenheiten, die ihn nöthigten, einen großen Theil der ältesten Familiengüter unter andern an das Kloster Weingarten zu verkaufen. Im Jahr 1337 veräußerte er auf einmal über 60 Höfe an dasselbe. Zwei Söhne Eberhards gingen nach Wien in österreichische Dienste, wo sie ihr Glück machten. Einer derselben, Otto, bestand einen für ihn rühmlichen Zweikampf, erwarb sich dadurch die Zuneigung der reichen Wittwe Catharina, Gräfin von Görtz, und wendete seinem älteren Bruder die Hand derselben mit bedeutenden Schätzen zu. Mittelst dieser Schätze kam Johann und sein Haus in den Besitz der Donaustädte, der Herrschaft Bussen u. s. w. Im Jahr 1415 erhielt er auch durch Verpfändung die kaiserliche Landvogtei in Oberschwaben. Er starb im Jahr 1423 und hinterließ drei Söhne: Jakob, Eberhard und Georg, welche Anfangs gemeinschaftlich regierten, im Jahr 1429 aber die Herrschaften ihres Vaters unter sich theilten. Jakob erhielt die Herrschaft Trauchburg mit Riedlingen und Saulgau, Eberhard Wolfegg mit Munderkingen, die Vesten Callenberg und Bussen u. s. w., Georg aber Waldsee, Wurzach, Mengen und die Veste Zeil. Die

Stammburg Waldburg blieb gemeinschaftlich, und besaß sie immer der Aelteste der Familie als Lehen. So theilte sich das Geschlecht der Waldburger in drei Hauptlinien, die sich nach ihren Stiftern die Jakobinische, Eberhardinische und Georgische nannten. Von diesen starb die erste im Jahr 1772 aus, blüht jedoch in Preußen in einer Nebenlinie fort, welche ein Sohn Jakobs stiftete. Eberhard, der Stifter der zweiten Linie, erkaufte im Jahr 1452 von Erzherzog Sigmund von Oesterreich die Grafschaft Friedberg-Scheer, deßgleichen im Jahr 1463 von den Grafen von Werdenberg die Reichsgrafschaft Sonnenberg, und wurde als Besitzer der letzteren von K. Friedrich in den Grafenstand erhoben. Von seinen drei Söhnen wurde Otto Bischof zu Constanz, Johann und Andreas wurden berühmte Kriegshelden, die sich in den niederländischen und venetianischen Kriegen auszeichneten. Der erstere starb im Jahr 1510, Andreas wurde von dem Grafen Felix von Werdenberg ermordet. Mit ihnen war die Eberhardinische Linie ausgestorben, ihre Güter fielen an den Truchseßen Wilhelm, Jakobinischer, und Wolfegg mit dem Drittel von Waldburg, an Truchseß Georg, Georgischer Linie. Letzterer ist der im Bauernkrieg berühmt gewordene kaiserliche Feldobrist, Georg Truchseß von Waldburg, genannt der Bauernjörg, weil er durch die Schlachten bei Böblingen und Königshofen die Bauern gänzlich aufs Haupt schlug und damit dem Krieg ein Ende machte. Zur Belohnung dieser Ver-

dienste erhielt Georg mit seinen Nachkommen im Jahr 1525 die Würde eines Reichs-Erbtruchsessen. Dessen Urenkel Jakob († 1589) hatte zwei Söhne Heinrich und Froben, die im Jahr 1600 die Herrschaften ihres Vaters theilten. Heinrich erhielt Waldburg, Wolfegg und Waldsee, Froben Zeil und Wurzach. Letzterer erbaute das Schloß Zeil, welches nunmehr die Residenz der Linie Waldburg-Zeil wurde. Beide Familien, sowie die damals in Schwaben noch vorhandenen Sprößlinge des Jakobinischen Hauptstamms, erhielten im Jahr 1628 von K. Ferdinand II. die Reichsgrafenwürde wieder bestätigt, deren sie sich lange Zeit enthalten hatten. Im Jahr 1803 wurden sie von Kaiser Franz II. in den Fürstenstand erhoben. Das von König Friedrich von Wirtemberg dem Hause Waldburg verliehene Reichserboberhofmeisteramt verwaltet je der Chef dieses erlauchten Hauses, das noch in vielen Sprößlingen fortblüht.

Der theure Spaß oder die Stiftung der Riedkapelle.

Graf Andreas von Sonnenberg, Sohn des Grafen Eberhard von Waldburg-Sonnenberg, war mit dem Grafen Felix v. Werdenberg im Jahr 1511 bei der berühmten Hochzeit Herzog Ulrichs von Wirtemberg mit Sabina von Baiern. Graf Felix von Werdenberg, klein von Statur, hatte als kaiserlicher Gesandter die Ehre, mit der erlauchten

Braut, die eines Kopfes Länge über ihn hervorragte, den Vortanz zu thun. Als er an dem Graf Andreas vorüber kam, rief der alte Kriegsmann, vielleicht vom guten Uhlbacher erhitzt, diesem spöttlich zu: Streck dich, Werdenberg! Graf Felix, der auch andere Reibungen mit seinem Nachbar hatte, sah darin einen Schimpf, den er nicht auf sich ruhen lassen könne. Drohworte, die er bei Gelegenheit äußerte, wurden von Graf Andreas mit der Entgegnung hingenommen: wenn ich dem Studentlein meinen kleinen Finger zwischen die Zähne legte, wäre er nicht so keck, zuzubeißen. Natürlich vergrößerte diese Rede die Wuth Werdenbergs, doch ließ er die Hochzeitfeier vorübergehen. Herzog Ulrich setzte Beiden einen Tag, um den Zank zwischen ihnen niederzulegen, allein die Rache wollte den Termin nicht abwarten.

Als nemlich nach geendeten Festlichkeiten die beiden Herren wieder nach Hause zogen, besuchte Graf Felix von seinem Schloß Heiligenberg aus öfters die Herrschaften seines Bruders in Madach. Durch List wußte er sich von seinem Schwager, dem Freiherrn Johann von Zimmern, Eingang in die Veste Wildenstein und einige bewaffnete Knechte zu verschaffen. Als nun Abends am 11. Mai 1511 Graf Andreas mit seinem Kaplan und drei Knechten von seinem Schloß Buffen nach Scheer ging, lauerte ihm Graf Felix bei Wildenstein auf dem Ried zwischen Mengen und Riedlingen auf. Andreas zog, keine Gefahr ahnend, ruhig des Wegs. Plötzlich fielen Schüsse von der

Armbrust auf ihn, und als die Pfeile nichts fruchteten gingen Graf Felix und seine Leute mit dem Schwerdt auf ihn. Andreas, der unbewaffnet war, suchte sich durch die Flucht zu retten, stürzte aber in dem sumpfigen Riede mit seinem Pferde. Der Kaplan warf sich auf seinen Herrn, um ihn zu schützen, aber Graf Felix ließ ihn wegreißen, und tödtete seinen wehrlosen Feind auf jämmerliche Weise. Selbst der Leichnam des Gemordeten wurde noch grausam mißhandelt, und dann von den Seinigen nach Scheer gebracht.

Nach dieser schmählichen That zog Graf Felix, unerkannt von den Leuten des Gemordeten, noch bei Nacht zu seinem Bruder Christoph nach Sigmaringen, der ihn aber nicht einließ; er begab sich sodann stille außer Lands an den kaiserlichen Hof, wo er von Kaiser Maximilian gegen Geld begnadigt wurde. Aber die Rache ereilte ihn, wenn auch erst nach 19 Jahren. Den 12. Juli des Jahrs 1530, auf dem großen Reichstag zu Augsburg, wurde er Morgens früh bluttriefend und todt in seinem Bette gefunden, nachdem er Tags zuvor bei einem Banket, das der Abt von Weingarten gab, gesagt hatte: er wolle in der Lutheraner Blut bis an die Sporen reiten. Sein Geschlecht starb mit ihm aus.

An der blutigen Mordstätte, wo Graf Andreas so elendiglich gemordet wurde, ließen seine Verwandten zum Gedächtniß des Ermordeten eine kleine Kapelle bauen. Zu dieser wurde eine eigene Kaplanei zu Herbertingen gestiftet, deren Kaplan jede Woche für den

Ermordeten eine Messe lesen sollte. Allein im Lauf der Zeit wurde die Stiftung mit der Pfarrkirchenpflege vereinigt und die Messen hörten auf. Im Anfang dieses Jahrhunderts wählte ein Eremite diese Kapelle zu seinem stillen Aufenthalt; nachdem er manche Jahre darin gelebt und sein Gärtchen daneben gepflanzt hatte, wurde er eines Tags ermordet in der Kapelle gefunden; der Mörder ist nie entdeckt worden. In den zwanziger Jahren wurde diese sogenannte Riedkapelle zum Leidwesen aller Alterthumsfreunde abgebrochen.

XI.

Die St. Georgenkirche

zu Tübingen.

Unter die merkwürdigen Kirchen des Vaterlandes, nicht sowohl wegen ihrer Bauart, als vielmehr ihrer wichtigen Denkmale, gehört die zu Tübingen. Ihre Bauart ist die einfach gothische, wie sie bei den meisten Dorfkirchen der Umgegend, die in diese Zeit fallen, vorkommt. Sie ist 153 Fuß lang und 104 breit. Vier Reihen Pfeiler (je sechs eine Reihe) stützen die unansehnliche Decke der Kirche, und theilen die Kirche in fünf Abtheilungen. Die mittlere enthält die Kanzel

und macht den Haupttheil der Kirche aus; an diesen schließen sich zu beiden Seiten zwei andere Theile von gleicher Größe an, und neben jedem dieser Theile ist noch eine Seitenhalle.

Das Wichtigste in der Kirche ist der Chor. Er ist im schönen gothischen Style, zufolge einer Inschrift, im Jahr 1470 erbaut, und hat eine Schwibbogendecke. An den Pfeilern des Chors stehen die sehr braven Figuren des Johannes, Ecce homo, St. Georg, Paulus und Petrus auf Consolen, welche durch Engel mit Wappen u. s. w. gebildet werden. Merkwürdig ist darinnen die wirtembergische Fürstengruft.

Es liegen hier: Ludwig der Aeltere, starb 1450, und seine Gemahlin Mechtilde, starb 1482. Beide wurden aus dem früheren Begräbnisse im Kloster Güterstein hieher verlegt durch Herzog Christoph.

Eberhard im Bart, früher im Einsiedel begraben, starb 1496.

Anna, eine Tochter Herzog Ulrichs, starb 1530.

Herzog Ulrich starb 1550, und seine Gemahlin Sabina, starb 1564.

Eberhard, ein Söhnlein Herzog Christophs, starb 1568.

Herzog Christoph, starb 1568, und seine Gemahlin Anna Maria, starb 1589.

Eva Christina, Tochter Graf Georgs von Mömpelgard, starb 1575.

Herzog Ludwig, starb 1593, und seine Gemahlin Dorothea Ursula, starb 1583.

Maximilian und Ulrich aus dem wirtembergischen Hause starben noch als Kinder.

Außer diesen liegen hier von fremden Häusern:

Johann Georg, Herzog von Schleswig-Holstein.

Rudolph, Bischof von Halberstadt.

Georg Otto, Pfalzgraf bei Rhein.

Anton Heinrich, Graf von Oldenburg.

Der größte Theil dieser Denkmale besteht aus schönen Steinbildern, welche auf Paradebetten ruhen, an deren Wänden Inschriften stehen.

Wo diese Bilder fehlen, da sind gewöhnlich dafür Tafeln mit goldener Schrift an der Wand angebracht. Die Steinbilder selbst betreffend, so ruhen auch hier, wie es bei alten Standbildern gewöhnlich ist, die Füße der Ritter auf Löwen. Diese Bildhauerarbeiten sind größtentheils aus dem 16., zum Theil aber auch aus dem Ende und noch aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; letztere sind zwar weniger fein als die späteren, aber das Kostüm hat sich bei ihnen noch ganz alterthümlich und rein deutsch erhalten, wie z. B. bei Ludwig dem Aelteren, und Eberhard im Bart, und dann bei Ludwigs Gemahlin. Bei dem letzteren Bilde, das noch aus dem 15. Jahrhundert ist, zeigte sich noch deutlicher der Contrast, wenn wir die Abbildung einer der Frauen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts mit der von Ludwigs Gemahlin vergleichen. Hier möchten wohl die steifen Halskrausen mit den Reif-

röcken des 16. Jahrhunderts dem schönen und ehrbaren Faltengewande des 15. Jahrhunderts an Geschmack sehr nachstehen.

Besonders ausgezeichnet durch feine und viele Bildhauerarbeit sind die beiden Epitaphien gleich beim Eingang in den Chor. Wir finden darauf ganze Geschichten in halb erhabener Marmor-Arbeit ausgeführt. (Ein Mehreres über die Inschriften geben Baumhawers Inscriptiones monum. Tubing. 1624. 4. ferner: A. G. Zellers Merkwürdigkeiten der Stadt Tübingen. 1730. S. 81—102.)

Noch sind im Chor zu bemerken:

a) Die Fenster mit Glasmalereien, noch aus dem 15. Jahrhundert stammend. Die mittleren der Fenster sind beinahe bis oben bemalt, die andern nur zur Hälfte. Lange Zeit waren diese Glasmalereien in ganz großer Verwirrung und dermaßen zerrissen, daß man Mühe hatte, sich dieselben aus verschiedenen Fenstern zusammenzudenken. Der kundige Glasmaler und Zeichnungslehrer F. H. Pfort von Reutlingen, hat das Verdienst, daß er die zerstreuten Kunstwerke wieder in eine Ordnung brachte, und das Zusammengehörige, wie ein Geduldspiel, an einander fügte. Jetzt sehen wir vollkommen geordnet im herrlichen Farbenglanz, in der Richtung von der Rechten zur Linken, 1) Graf Eberhard im Bart auf dem wirtemb. Wappen knieend mit seinem Wahlspruch Attempto; 2) den Ritter St. Georg auf dem Drachen stehend; 3) Eberhards Gemahlin Bar-

bara, ebenfalls knieend; 4) einen Pfalzgrafen von Tübingen, auf dem Tübinger Schild sitzend, in der Hand ein Fähnlein mit drei Hirschgeweihen und zwei Fischen. b) Die zwölf steinernen Apostel, an den Gurtträgern des Chors, welche zur Zeit der Reformation aus Veranlassung der wirtembergischen Bilderstürmerei aus der Kirche auf eine Zeitlang wandern mußten, bis sie aufs Neue einzogen. Neben dem Chor befindet sich die Sakristei. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen, welche beide mit Schwibbogendecken versehen sind. Die äußere Abtheilung mochte vielleicht in früherer Zeit die sogenannte Benedikts-Kapelle ausgemacht haben; sie enthält das noch in ganz gutem Zustande erhaltene frühere Altarblatt der Kirche. Es stellt die Kreuzigung Christi vor. Den Kostümen nach zu urtheilen, ist es wohl in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu setzen; als Verfertiger derselben erscheint als wahrscheinlich der bekannte Ulmer Maler Zeitblom, der die Gemälde an dem berühmten Blaubeurer Hochaltar verfertigte. Das Vorfinden mehrerer Gemälde in der Umgegend, z. B. in der Kilchberger Schloßkapelle, die ausdrückich seinen Namen führen, möchte dafür sein. Wunderbar ist es, daß dieß Gemälde nicht auch in der Zeit der wirtembergischen Bilderstürmerei unterging.

In der Kirche selbst nennen wir nur die ausgezeichnetsten der Grabmäler, und die, welche Bilder darstellen.

Heinrich von Ostheim, Burgvogt zu Tübingen, starb 1560. Er ist in Holz abgebildet.

Conrad von Fürst starb 1561, und seine Gattin Hanna von Neuneck starb 1570. Er leistete dem Herzog Ulrich treue Dienste; mit ihm scheint sein Name erloschen zu sein.

Beide stellen zwei Steinbilder in halb erhabener Arbeit in einer der Seitenkapellen gegen den Georgenbrunnen vor. Von Conrad von Fürst war noch eine schöne Denktafel mit einem guten Gemälde vorhanden.

Jakob Fritz von Anwil, ein geborner Thurgauer, starb 1540. Er war Obervogt zu Tübingen und auch Dichter (nach Freiherrn J. von Laßbergs Mittheilung).

Georg Samare, jener Stratioten-Hauptmann, welcher bei der Belagerung Tübingens im Jahr 1519 auf Seiten der feindlichen Parthei fiel. Sein Bruder Johann Samare setzte ihm das Denkmal.

Außer mehreren Grabmalen von gelehrten Männern des 16. und 17. Jahrhunderts liegen auch in der Kirche der berühmte M. Crusius, starb 1607, Jakob Heerbrand, starb 1604, Andreas Osiander, starb 1612, Jakob Andreä, starb 1590. Letztere alle Kanzler der Universität: sie liegen in der Nähe der Professorenstühle.

Noch ist in der Kirche zu bemerken die sogenannte Breunings-Kapelle, in der die Armenstiftung von fünf Brüdern auf einem Gemälde angegeben und vorgestellt ist. Geradeüber von dem Gemälde ist

der ganze Stamm der Breuninge vom Anfang des 13. bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts in seinen Gliedern angegeben.

Zu übergehen ist auch nicht die alte Inschrift, wenigstens eine der ältesten der Kirche, die schon Cruſius P. III 491 anführt; sie heißt: Albrecht. Hurnus der. alt, vnd Irmil. ſein Hausfraw. vnd Albrecht. Hurnus. der junge. vnd Adelheit. Keßlerin von. Bondorf. Agnes. von. Huſen. vnd. Adelheit. Schniderin. all ſein Haußfrawen. Anno Domini MCCCCLXXXX. Was diese Worte bedeuten, ist nicht deutlich angegeben. Stehen sie etwa nur zum Andenken, oder wirklich als Grabschriften von den ersten Gutthätern der neuerbauten Kirche hier?

Unter dem großen Reichthum der Gemälde, die im Innern der Kirche hängen, finden wir gar wenige, die aus früherer Zeit oder sonst von Bedeutung wären. Die meisten sind Votivtafeln, höchstens aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Wir betrachten nun das Merkwürdigste am Aeußern der Kirche; hieher gehören hauptsächlich die ältern und neueren Figuren, von denen die meisten an den runden Fenstern der Kirche die Fensterverzierung vertreten. Unter die älteren gehören die beiden sich gegen die alten Aula nova und den Kirchhof hin kehrenden Bilder byzantinischen Styls. Das eine stellt einen geflügelten Greifen, das andere einen geflügelten Löwen vor. Daß diese Figuren sehr alt sind, ist schon daraus

klar, weil sie auf eingesetzten Steinen sind, welche zufolge der Ueberschrift schon zum dritten male an einer Kirche auf diesem Platze stehen. Die Bedeutung der Figuren und ihr Zweck bleibt uns verborgen, bis wir über die Figuren an alten Kirchen überhaupt einmal etwas Gewisseres wissen.

Die neueren Figuren sind die an den Pfeilern des Chors befindlichen, welche Heilige, und unter andern auch den Ritter Georg im Drachenkampfe zu Fuß (wie auf dem Georgenbrunnen der Stadt) vorstellen. Sie fallen ohne Zweifel in die Zeit der Erbauung des Chors. Neben diesen Figuren befinden sich an der eigentlichen Kirche mehrere Figuren in den runden Fensterlöchern, wo man im Zweifel ist, ob man sie zu den älteren oder neueren rechnen soll. Es sind vier, wovon sich drei dem Georgenbrunnen zu, in den obersten Fenstern, die vierte dem Pfleghof zu, mehr in der Mitte befinden.

Die drei ersten stellen vor: 1) die Mutter Gottes in einem länglichten Fenster über einem der Portale angebracht; 2) den Ritter St. Georg zu Pferd mit einem Drachen kämpfend; 3) die Mutter Gottes auf der Flucht nach Egypten. Alle diese drei Figuren sind von gleichem Alter. Bei der vierten Figur, als der merkwürdigsten, verweilen wir länger. Sie stellt einen Menschen vor, der auf das Rad geflochten ist. Man stellte zwei Erklärungen über die Bedeutung dieser Figur auf.

Nach der ersteren, welche Besold und andere stellten, soll sie den heiligen Georg vorstellen.

Nach einer anderen Erklärung hat diese Figur ihre Entstehung einer wahren Geschichte zu verdanken, welche M. Crusius nach Familiennachrichten erzählt. Es ist die Geschichte von dem unschuldig Hingerichteten, welche an der Kirche verewigt worden sein sollte, und soll dieser aus dem Tübinger Geschlecht der Gockel gewesen seyn. Außer diesen Figuren sind am Aeußern der Kirche noch viele Grabmale des 16. und 17. Jahrhunderts zu bemerken, unter denen sich auch die der letzten Herrn von Tübingen, auf der Seite gegen den Neckar hin, befinden, z. B. das des Hans Conrad von Tübingen, starb 1635. Maria von Tübingen starb 1643, und Hans Georg von Tübingen starb 1657. Die Zeit der Erbauung der jetzigen Kirche läßt sich aus drei zu verschiedener Zeit gelegten Steinen schließen. Der erste derselben gegen Morgen hat die Aufschrift: a. d. 1470 den 28. Merz, do war der erst Stain gelegt an dem Kor; der zweite gegen Mittag: a. d. 1478 am 19. Aprellen war der erst Stain gelegt an der (dieser) Seiten; der dritte gegen Abend: a. d. 1483 an St. Urbanstag war gelegt der erst Stain an der Seiten. Aus diesem ergibt sich, daß die Kirche in einer Frist von 13 Jahren erbaut wurde. An ihrer Stelle stand übrigens schon in früherer Zeit eine andere, und aus der Inschrift des Steines mit den Thierfiguren zu schließen, ist sie sogar schon die dritte.

Der Stein hat die Aufschrift: dieser Stain ligt an der dritten Kirchen vff diser Hofstatt.

Die Existenz einer Kirche vor der jetzigen ist erwiesen, denn schon im Jahr 1295 verkauft Graf Götz von Tübingen den Kirchensatz (jus patronatus) daselbst an Bebenhausen.

Das Vorhandensein einer früheren vor dieser beweisen hinlänglich die Thierbilder, denn diese kommen nur an den allerältesten Kirchen vor. Wann man den Plan führte, die jetzige Kirche an die Stelle der vorigen zu erbauen, ist ungewiß. Daß es schon im Jahr 1411 geschah, als die große Urbansglocke von 66 Centnern gegossen wurde, ist nur wahrscheinlich, daß aber 1469 wirklich die kleinere Glocke von 40 Centner für die neue Kirche gegossen wurde, so viel ist gewiß. Kurz nach dieser Zeit fällt auch die Verlegung des Sindelfinger Stifts in die Georgenkirche; mit diesem Plane also scheint auch der Plan zur Wiedererbauung oder Erweiterung der Kirche entstanden zu seyn. Dazu mag wohl auch die Baufälligkeit der Kirche selbst beigetragen haben. Der Thurm der Kirche wurde erst im Jahr 1529 vollendet. Mit der äußeren Veränderung der Kirche trat auch eine Veränderung der Verfassung ein. Früher war sie nur eine Pfarrkirche und seit 1320 sogar völlig dem Kloster Bebenhausen einverleibt; mit dem Jahr 1477 aber wurde sie zur Stiftskirche erhoben. Eberhard im Bart nämlich verlegte, als er die Universität ge-

stiftet, im Jahre 1477 die Probstei Sindelfingen nach Tübingen, und machte dagegen Sindelfingen zu einem weltlichen Chorherrenstift; so bekam die Tübinger Kirche den Namen Georgen- und Martinstift, weil die Sindelfinger Kirche (schon ums Jahr 1083 erbaut) den heil. Martin zum Patron hatte.

Der Justizmord oder das Wahrzeichen von Tübingen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als zwei kräftige Jungen, das Ränzchen auf dem Rücken, aus dem Thore Tübingens schritten. Sie zogen zum ersten Male in die Fremde und das Herz war ihnen recht schwer. Geredet wurde nicht viel, bis der erste gewaltige Schmerz des Scheidens vorüber war. Bernhard und Georg waren Nachbarskinder, und da sie von Jugend auf Freud und Leid getheilt hatten, wollten sie auch jetzt sich nicht von einander trennen, sondern zusammen die Welt sehen.

Noch am vorigen Abende war jeder bei seinen Eltern gesessen, der Vater gab dem scheidenden Sohne gute Lehren, die Mutter weinte: sie aber gelobten unter allen Umständen, in Jahresfrist die liebe Heimath wieder zu besuchen. War's also ein Wunder, wenn in der Trennungsstunde die Thränen der jungen Handwerksbursche flossen? war's ein Wunder, daß sie sich immer und immer wieder umwandten und der Vater-

stadt ihre Abschiedsgrüße zuwinkten, bis selbst deren Thürme sich in der Ferne verloren hatten?

Vereint durchwanderten nun die Freunde die Länder, sahen viel Merkwürdiges und befanden sich eben in der schönen Kaiserstadt an der Donau, als das Jahr sich zu Ende neigte und die Zeit der Heimkehr nahte. Bernhard wollte sein gegebenes Wort lösen, wollte die alten Eltern nicht umsonst harren lassen und drängte den Freund zum Aufbruch. Aber das Herz des schmucken Schwaben war in den süßen Banden der Liebe gefangen; des Meisters blühend Töchterlein hatte es ihm angethan, und er konnte sich nicht entschließen, mit dem Freunde heimzukehren. Ein neuer Stern war aufgegangen am Firmamente seines Daseins, der wunderbare Stern der Liebe!

„O komm mit mir," bat Bernhard, „die alten Eltern warten, komm in die traute Heimath." „Ich kann nicht," erwiederte Georg traurig, „ich kann mich von meiner Marie nicht trennen. Eile du heim und bringe meinen Eltern meine Grüße, erzähle ihnen, wie glücklich ich bin und wie ich hoffe, bald meine Herzgeliebte in das schöne Schwabenland und in ihre Arme führen zu dürfen."

Bernhard war mit dieser Lösung zufrieden, der Freund gab ihm zum Abschied noch seinen Dolch, und bat ihn, denselben stets bei sich zu tragen, auf daß er ihn statt seiner geleite und schütze.

Mit frohem Muthe zog nun der gute Jüngling der ersehnten Heimath zu. Wie laut und freudig klopfte

sein Herz, als er zum ersten Male das alte Tübingen vor sich liegen sah, und endlich durch die wohlbekannten Straßen dem Vaterhause zueilte!

Das greise Elternpaar und die blühenden Geschwister wußten des Jubels kein Ende, als sie den theuren Sohn wieder in ihrer Mitte sahen, sie herzten und küßten ihn und wollten ihn nicht mehr aus ihren Armen lassen. Bernhard aber war eingedenk des Versprechens, das er dem Freunde gegeben, und so eilte er noch in den Reisekleidern zu den Eltern desselben, um ihnen frohe Botschaft von dem fernen Kinde zu bringen. Georgs Vater aber glaubte der Kunde nicht, sein Herz war von Argwohn befangen, als er in dem Gürtel des Jünglings seines Sohnes Dolch erblickte.

„Du lügst, du hast mir den Sohn erschlagen," schrie er in wildem Zorne, „ich seh seinen Dolch in deinem Gewande und fordere sein Blut von dir."

Ohne den Betheurungen des unschuldigen Jünglings Gehör zu schenken, schleppte er denselben vor die Schöppen und brachte seine furchtbare Anklage vor. Niemand achtete der Klagen und Beschwerden des Armen, umsonst ist das Wehegeschrei seiner alten Eltern; er ist des Mordes angeklagt und wird auf die Folter gespannt, um das Bekenntniß der schweren Schuld zu erlangen.

Unter den schrecklichsten Schmerzen nennt er sich schuldlos, bittet mit rührenden Worten, die Schöppen möchten nach Wien schreiben, er wolle ja gern ihr Gefangener bleiben, bis die betreffende Antwort komme:

umsonst — ein Grad der Folter folgt dem andern, bis er halb wahnsinnig vor Qual sich des Mordes schuldig bekennt.

Warum noch mit der Strafe zögern, nachdem er die Gräuelthat bekannt? fragte einer der Richter, und schnell ward beschlossen, den schon halb Entseelten durch das Richtschwert vom Leben zum Tode zu bringen.

Wenige Tage waren vergangen, seit Bernhard lebensfroh und glücklich durch die Straßen Tübingens eilte, um die geliebten Eltern zu grüßen, nicht ahnend, daß er so bald den gleichen Weg zum Tode machen und das Armesünderglöcklein seine letzten Schritte begleiten sollte!

Eine ungeheure Menschenmenge hat sich auf dem Richtplatze versammelt, Bernhard betet zum letzten Male um Gnade für sich und Verzeihung für seine Feinde, dann fällt sein Haupt durch Henkershand, und der entseelte Leichnam wird aufs Rad geflochten.

Die Mutter des armen Jünglings überlebte den Jammer nicht — sie stirbt an gebrochenem Herzen, noch ehe des Armensünderglöckleins klägliche Stimme verstummte.

Gottes Wege sind oft wunderbar, und so führte er auch, nachdem kaum die entsetzliche That geschehen, Georg aus der Fremde ins Elternhaus. Starr vor Schrecken sah der Vater den todtgeglaubten Sohn vor sich stehen und bekennt sein schweres Unrecht. Georg meint, das Herz müsse ihm zerspringen, als er seines treuen Freundes furchtbares Loos erfährt und dessen

blutigen Leichnam am Rade erblickt: wehe rufend enteilt er für immer der Heimath, in der er so Gräßliches erlebt.

An der Kirche zu Tübingen ist noch heute das Bild des Geräderten zu schauen, als warnendes Denkmal eines unverzeihlichen Justizmordes.

Lina Welebil.

XII.

Burg Maienfels

an der Brettach.

Hoch über dem kleinen Flüßchen Brettach, am nördlichen Abhang der Waldenburger Berge, auf einem fast einzeln stehenden Felsen ragt die alte noch bewohnte Ganerbenburg Maienfels. Nur von der Hochebene des Mainharder Waldes her ist sie zugängig, während die übrigen Seiten so steil abfallen, daß kein Zugang möglich ist. Drohend blickt die Burg in das waldige Brettachthal hinab, dessen Bächlein über Kiesel dahin rollt und weiter unten in ein reich mit Wein und Früchten gesegnetes breites Thal ausmündet. Die Burg Maienfels war so recht gelegen für Wegelagerer, Schnapphähne und Heckenreiter, und

beherbergte schon in früher Zeit solche Bewohner, die dieses unritterliche Werk trieben.

Von den älteren Herren von Maienfels haben sich bis jetzt keine Berichte vorgefunden. Erst im Anfang des 14. Jahrhunderts kommen sie vor, und haben meistens den Familiennamen Engelhard, daß man fast vermuthen könnte, die Herren von Maienfels seyen mit den Herren von Weinsberg in einem Familienverhältniß gestanden. Im Jahr 1313 stellt Engelhard von Maienfels einen Kaufbrief aus über einige Güter zu Elnhofen. Im Jahr 1337 wird wieder ein Engelhard von Maienfels in einer Urkunde genannt. Wohl war schon damals das Schloß Maienfels ein Ganerbensitz, denn es heißt im Jahr 1341 ein Engelhard von Nydek von Maienfels, wenn nicht anders die von Maienfels und Nydek (Neidek, einer Burg in der Nähe) Stammesverwandte gewesen sind, da auch der Name Engelhard öfters bei ihnen vorkommt. Der schon genannte Engelhard von Maienfels erscheint nochmals im Jahr 1341 als Bürge in einer Urkunde des Fritz von Burleswag. Im Jahr 1465 stellen Engelhard von Mayenfels der Alt, und Engelhard von Mayenfels der Jung dem Herrn Cunrad, Caplan von Weinsberg, eine Urkunde aus. Ob der ältere oder jüngere Herr von Maienfels in den nun folgenden Urkunden genannt ist, wissen wir nicht. Im Jahr 1467 im März bekennt Engelhart von Mayenfels, ein Edelknecht, daß er den ehrsamen

geistlichen Frauen des Klosters zu dem Lichtenstern und allen ihren Nachkommen, frei und eigen den halben Hof gegeben, der da heißt der Beyers-Hof, und bisher von ihm zu Lehen gegangen. Ein Edelmann aus der Nachbarschaft, Simon von Nydek, siegelt diese Urkunde. In demselben Jahre hatte derselbe Junkherr Engelhart mit der Aebtissin Uta von Burleswag zu Lichtenstern von der Kapelle wegen zu Schwabach Stöße und Mißhellungen bekommen, sie wurden aber beigelegt, denn im November des genannten Jahrs bekennt er, daß er und alle seine Erben und Nachkommen kein Recht an der Kapelle zu Schwabach habe, und verzeucht sich von nun an auf ewig aller Rechte und Forderungen an diese Kapelle. Die beiden Edelknechte Heinrich Berler und Engelhard von Burleswag hängen ihre Siegel an die Urkunde. Derselbe Engelhard der Jüngere von Maienfels erscheint noch einmal mit Conrad von Nydek im Jahr 1366, und dann zum letzten Mal ist derselbe Bürge in einem Briefe vom Jahr 1388.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts war Maienfels förmliches Ganerbenschloß. Außer den Herren von Maienfels hatten daran Antheil die Herren von Freiberg, von Weiler und von Gültlingen. Auch ritten auf der Burg ein und aus Herr Schwikhart von Sickingen, Hans von Urbach und Andere, die alle der nahen Stadt Hall Feinde waren. Als daher die Städte im genannten Jahr mit dem Adel in Fehde lagen, war auch das Schloß Maienfels

eines von denen, das den Haß der Städter erfahren mußte. Der Rotenburger Chronist Eisenhard aus dem 16. Jahrhundert (zuerst von dem gelehrten Dr. W. Benfen als wichtige Geschichtsquelle anerkannt), berichtet wörtlich also über das Schicksal der Burg Maienfels:

Anno 1442 nächsten Freitag vor St. Kilianstag zogen die von Rotenburg mit fünfhundert Mannen, und anders viel Pöbels, das vergebens mitlief, mit einer großen Wagenbüchse, und viel Kriegszeug, Pfeil, Pulver, Büchsen, Stein, Leitern u. s. w. aus, und lagen die erste Nacht in Brettheim, und am Samstag an St. Kilianstag früh vor Tags auf, gingen, fuhren und ritten gen Hall, und kamen dahin um Vesperzeit. Daselbst hatten sich andere Städte mehr gesammelt, und lagen darnach still und ruheten, und warteten auf die Stadt. Und am Montag früh vor Tags ging man an zu Hall, und berannte das Schloß Mayenfels, und war wohl ein kaiserlich Schloß, wie seines gleichen keins in diesen Landen. Auf dem Schloß waren der Stadt Hall Feind, die Theil daran hatten: Michael von Freiberg, Gumpold von Gültling, Burkard (von Weiler) — hatten auch andere Edelleut Theil daran, die der Feinde Gut und sie selbst gehaust, geherbergt und eingenommen hatten; das war mit Namen Schweikart von Sickingen, Hans von Urbach, die der Stadt Feinde zu Maienfels haben ein und aus reiten lassen, und gemeine Städt mit entsetzt hatten, und vermeinten, es ging sie nit an.

Also lagen gemeine Städt für Mayenfels von dem Montag nach Kiliani, und kostet sie mit Pulver und andern Kosten gar Viel. Hiezwischen wurden etliche von den Städtern mit und durch Geschoß verletzt, nemlich Hans Teufl ward mit einem Pfeil neben dem Aug eingeschossen, deßgleichen Hans Heim und etliche mehr. Auf dem Schloß Mayenfels waren mehr denn 110 Edler und Unedler, die gingen bei der Nacht hinweg aus dem Schloß, nämlich am Sonntag nach Egidi zu Mitternacht. Nun lagen Leut um das Schloß, durch die gingen sie und schlugen ihrer zwei oder drei bis auf den Tod. Dieselben Wächter machten ein Geschrei, damit war das Heer wegig und zu liefen. Indem kamen Frauen herab, die man begrief, und sagten, es wär Niemand im Schloß, denn zwei oder vier geschädigte Mann. Also lief Jedermann in das Schloß und ward also gewonnen am Montag früh nach Egidi, und funden vier geschädigt Mann und 22 todter Körper, die erschossen waren. Sie fanden auch viel Möbel, Salz, Büchsen, Hausrath und Mancherlei, was man in einem Schloß haben soll, das führt' man Alles gen Hall, alda ward es gebeut. Nachmals brach man das Schloß ab, und warf es um, ohne ein Thurm, der ward von großen Büchsen und Bleiden geschädigt worden. Doch brannt man darnach das Städtlein und was im Schloß bestund, ganz und gar aus.

Einen ergänzenden Bericht gibt Herold in seiner Haller Chronika (herausg. v. Ottmar Schönhuth

1855) mit folgenden Worten: Anno domini 1441 sein die von Hall mit sammt andern Reichsstädten an Montag nach Kiliani für Mayenfels zogen, ward am Donnerstag nach Egidii gewonnen. Sie haben die Edelfrau mit einem Mauleſel, was dieſer hat tragen mögen, davon ziehen laſſen. Dieſe hat nach dem hälliſchen Gezelt gefragt, und zu dem Hauptmann geſagt: ſie ſind thöricht, daß ſie auf der Erden liegen, die im Schloß liegen in guten Betten, trinken Wein und ſpielen im Brett. Aber nit lang darnach wards gewonnen, und haben die von Hall ihre Oeffnung darin behalten.

Das Schloß Maienfels wurde damals nur ausgebrannt, nicht völlig gebrochen, denn wir finden es ſeitdem wieder von den Ganerben bewohnt.

Im Jahr 1487 waren wegen des Schloßbruchs zu Maienfels Irrungen und Späne zwiſchen dem Wirtemberg'ſchen Landhofmeiſter Dietrich von Weiler (der im Jahr 1441 noch ein kleiner Knabe geweſen war) und den Städten Ueberlingen, Biberach, Ravensburg, Pfullingen und Buchhorn, welche im Januar 1487 zu Stuttgart Graf Eberhard der Aeltere von Wirtemberg durch einen gütlichen Spruch abſchnitt. Im Jahr 1490 werden wieder eine Menge Ganerben und Gemeiner auf der Burg Maienfels genannt. Im Auguſt dieſes Jahrs verkaufte der Pfarrer Albrecht Heppelman zu Heimbach bei Maienfels den großen und kleinen Zehenten der Pfarrkirche Heimbach, nemlich zu Maienfels, in der Brettach

u. s. w. und allen Regalzehenten mit Einwilligung des Klosters Lichtenstern als der Patronatsherrschaft, um 65 rheinische Gulden an Herrn Jergen von Vellberg, den jüngern Ritter, Mainz'scher Marschall, an Herrn Dietrich v. Weiler, Herrn Zeisolfen von Alezheim (Adelsheim) und Hansen Laubinger, einst Dietrichs von Auerbachs seliger Kinder Vormünder, die alle Ganerben und Gemeiner des Schlosses Maienfels waren.

Sonderbar, daß die ursprünglichen Besitzer, die Herren von Maienfels, kaum mehr genannt werden. Im 30jährigen Kriege wurde auch diese Gegend von den wilden Kriegshorden heimgesucht. Zweihundert Croaten hielten sich drei Tage zu Mainhard auf und nahmen mehr als 500 Stücke Vieh auf eine Meile weit weg. Georg Gruber, der Pfarrer von Mainhard, der zehn Stück Hühner getragen, und „weilen geflüchtetes Vieh zwischen der Leukenmühlen und Brettach im Wald verborgen und er nicht verrathen wollen, hat er mehr als Paulus Streich von Burgundischen Rosinen in den Rückgrat ein empfangen, wie er denn drei Tage zu Maienfels seine Mundspeise zu nehmen nicht vermocht, sondern geäzet werden müssen als ein unmündiges Kind." Junker Burkhard Dietrich von Maienfels nebst seinem Junker Vater wohlseliger Gedächtniß war zur selben Zeit (1635) auf Schloß Maienfels gesessen und hat Solches bezeuget. Dieser war wohl der Letzte des Geschlechts. Neben ihm waren noch die Herren von

Weiler auf dem Schloß, und später wurden auch die Herren von Gemmingen daran theilhaftig. Diese besitzen noch jetzt zwei Drittheile an demselben, während die von Weiler ein Drittheil daran haben. Ein Rentamtmann der Herren von Gemmingen bewohnt das noch sehr wohnliche Schloß Maienfels.

Engelhard von Maienfels oder das Gottesgericht.

In alten Zeiten hielt einmal Kaiser Maximilian ein Turnier in der Stadt Worms, die da liegt am linken Ufer des Rheins, wenn man von Mainz aufwärts nach Straßburg zu fährt. Viele Grafen und Herren waren da versammelt, und die Ritter waren aus allen deutschen Landen, ja aus Welschland und aus Frankreich gekommen, um eine Lanze zu brechen vor den Augen des Kaisers; unter diesen befand sich auch Herr Max von Wolfseck, aus einem schwäbischen Geschlechte. Er war aber in Welschland aufgewachsen bei einem Bruder seines Vaters, der dort Abt eines Klosters war, und hatte bei den Welschen die deutsche Sitte verlernt, daß er lieber auf krummem Wege zum Ziele zu kommen suchte, als auf geradem. So war es ihm auch gelungen, sich bei dem Kaiser in große Gunst zu setzen, denn er wußte glatte Worte zu machen und schmeichlerische Redensarten zu führen, die wohl ein argloses Gemüth bethören mochten, obschon wenig Wahrheit und ehrliche Meinung in seinen

Worten zu finden war. Nun begab es sich, daß auch der Herr von Grevenstein zum Turnier kam, ein alter, ehrenwerther Ritter, der eine schöne Tochter hatte, Bilhild geheißen. Als der Wolfsecker bei dem Bankette diese erblickte, so empfand er plötzlich die heftigste Liebe zu der Jungfrau, und er drängte sich an sie und zog sie zum Tanze auf. Ob er nun wohl ein wüster Geselle war, und in Welschland die guten Sitten vergessen hatte, so erkannte er doch bald, daß die Jungfrau Bilhild von großer Zucht und Ehrbarkeit sei, denn sie erröthete voll Unwillen bei seinem leichtsinnigen Liebesgeschwätze, und verstand ihn nicht, wenn er in zweideutigen Worten redete. Diese Züchtigkeit aber entflammte seine Liebe um so mehr, da er bisher nur mit leichtsinnigen Frauen zu thun gehabt hatte, und er meinte, einen solchen Schatz von Tugend und Frömmigkeit müsse er um jeden Preis besitzen, entschloß sich daher kurz, trat des andern Tages vor den Herrn von Grevenstein und begehrte die Hand seiner Tochter. Dieser war etwas verwundert über den plötzlichen Antrag, und erwiederte mit vieler Höflichkeit, es sei ihm leid, nicht in das Begehren willigen zu können, sintemalen seine Tochter schon verlobt sei mit dem Ritter Engelhard von Maienfels, gleichfalls aus Schwabenland, der binnen vier Wochen seine Braut heimzuführen gedenke. Solcher Bescheid war dem Wolfsecker sehr verdrießlich, und er ging umher mit betrübtem Gesichte, daß es dem Kaiser auffiel und dieser ihm sagte: „saget doch,

lieber Max, was euch fehlet, ist euch doch die Traurigkeit und Bekümmerniß auf dem Gesichte zu lesen?" Der Ritter von Wolfseck entgegnete: „die Wahrheit zu sagen, mein kaiserlicher Herr, so plagt mich die Liebe." Darüber hub der Kaiser an zu lachen und sprach wieder: „Ei, das ist ja eine neue Plage für euch, weiß ich doch, daß ihr immer euch des besten Glückes bei den Weibern rühmtet, und es muß seltsam zugehen, wenn euer Glück einmal umgeschlagen ist." Darauf stellte sich der Wolfsecker traurig an und sprach: „es ist hier nicht von einem leichtfertigen Abenteuer die Rede, sondern von einer züchtigen Jungfrau, die ich mir zum Ehegemahl erkoren. Der Vater aber hat mir ihre Hand abgeschlagen, um die ich ziemlicher Weise geworben." Also verschwieg er listig, daß Herr von Grevenstein seine Tochter schon einem Andern versprochen, denn er wußte wohl, daß es dem Kaiser verdrießlich sein würde, wenn er gewahrte, daß man seinem Liebling, den er geehrt und geachtet wissen wollte, mit einer Verweigerung kränkte. Der edle Kaiser zog auch die Stirne in Falten und sprach: „Ha, ich werde selbst mit dem Grevensteiner sprechen, und ich denke, er soll mein Fürwort in Ehren halten; darum seid gutes Muthes und gebt die Hoffnung noch nicht auf."

Alsbald wurde der Grevensteiner zum Kaiser beschieden, und dieser fragte ihn, warum er dem Wolfsecker seiner Tochter Hand abgeschlagen habe. Da der alte Ritter nun von dem Verlöbniß seiner Tochter

Bericht gab, sah der Kaiser wohl, daß Herr Max von Wolfseck ihm die Wahrheit verschwiegen hatte; weil er ihn aber liebte, so wollte er noch etwas für ihn versuchen, und fragte den Grevensteiner, ob sich in der Sache nichts rückgängig machen ließe, worauf dieser erwiederte: „mein kaiserlicher Herr, ein deutscher Ritter hält sein Wort, und nimmer kann ich das meinige zurücknehmen. Auch wird der Ritter Engelhard von Maienfels seine Rechte auf meiner Tochter Hand nicht aufgeben, und sie vertheidigen mit Schwerdt und Lanze gegen Jeden, der ihm zu nahe treten würde." „Nun," entgegnete der Kaiser, „da zeigt ihr mir eben den rechten Weg. Da die beiden Ritter um eure Tochter freien, so mögen sie um ihre Hand kämpfen, und ist das Turnier, das übermorgen stattfinden wird, die beste Gelegenheit. So mögen die Beiden einen Kampf unter sich ausmachen, und dem Sieger wird der Preis." Der alte Ritter schüttelte den Kopf und antwortete: „Herr Engelhard von Maienfels ist im Recht, und soll erst darum kämpfen? Doch, weil es euer Wunsch zu sein scheint, kaiserlicher Herr, so will ich ihn darum befragen, und so er den Kampf annimmt, möge es geschehen nach eurem Willen." Nun war aber Herr Engelhard von Maienfels ein mannhafter Ritter, der keine Furcht kannte, und es für eine Schande gehalten hätte, einen angebotenen Kampf auszuschlagen; daher rief er bei der Botschaft seines Schwiegervaters: „wohl, laß ihn kommen, diesen welschen Weiberknecht, Niemand soll sagen, daß ein

Maienfelser einem ehrlichen Strauß ausgewichen ist.“ Also bereiteten sich die beiden Ritter zu dem Kampfe, und der Kaiser setzte noch den Preis einer güldenen Kette für den aus, der der Jungfrau Bilhild Hand gewinnen würde. Da nun der Tag des Turniers herbei kam, so ritt der Maienfelser lustig in die Schranken, und machte alle Rennen mit, während der Wolfsecker ruhig außerhalb des Kampfplatzes auf seinem Pferde hielt, um seine Kraft für den letzten Strauß zu sparen. Fest hatte der Maienfelser im Sattel gesessen, und keine Lanze vermochte ihn bügellos zu machen, und als Sieger hielt er in den Schranken, als das Turnier vorüber war, seinen Gegner erwartend, der jetzt hereinritt. Dem Wolfsecker war bang zu Muthe, denn er verstand sich besser auf Gift und Dolch, als auf Lanze und Schwerdt, und der Kampf war ganz gegen seinen Wunsch, obschon er ihn nicht vermeiden konnte, weil ihn der Kaiser angeordnet hatte, und er sonst für einen Feigen erklärt worden wäre. Seine Bangigkeit war auch nur zu gegründet, denn er war dem mannhaften Maienfelser nicht gewachsen, und bei dem ersten Rennen verlor er Bügel und Sattel und lag im Sande zur großen Ergötzlichkeit der Zuschauer. Da riefen die Herolde laut den Maienfelser als Sieger in jeglichem Kampfe aus; dieser stieg vom Pferde und nahte sich dem Sitze des Kaisers, vor dem er sich auf ein Knie niederließ, um die goldene Gnadenkette zu empfangen. Der Wolfsecker hatte sich wieder aufgerichtet;

mit Grimm und Wuth im Herzen sah er sich besiegt und den Preis des Sieges sich entrissen; da fuhr ein Gedanke durch seine Seele, und eben als der Kaiser dem Maienfelser die Gnadenkette umhängen wollte, rief er mit lauter Stimme: „haltet ein, der Sieg ist durch Zauberei geschehen. Ich klage den Ritter von Maienfels an, daß er sich zauberischer Waffen bedient hat, die von der Macht des bösen Feindes geweiht waren. Und so er nicht gesteht, was die Wahrheit ist, so mag er sich reinigen durch ein Gottesgericht.“ Die Ritter und Frauen und das ganze Volk brachen in lauten Unwillen aus bei diesen Worten, denn Niemand hielt den edlen Ritter solcher Schuld für fähig; aber die Anklage der Zauberei war in damaligen Zeiten die schwerste von allen, und sie durfte auf keinem Ritter lasten, ohne daß er sich gereinigt hätte. Deßhalb zog der Kaiser seine Hand zurück und sprach: „was habt ihr zu erwiedern auf die Anschuldigung des Ritters von Wolfseck?“ Der also angeredete Maienfelser wußte anfangs nicht, wie ihm geschehen war; jetzt aber trat er in die Mitte des Platzes und rief mit donnernder Stimme im höchsten Zorne: „meine Waffen sind untersucht worden vor Anfang des Turniers von den Wappenmeistern und Kampfrichtern, wie es Recht und Sitte ist, und ich habe gesiegt durch den Willen Gottes und meines Armes Stärke. Der von Wolfseck aber ist ein schwarzer, giftiger Lügner, ein ehrloser Verläumder, Schmach und Schande auf ihn! Solches will ich beweisen mit

Schwerdt und Dolch gegen ihn und gegen Jeden, den es gelüstet, mit mir in die Schranken zu treten.“ Ringsum herrschte tiefe Stille nach den Worten des Ritters und der Wolfsecker war bleich vor Schaam und Grimm. Der Kaiser aber, der jetzt wohl einsah, daß sein Liebling nichts werth sei, sprach nach einer Pause: „also sei es! der Ritter von Wolfseck hat euch angeklagt der Zauberei und der Verbrüderung mit dem Bösen, und verlangt, daß ihr durch ein Gottesgericht euch reinigen sollt. Solches bestimmen wir demnach: es soll sein ein ehrlicher Zweikampf auf Leben und Tod, mit Schwerdt und Dolch, nach alter Ritterſitte, und heute auf den dritten Tag mögt ihr eurem Ankläger stehen und Gott wird der gerechten Sache den Sieg verleihen!“ Des Kaisers Worte fanden allgemeine Beistimmung, und Jeder freute sich, daß der häßliche Wolfsecker bestraft werden würde für seine böse Verläumdung, denn Niemand glaubte, daß er siegen könne. Dieser aber kam im höchsten Grimm nach Hause. Er hatte gehofft, daß der Kaiser auf die Feuer- oder Wasserprobe erkennen würde, da es auf einen Zweikampf hinauslief, war er in gräßlicher Angst, denn er fürchtete den starken Arm seines Gegners, und so sollte er zum zweiten Male einen Kampf bestehen, den er gar nicht gewollt hatte. In der Nacht, die auf das Turnier folgte, konnte er nicht schlafen, und je mehr er lag und sich herumwälzte, desto größer wurde seine Angst, daß er zuletzt ganz an der Möglichkeit des Sieges verzweifelte —

und sich für verloren ansah. Er wußte nun keine Rettung mehr. Stellte er sich krank, so konnte er höchstens einen Aufschub erwirken, nahm er die Flucht, so war er ehrlos, und alle Lebensfreuden waren für ihn verloren. In dieser Noth vertraute er sich seinem Diener, einem boshaften, hämischen Menschen, den er aus Welschland mitgebracht hatte. Tückisch verzog dieser das Gesicht bei der Rede seines Herrn, und meinte lächelnd, in Welschland wisse man in solchen Fällen leichten Rath, und ein gut angebrachter Dolchstoß von sicherer Hand sei das beste Mittel, sich eines überlästigen Feindes zu entledigen. Davor erschrack der Wolfsecker gewaltig, und verbot seinem Diener, ferner davon zu sprechen. Als aber wieder 24 Stunden vergangen waren, als seine Angst immer größer wurde, und sich kein Mittel zu seiner Rettung bot, sprach er wiederum mit seinem Diener, und da dieser allerlei vorzubringen wußte, das Gewissen seines Herrn einzuschläfern, gab er ihm in seiner Angst den schrecklichen Befehl, den Maienfelser heimlich zu ermorden.

Nun wohnte dieser in einem Schlosse unweit Worms bei einem Freunde, und man wußte, daß er sich jeden Abend in einem Weiher zu baden pflegte, der unweit der Wohnung seines Freundes lag. Dort beschoß der Welsche den Ritter zu überfallen. Von der fürchterlichsten Angst und Unruhe gepeinigt, ging der Wolfsecker umher, bis sein Diener zurückkam und ihm Botschaft brachte, daß das Bubenstück vollbracht sei, und als er endlich die Kunde vernahm, es sei wirklich

gelungen, erschrack er vor seiner eigenen That. Dabei aber überfiel ihn die Furcht, sein Diener möchte ihn belogen und seinem Feinde verrathen haben, denn ein Bösewicht traut dem andern nicht, und nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen, rief er diesen und befahl ihm, ihn hinauszuführen, damit er sich von seines Gegners Tode überzeuge. Der Diener erfüllte seinen Befehl. Als nun der Wolfsecker an den Weiher kam, und Blutspuren bemerkte, als der Diener ihn zu einer versteckten Stelle führte, wo der Leichnam des Ermordeten unter Dornen und Steinen versteckt lag, als er das bleiche, von Blut überströmte Gesicht seines edlen Feindes sah, den ein Bolzenschuß aus dem Gebüsche heimtückisch zu Boden gestreckt hatte, faßte ihn der Schauder seiner eigenen That, und der Schrecken seines eigenen Gewissens; er warf sich auf sein Pferd und jagte in vollem Rennen nach Worms zurück, bis er in seine Wohnung gelangte. Durch das Zureden seines Dieners und vieles Weintrinken gewann er so viel Fassung, daß er sich zu dem bevorstehenden Kampfe vorbereiten konnte, der ein Possenspiel werden sollte, denn sein Gegner lag ja erschlagen von tückischer Mörderhand. Als nun der Morgen heraufgezogen war, füllten sich die Schranken mit unzähligem Volke, mit Rittern und Herren, denn Alles wollte Zeuge des Gottesgerichtes sein. Zuletzt kam auch der Kaiser und nahm ernst und schweigend seinen Sitz ein, worauf er dem Herold den Befehl gab, den Kampf beginnen zu lassen. Dieser gebot

Ruhe und verkündete laut, daß der Ritter von Wolfseck einen ehrlichen Kampf ausfechten werde mit dem Ritter von Maienfels, wegen Beschuldigung, im Turniere bezauberte Waffen geführt zu haben. Darauf las er die Gesetze vor, daß Niemand sich in den Kampf mischen sollte, noch die Kämpfer durch Zeichen oder Zuruf ermuthigen oder stören, bei dem Verluste der rechten Hand oder des Kopfes. Ringsum herrschte tiefe Stille, und der Herold ließ die Schranken öffnen. Der Ritter von Wolfseck ritt herein, vom Kopf bis zu den Füßen gerüstet, neigte sich vor des Kaisers Majestät und stellte sich trotziglich auf seinen Platz. Sein Trotz aber war nichts als verkappte Angst, denn ihm schlug das Herz gewaltig im Bewußtsein seiner Buberei. Alles Volk schaute sich jetzt um, wo der Maienfelser bliebe, denn von ihm war keine Spur zu finden, und Niemand hatte ihn gesehen. Der Herold aber gebot abermals Ruhe und ließ den ersten Trompetenruf erschallen. Der Ton durchzuckte die Glieder des Wolfseckers mit Grausen, aber er ermannte sich und dachte, sein Gegner könne ja nicht kommen. Das Volk wurde unruhig, denn auf der weiten Straße ließ sich nichts sehen, was einem Ritter glich. Da erscholl der zweite Trompetenruf. Aber immer noch kam nichts, wie die Leute sich auch abmühten, auf der fernen Straße etwa eine Staubwolke zu erblicken. Die Freunde des Wolfseckers wurden laut und sprachen: der Maienfelser käme nicht und bekenne sich schuldig damit; auch der Kaiser war der Meinung

und sein Sinn wurde wieder freundlicher gegen den Wolfsecker, dem er unrecht gethan zu haben meinte, und er winkte dem Herold zum dritten Trompetenstoß. Kaum aber war der verklungen, so rief eine Stimme: er kommt! und tausend Köpfe drehten sich und tausend Stimmen riefen nach: er kommt! er kommt! Noch bleicher wurde der Wolfsecker und vermochte sich kaum auf dem Pferde zu erhalten, denn auf der Straße erhob sich eine Staubwolke und kam näher und näher, und siehe, man gewahrte einen Ritter, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gerüstet. An seinem Helmbusch trug er die Farben des Maienfelsers, auf seinem Schilde das Wappen desselben. Brausend kam der Rappe näher, der ihn trug, lauter Jubel empfing ihn und jetzt sprengte er in die Schranken. Und der Herold gebot Ruhe und trat zuerst zum Wolfsecker und begehrte, daß er schwöre, mit ehrlichen Waffen zu kämpfen, ohne List und Gefährde. Bebend besteht dieser den verlangten Eid. Darauf trat er zu dem schwarzen Ritter, der sein Visir geschlossen hatte, und forderte auch von ihm denselben Eid. Der aber hob die drei Finger schwörend gen Himmel und neigte den Kopf. Wind und Sonne wurden getheilt zwischen den Kämpfern und der Kaiser gab das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Laut schmetterten die Trompeten und die Ritter legten die Lanzen ein. Als sie aber gegen einander ritten bei dem zweiten Trompetenrufe, stieß der Wolfsecker einen gräßlichen Schrei aus. Hoch auf bäumte sich sein sonst so

sanftes Roß und überschlug sich mit ihm, daß er mit zerbrochenem Genicke am Boden lag. Der schwarze Ritter aber hob drohend seine Lanze gen Himmel, wandte sein Roß und sprengte in Windeseile von dannen. Als nun das Volk, das anfangs erstaunt und erschrocken war, wiederum laut wurde, und man den Wolfsecker aufhob, war er todt. Sein Gesicht war verzerrt von schrecklicher Angst, und im Augenblicke kam der Herr von Grevenstein in großer Eile auf den Kampfplatz geritten und berichtete dem Kaiser, daß man den Maienfelser nach langem Suchen ermordet im Walde gefunden habe. Da erkannte alles Volk das Gericht Gottes, das furchtbar über den Wolfsecker hereingebrochen war, und weit und breit im deutschen Lande erzählte man von diesem wahrhaften Gottesgericht.

XIII.

Der Götzenthurm zu Möckmühl.

Die Stadt Möckmühl ist in einer anmuthigen Gegend an der Jagst gelegen. Welcher Fremde vom Gebirge herüber kommt, auf den macht sie einen freundlichen Eindruck, wie sie so tief unter ihm liegt und von ihrer stattlichen Burg überragt ist. Die alten

Stadtmauern mit ihren bemoosten Thürmen, die Wälle und Zwinger der Stadt, zu denen die neue großartige Brücke hinüberführt, geben ihr den romantischen Anblick des Alten und die stattliche Ansicht des Neuen zugleich. Vor Allem richten wir unsere Blicke auf die Ueberreste der alten Burg (den Götzenthurm), welche durch den Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand hauptsächlich berühmt geworden ist. Diese Burg steht mit der Stadt in der innigsten Verbindung. Ihre äußeren Mauern reichen bis in die Stadt hinab, und bilden in ihrer Fortsetzung eigentlich die Umfangsmauern derselben, wie wir es bei vielen kleineren Städten finden, die den Burgen ihre Entstehung zu verdanken haben, indem nämlich die Hintersaßen unten am Berg ansiedelten, und sich noch in den Umkreis und Schirm der weiter ausgedehnten Burgmauer stellten. Wie die Mauern des alten Schlosses mit der Stadt zusammenhängen, so hängt auch die Geschichte desselben mit der Geschichte der Stadt zusammen.

Ueber die Entstehung und den etwas seltsam klingenden Namen der Stadt Möckmühl berichtet das alte Möckmühler Stadtbuch also: im Jahr 492 baute Bendekar, der Allemannier und Schwabenkönig, als derselbe in den Odenwald uf der Gejaid, das Wild zu jagen, eine Raiß für hatte, nach solcher Jagd ein Bergschloß und Nothwehr wider die Franken. Sein Weib hieß Emoca Emilia, des Herzogs Tochter

von Resin aus Italien, was ihn veranlaßte, seine Burg Emocamil — Möckmühl — zu nennen.

Alt ist immerhin der Ort Möckmühl, denn schon ums Jahr 800 übergibt nach den Traditionen des Klosters Fulda eine gewisse Truhtilt ihre Güter im Jagesgewe (Jagstgau) im Weiler Metamülin an das Kloster zu Fulda, ebenso ein gewisser Adalhart sein Eigenthum im Weiler Ruchesheim im Dorfe Mettamulin, endlich ein Blesuint seine Güter in Megitamulin. Bald nach dieser Zeit befindet sich eine Kirche zu Möckmühl, denn Bischof Wolfger von Würzburg übergab im Jahr 815 seinen Zehenten zu der Kirche, welche erbaut ist in einem Weiler, genannt Mechitamulin. Im Jahr 846 erscheint Möckmühl sogar als ein Markbezirk, denn in diesem Jahr bezeugt Bischof Hatto von Fulda, daß er einen Hof in der Mechitamuliner Mark u. s. w. gegen Güter in Eiterfeld vertauscht habe.

Im Jahr 976 schenkt Kaiser Otto der bischöflichen Kirche zu Worms die Abtei Mosbach, sammt dazu gehörigen Orten, darunter auch Mechedemulin.

Am Ende des 11. Jahrhunderts nennt sich ein Geschlecht, vielleicht höheren Adels, von Möckmühl; ein Sigefrid von Mechedemulen zeugt ums J. 1085—1090 in einer Comburger Urkunde. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind die Dynasten von Hohenlohe im Besitz Möckmühls, das bereits ein Städtchen war. Doch erscheinen noch im Jahr 1289 Poppo, Marquard und Erlewin, Gebrüder, ge-

nannt von Möckmühl, mit ihrer Mutter Friderun a als Lehensträger eines Gotzo von Hohenlohe. Im Jahr 1292 verkauft die genannte Friderun a, Erlwins von Möckmühl Wittwe, mit ihren bereits genannten Söhnen an das Kloster Gnadenthal mit Consens des edlen Herrn von Schelklingen, genannt von Hohenloh, einen Zehenten. Die genannten Herren sind wahrscheinlich Burgmannen der Edelherren von Hohenloh auf Möckmühl gewesen. Albert II. v. Hohenloh, Enkel des Grafen Gottfried von Romaniola, ist wohl der Erste gewesen, der zu Möckmühl seinen Wohnsitz genommen. In einer Urkunde vom Jahr 1293 erscheint er mit dem Titel „Herr der Stadt Möckmühl", indem er einen von seinem Bruder Gottfried gestifteten Jahrstag im Kloster Seeligenthal (nicht fern von Möckmühl) bestätigt; deßgleichen gibt er im selben Jahr Zeugniß wegen gewisser von dem Kloster Seeligenthal erkauften Güter zu Ruchsen. Seine Gemahlin war eine Tochter des Grafen Ulrich von Schelklingen. Noch vor ihm in der schon genannten Urkunde vom Jahr 1292, sowie in einer zweiten von demselben Jahr kommt sein gleichnamiger Sohn Albrecht vor unter dem Namen von Schelklingen, genannt von Hohenloh, der gleichfalls seinen Sitz zu Möckmühl hat. So erscheint er im Jahr 1316 als „genannt von Möckmül und im Jahr 1324 Albrecht von Hohenloh, „der da gesessen zu Möckmühl", sowie auch noch im Jahr 1333. Albrecht von Hohenlohe zu Möckmühl starb im Jahr 1338 und liegt im

Kloster Schönthal am nördlichen Eingang in der Kirche begraben, wo er das bekannte schöne Grabmal mit Statue und Wappen hat. Sein Sohn Albrecht wurde Johanniter und starb ums Jahr 1340. Schon vor des Letztern Tod war Möckmühl an das Hochstift Würzburg übergegangen, denn sein Vater Albrecht von Hohenlohe hatte im Jahr 1306 für den Fall kinderloſen Ablebens daſſelbe dem Hochstift verschrieben. Das Hochstift vertauschte im Jahr 1339 diesen Beſitz wieder an Gottfried von Hohenlohe-Weikersheim. Von Gottfried kam Möckmühl wohl an seinen Bruder Kraft; deſſen Enkel Kraft und Gottfried ſind die Gründer des Möckmühler Stifts, das auf dem Schloßberge erbaut wurde, zufolge des Stiftungsbriefs vom Jahr 1379, welcher im Auszuge alſo lautet: „wir Kraft und wir Gottfried, Gebrüder von Hohenloh u. ſ. w. ſo haben wir mit geſundem Leibe, mit guter Vorbetrachtung und mit Rath, Willen und Gunſt unſrer beſten Freund und beſonders unſrer lieben Brüder Ulrich, Johanſen und Friedrich von Hohenloh gedacht, durch unſrer und der jetztgenannten unſrer lieben Brüder, unſers Vaters ſeeligen, unſer lieben Mutter, und auch durch unſrer Geſchwiſtrig und auch Altvordern Seelen-Heils willen, einen Stift und ein Samenung zu ſtiften von weltlichen Prieſtern in unſer Kirchen, die wir gebauen haben in unſrer Stadt Möckmühl *vor der Burg*, im Würzburger Bisthum gelegen u. ſ. w.“ In demſelben Jahr noch wurde dieſe Stiftung von Biſchof Gerhard von Würzburg,

der sie auch veranlaßt hatte, im Besitze der ihr zugewiesenen Güter und Rechte bestätigt. Die Stiftung wurde „unsrer lieben Frauen" geweiht, und führte daher den Namen „Frauenstift." Von seinen späteren Erwerbungen ist zu erwähnen, daß der Reichserbkämmerer Conrad von Weinsberg mit seiner Gemahlin Anna den Kirchensatz zu Steinsfeld an das Stift verkaufte. Das Stift blühte noch im Jahr 1484. — Im Jahr 1445, nachdem Möckmühl, Stadt und Burg, wohl mehr als 150 Jahre im Besitz der Edelherren und Grafen von Hohenlohe gewesen war, verkauften Kraft und Albrecht von Hohenlohe-Weikersheim Beides an den Pfalzgrafen Ludwig um 26000 fl. Schon im Jahr 1457 erwarb Haus Wirtemberg Ansprüche auf Möckmühl, denn die Gemahlin des Grafen Ulrich von Wirtemberg, Margaretha, Wittwe eines Pfalzgrafen, hatte unter Anderem die Burg und Stadt Möckmühl als Widum erhalten. Aber dieser Besitz ging wieder verloren, als Graf Ulrich im Jahr 1462 in die Gefangenschaft des Pfalzgrafen Friedrich gerieth, wo er auch auf das Widum seiner Gemahlin wieder verzichten mußte. Im Jahr 1504 im Pfälzer Krieg nahm der jugendliche kriegsfreudige Herzog Ulrich die Stadt und Burg Möckmühl nebst Weinsberg und Neuenstadt ein, und wurde von Kaiser Maximilian im Besitze dieser Stadt bestätigt. Herzog Ulrich setzte einen Vogt auf die Burg. Im Jahr 1512 soll es der Ritter Conrad Schott gewesen seyn. Auf ihn folgte der Ritter Götz von Berlichingen mit

der eisernen Hand. In einer ernsten und schweren Zeit, im Jahr 1519, als Herzog Ulrichs Noth anging, wurde ihm sein Amt übertragen; einen treueren Vogt für seine Burg hätte der unglückliche Fürst nicht finden können. Hören wir des Ritters eigenen naiven Bericht, wie er vom schwäbischen Bund zu Möckmühl belagert und schmählich gefangen wurde.

„Es hätt der Bund damals (1519) das ganze Wirtembergisch Land, alle Vestungen, Schlösser, Städt und Häuser gewonnen und eingenommen, allein der Asperg ausgenommen, der hielt noch etliche wenige Tage, und zog doch nichts desto weniger der Bund herab, der Meinung, daß sie mich wollten übereilen, und mich aus der Mäusfallen nehmen, wie dann schon die Katzen vor der Mäusfallen lagen, und warteten auf das Mäuslein, daß sie es fressen wollten, wie auch geschah, und ich darob gefangen wurde..... Damit ich auf das kürzeste anzeig', wie es mir damalen gangen ist, so zogen die Bündischen vor Möckmühl und in die Stadt hinein, wie denn die Stadt auch wider mich war, und forderten das Haus und Schloß, darauf ich war, auf, theidigten und handelten lange mit mir, daß ich sollte das Haus aufgeben, als nemlich Johann von Hattstein, Hans von Ehrenberg und Florian Geier, dann ein Zeug- und Büchsenmeister, und Andere, die ich nicht alle weiß und gekannt habe. Und fing nemlich der Büchsen- und Zeugmeister an, wer er denn gewest, und sagt: wenn er's nicht gern will aufgeben, so gebt ihm kein gut

Wort! Und war darauf die Sach angerichtet und getheidigt, daß sie mich und die Meinigen, die bei mir in der Besatzung lagen, mit unsrem Leib, Hab und Gut, auch mit Gewehr, Harnisch und Pferden, wie denn ein jeglicher hätte, frei wollen abziehen lassen. Sie hätten das Geschütz auch schon zum Theil hinaufbracht zu der Kirchen bei dem Schloß gleich für das Thor, die man die Dechanei genannt hat. Nun waren ich und meine Verwandten, die bei mir in der Besatzung lagen, dieser Betheidigung wohl zufrieden, denn wir hätten nit mehr, dann noch drei Malter Mehls im ganzen Haus, so hatten die Burger in der Stadt die Kasten und Keller innen, daß wir Nichts mehr zu essen bekommen mochten; auch hatten wir noch etliche Schaaf, die ich den Burgern vor der Stadt nahm, ließ sie zusehen und trieb sie auf das Schloß; davon wir uns auch ein wenig erhielten. So hatten wir auch keine Kugel mehr zu schießen, denn was ich aus den Fenstern, Thürangeln, Zinn und was es war, zuwegen bracht, daß ich dennoch wieder zu einem Anlauf gefaßt war. Dazu hatten wir kein Wasser, das wir den Pferden geben mochten, und auch keinen Wein mehr, dann, was mein war, den mußten wir und unsre Pferde trinken, und uns behelfen. Und war keine Frucht und Haber mehr droben, dann was mein war, wiewohl es auch nit viel war; da mußten uns auch von enthalten, dann die Burger, wie gemeld't, hatten den Kasten innen, und ich nicht, also, daß wir ohne das Hungers

halben hätten davon ziehen und entweichen müssen. Nun vermeinet ich aber auf vermeld'te Theidigung nicht anders, dann es sollt seyn und dabei bleiben, wie abgeredt und mir zugesagt war. Ich und meine Gesellen, die bei mir waren, verließen uns auch darauf und vermeineten, es sollt dabei bleiben, denn ich wollte schon herauskommen seyn. Daß es wahr ist, so half ich meines Herrn Dienern redlichen heraus, als nemlich Wolf Endrissen von Weiler und andern mehr seiner Gesellen von Adel und andere, die ungefährlichen zu mir gekommen waren. Da wollte ich auch so wohl als ihrer einer heraus kommen seyn, aber ich verließ mich auf ihr Zusagen, und vermeinet, sie würden mich erzählter Maßen ziehen lassen, welches aber nicht beschehen. Denn wie sie mir Glauben gehalten, das siehet man und hat es wohl gehört, dann ich lag darob nieder und wurden meine Knechte und Gesellen erwürgt und erstochen; so fehlete es mir auch nit weit. Und daß es noch mehr ist, so haben mir die Bündischen selber vertraulicher Meinung, ehe ich gen Sulm in das Lager kam, die auf dem Feld auf mich stießen, gesagt und angezeigt, daß der oberst Bundes Hauptmann Befehl gab, mich nit leben zu lassen, so gewiß haben sie es gehabt, und wollt deß noch Mehr anzeigen, aber es ist nit vonnöthen."

Aus diesen eigenen Worten des Ritters Götz von Berlichingen geht hervor, daß er nach scharfer Belagerung der Burg von Seiten der Bündischen endlich in Folge eines Akkords auf Treu und Glauben mit

der noch übrigen Besatzung die Burg verlassen, aber unterhalb der Burg niedergeworfen und gefangen wurde. Anders berichtet ein Schreiben Herrn Wolfs von Schonburg an Herzog Georg von Sachsen vom Jahr 1519, welches in dem trefflichen, erst dieser Tage erschienenen Prachtwerk „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen“ mit Urkunden herausgegeben von dem Grafen Friedrich v. Berlichingen, Leipz. bei Brockhaus 1861, S. 208 zu lesen ist. Diesem zufolge war es Herr Wolf von Schonburg, der vor der Burg lag, und „der etliche Sprach mit Götzen gehalten; als er aber das Schloß nit geben wollen, hat ihm der Bund tausend Knecht zu Hülfe geschickt und etliche Büchsen, mit denen er das Schloß belagerte. Als es aber Götz gesehen, und nit getraut, das Schloß vorzuhalten, ist er in der Nacht ungefährlich 60 Mann stark hinten zu dem Schloß hinauskommen, daselbs die Fußknechte Götzen und etliche der Seinen gefangen, auch etliche erstochen worden, und etliche wieder in das Schloß kommen. Als aber er und seine Reuter die Thore geöffnet und hineinkommen, haben sie dieselbigen auch gefangen, und die Knechte haben Götzen von Berliching dem Bund für 2000 Gulden überantwort und Götz gen Heilbronn in die Herberg vertagt.“ Dasselbe schrieb auch Wilhelm Truchseß von Waldburg an denselben Herzog Georg von Sachsen.

Wir finden in diesen beiden Berichten eine große Differenz mit der Erzählung des Ritters, finden aber

doch die letztere glaubwürdiger. Wir halten das Schreiben Herrn Wolfs von Schonburg nur für eine Beschönigung des Verraths, der von Seiten der Bündischen an Götz verübt wurde. Wenn aber je Götz beim Anblick der 1000 Knechte in der Nacht hinten zum Schloß hinaus entronnen seyn sollte, so hat er doch zuvor, seinem Herrn getreu, sich ritterlich vertheidigt, ehe er seine Haut salvirte. —

Noch zeigt man die Stelle, wo Götz von den Knechten des Bundes schmählich niedergeworfen wurde — es geschah auf dem sogenannten Bohnacker hinter der Burg. — Hier auf der Burg Möckmühl hat sich Götz von Berlichingen jedenfalls durch seine Treue verewigt, hier steht er noch vor uns in seiner wahren Heldenglorie!

Die vom schwäbischen Bund eroberte Burg, sowie die Stadt Möckmühl verkaufte Carl V. im Jahr 1521 an den Bischof Conrad von Würzburg, nicht als durch einen ewigen Kauf, sondern eine Pfandschaft. Als aber Herzog Ulrich nach Wiedereroberung seines Landes solche im Jahr 1536 wieder einzulösen begehrte, so wollte der damalige Bischof die Lösung nicht gestatten, ungeachtet der Herzog ihm erwiesen, daß der Bischof vermöge der mit ihm aufgerichteten Verträge von dem Herzogthum weder kauf- noch pfandweise Etwas hätte annehmen sollen. Nach dem Abgang dieses Bischofs besann sich dessen Nachfolger, Conrad von Bibra, eines Besseren, und die Burg, Stadt und Amt wurden im Jahr 1542 um 40,000 Gulden wieder eingelöst. Nach der Nördlinger Schlacht schenkte Kaiser

Ferdinand II. die Probstei zu Möckmühl sammt Stadt und Schloß dem Bischof Anton zu Wien, welcher solche dem Hochstift einverleibte, auch einen Amtmann Namens Lohrbacher hinsetzte, der aber die in jenen Kriegszeiten ohnedieß verdorbenen Unterthanen noch mehr aussog, so daß Herzog Eberhard, als er im Jahr 1638 wieder in den Besitz seiner zu dem Herzogthum gehörigen Orte gelangte, die nicht an kaiserliche oder bairische Minister verschenkt waren, seinen Obristlieutenant Peter Pflaum schickte, um seinen unterdrückten Unterthanen Hülfe zu schaffen und die Stadt wiederum einzunehmen. Dieser griff auch die Sache so geschickt an, daß er, als der bischöfliche Amtmann auf die Hasenjagd geritten war, mit etlichen wenigen bewaffneten Leuten vor die Stadt kam, der Thore sich bemächtigte und von der Bürgerschaft mit Freuden aufgenommen wurde, während sie dem Lohrbacher das Thor vor der Nase zuschlossen. Solcher Gestalt blieb Herzog Eberhard im Besitz Möckmühls und wurde auch im westphälischen Frieden darin bestätigt. — Ueber frühere Begegnisse der Stadt und Burg wissen wir Wenig zu berichten. Im Jahr 1519 mag letztere wohl etwas gelitten haben, doch war sie noch im 16. und 17. Jahrhundert nicht nur bewohnbar, sondern sogar ein schönes Schloß zu nennen. Im Jahr 1607 saß Junkherr Hans Reinhard von Berlichingen, ein Enkel des Ritters mit der Eisenhand, als Oberamtmann auf dem Schlosse zu Möckmühl; auch spätere Oberamtleute, welche zugleich Zent-

grafen des Möckmühler Zentgerichts gewesen, bewohnten noch das Schloß. Als die Franzosen im Jahr 1642 die Stadt Möckmühl erbärmlich ruinirten, da mag auch das Schloß nicht verschont geblieben seyn. Wenigstens ging um diese Zeit auch die Stiftskirche ihrem Untergang entgegen, in der noch im Jahr 1616 Jakob Frischlin, der Verfasser der schönen Beschreibung von der Stadt Möckmühl, viele Grabmale, unter andern das am Hochaltar befindliche Denkmal des Grafen Kraft von Hohenloh und seiner Gemahlin Elisabeth von Spanheim gesehen. Die Stiftsgebäude blieben jedoch länger erhalten; sie dienten noch am Schluß des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts dem Keller, dem Schultheißen und Verwalter zur Wohnung. Gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts waren von der Frauenkirche nur noch die Umfangsmauern zu sehen, die nach und nach vollends abgetragen wurden. So erging es auch dem Schlosse; es zerfiel, wie so manche andere Burg, da man ihr wenig Aufmerksamkeit schenkte. Da nahmen sich die Bewohner der Stadt der in Abgang gekommenen Burg an, und rissen sie zum Theil nieder, denn die schönen Steine waren gut zu verwenden. Nach und nach wurden auch die Arme abgerissen, welche die Stadt viele Jahrhunderte lang umschlossen hatten. Nur der Götzenthurm auf der Burg mit seinem Satteldache blieb ganz wohl erhalten, während die vier Eckthürme von uralter Struktur, sowie die Umfangsmauern mit Gurtbögen wenigstens zur Hälfte

abgetragen wurden. So sehen wir das Schloß noch auf einer lithographirten Abbildung aus dem ersten Jahrzehent des 19. Jahrhunderts.

Seitdem hat freilich die schöne Ruine an Umfang und Höhe bedeutend abgenommen, und zuletzt wird nur noch der Götzenthurm auf dem Schloßberge ragen.

Götz von Berlichingen,

der treue Vogt auf dem Schlosse Möckmühl im Jahr 1519.

Herrn Ulrichs Burgen sind gefallen,
Von vielen stehet eine noch —
Es ist die treueste von allen,
Mit ihrem Thurme stolz und hoch.

Möckmühl steht noch — es sitzt dort Einer,
Der hält die Burg in treuer Hut —
Ja wohl, wie dieser war noch keiner
Ein Vogt so wacker, fest und gut.

Kennt ihr den Götz von Berlichingen,
Den Ritter mit der Eisenhand?
Ihn konnte kein Verrath umschlingen,
Er blieb dem Herrn treu zugewandt.

Halt aus Möckmühl! die Feinde drängen,
Die sich gelegt in Jagstthals Grund,
Sie rücken näher und umringen
Die Burg die Herrn vom Schwabenland.

Treulos hat sich die Stadt ergeben
Dem Feind — doch Götz auf hohem Schloß
Schaut wie ein Adler ohne Beben
Hernieder auf der Feinde Troß.

Bald ruft ein Herold von der Brücke:
„Gebt auf, Herr Götz, das Schloß zur Stund!“ —
„Scher' dich!“ ruft Götz mit höhn'schem Blicke,
„Und grüß fein schön die Herrn vom Bund.

„Holt selbst das Mäuslein aus der Falle,
Auf mich ist es doch abgeseh'n;
Und sput' dich, daß du kommst vom Walle,
Für deine Haut kann ich nicht steh'n.“

Götz gibt dem Herold Gruß und Segen —
Ein Stückschuß brummt ihm in das Ohr,
Und bald folgt noch ein Kugelregen
Von kecken Schützen auf dem Thor.

„Götz will nicht?“ fragt der Florian Geier,
Der Ritter keck im Lager dort —
„Wart Götz, dein Weigern kommt dir theuer,
Wir geben dir kein gutes Wort.

Hinauf die Schlänglein und Karthaunen
Zur Höh', dort trifft der Stückschuß recht —
Wir wollen Eins ins Ohr ihm raunen,
Drob soll bald zittern Herr und Knecht.“

Und bald geht an ein hölliſch Feuer,
Es praſſelt laut auf Thurm und Dach.
Nur zu! ein Ritter brav und theuer
Iſt auf der ſtarken Veſte wach.

Statt fünfzig Schüſſen krachen hundert
Vom Schloß aus der Karthaunen Mund,
Sie ſchauen aufwärts hoch verwundert
Die Ritter von dem Schwabenbund.

„Bei Sanct Georg, das heißt ſich wehren!"
Ruft Hans von Hattſtein zornentbrannt,
„Doch wollen wir ihn baß bekehren,
Den Ritter mit der Eiſenhand.

Die Fetten machen wir bald mager
Dort droben in dem feſten Haus —
Wir thun uns gütlich in dem Lager,
Bis dort verhungert Mann und Maus."

Doch denen droben wird nicht bange,
Sie haben Brod noch, Fleiſch und Fiſch,
Und reicht das Waſſer nicht mehr lange,
Sie haben Jagstwein hell und friſch.

Sind auch die Kugeln bald verſchoſſen,
Vom Fenſter nimmt man Blei und Zinn,
Und naht bald Mangel, unverdroſſen
Iſt Götz der Mann mit feſtem Sinn.

„Ihr Herrn, wir können lang noch liegen
Im Jagstgrund vor dem starken Schloß,
Vielleicht gewinnen wir's mit Trügen" —
Spricht einer vom Belagrertroß.

„Noch einmal kommt mit glatten Worten,
Und sagt ihm frei Geleite zu,
Vielleicht ist Götz doch mürb geworden —
Wir faulen sonst in feiger Ruh.

Im Lager wollt ihr mit ihm dingen
Und theidigen — so schwatzt ihm vor —
Vielleicht, daß wir ihn gütlich bringen
In's Lager und er öffnet's Thor.

Ihr dürft ihm ja das Wort nur geben —
Habt ihr ihn, ist gewiß der Lohn;
Hochgültig ist ein solches Leben,
Wir fahnden ja längst auf ihn schon."

Sie stimmen all' zum losen Rathe —
Ein Herz voll Untreu gab ihn ein;
Der Trugmann will auf falschem Pfade
Zum Mann voll Treu der Sendling seyn.

O trau nicht, Götz, des Trügers Worten! —
Er traut und steigt vom Schloß herab —
Ein Unglücksgang — es ist geworden
Dem Freien seiner Freiheit Grab.

Sie werfen Götz, den Starken, nieder;
Jetzt heißt's: Philister über dir!
Sie sah'n den Ritter fest und bieder,
Des Ritterthumes letzte Zier.

Er fällt, doch er erhebt sich wieder,
Ob auch das Schwert der Faust entwandt;
Er schlägt noch manchen Feigen nieder
Mit seiner festen Eisenhand.

Wohl ist es dem Verrath gelungen —
Den Untreu'n winkt ein schlechter Lohn.
Götz, auch besiegt, bleibt unbezwungen,
Und Treue trägt den Sieg davon.

Der Ritter Namen sind verklungen,
Ihr Ruhm verging — ein leerer Schall —
Doch Einer wird noch lang besungen,
Sein Name überdauert All'!

Jetzt und noch in den spät'sten Tagen,
So lange Treu' bei Treuen gilt,
Wird man von Götz dem Ritter sagen,
„Treu" war sein Spruch und Wappenschild.

Ottmar.

XIV.

Kloster Blaubeuren.

Umgeben von hohen, steilen Felsenmassen an ebenso steilen Bergwänden, welche mit Ruinen alter Schlösser und Burgen gekrönt sind, liegt in einem tiefen Thaleinschnitte der schwäbischen Alb auf saftiggrünem Wiesengrunde die Stadt und das Kloster Blaubeuren an der Ach und dem Ursprung der Blau. Die Stadt ist mit Mauern und zum Theil noch mit Gräben versehen und hat Thore und eine Vorstadt. Durch sie zieht die Landstraße von Urach nach Ulm, und eine andere durch das Achthal nach Ehingen.

Ueber den Namen der Stadt und des Klosters sind verschiedene Ableitungen versucht worden; die natürlichste und richtigste ist aber wohl die von der Blauquelle, an der die Stadt liegt, Blautopf, (Blauborn, Blaubronn) genannt. Buron, Bronn, Born, bezeichnet im Altdeutschen, wie auch noch jetzt, eine Quelle; Blauburon wurde der Name ehemals häufig geschrieben und Blavifons übersetzten ihn die alten Klostermönche.

Als eine Naturmerkwürdigkeit müssen wir den sogenannten Blautopf noch besonders erwähnen. Er liegt hinter den Klostermauern am Fuße der steilen, felsigen Albwand, die sich hier halbkreisförmig erhebt. Seinen Namen hat er von der trichter- oder

topfartigen Form des Beckens und der Farbe des Wassers. Er bildet einen großen, runden Kessel, dessen eine Hälfte noch in den Fuß der schroffen Bergwand eingeschnitten ist. Die dunkle, vollkommen blaue Farbe der Quelle, ihre verborgene Tiefe, die von der Bergseite das Becken umgebenden, überhängenden, reichbelaubten, das Dunkel der Quelle vermehrenden Bäume und die wilde Natur der ganzen Umgebung geben derselben ein eigenthümliches, feierliches und geheimnißvolles Ansehen. Kein Wunder daher, wenn sie in alten Zeiten als heilig gehalten wurde, und das Volk sich noch jetzt mit abentheuerlichen Vorstellungen davon trägt. Der Durchmesser des Blautopfs beträgt 125 bis 130 Fuß, seine größte Tiefe, im Jahr 1829 gemessen, in der Mitte 71 Fuß, gegen den Rand hin abnehmend, ein Verhältniß, das die schönste Kesselform ergibt. Die blaue Farbe der Quelle verstärkt sich mit zunehmender Tiefe, und nur am Rande, wo die Vegetation einwirkt, fällt sie ins Grüne. Sonnenschein, klarer oder trüber Himmel und Jahreszeit lassen übrigens mannigfache Farbenübergänge wahrnehmen. Chemische Untersuchung hat durchaus keinen metallischen oder sonstigen färbenden Stoff entdecken lassen und die Blau behält ihre Farbe bis zum Ausfluß in die Donau. Gewöhnlich ist die Oberfläche des Blautopfes spiegelglatt, und der Abfluß äußerst ruhig, nur bei anhaltendem Regenwetter trübt sich die Quelle, die Wassermasse nimmt zu und wird unruhig.

Bei rasch eintretendem Schneeschmelzen im Frühjahr sind zuweilen ganz deutlich die Zuströmungen von unten nach oben zu bemerken. Stärker oder schwächer, rascher oder langsamer heben sich dann in dem Topfe mehrere von einander wohl zu unterscheidende Wassersäulen empor, deren ringförmige Wellen sich in einander verschlingen und ein unaufhörlich sich erneuerndes Spiel der Wassermasse erzeugen. Man kündigt diese Erscheinung einander mit den Worten an: „der Topf siedet." Im Jahr 1641 soll der Blautopf so stark angelaufen und so drohend geworden seyn, daß Stadt und Kloster in Gefahr waren, ein Bettag gehalten, eine Prozession zu der Quelle veranstaltet und zur Versöhnung der erzürnten Gottheit zwei vergoldete Becher hineingeworfen wurden, worauf das Toben nachgelassen habe.

Wahrscheinlich war das ganze Blauthal vor der Gründung menschlicher Wohnungen in demselben ein Sumpf. Das Hervorbrechen der Blauquelle, des Blautopfs war von einem gewaltigen Erdsturz begleitet, der von der hohen Gebirgswand erfolgte, und über den am Fuße dieser Wand liegenden Blautopf weg einen Erdrücken aufhäufte, auf welchem das Kloster erbaut wurde, und zwar, wie man sagt, mitunter auf einem Rost. Die Sage will ferner, daß vor Zeiten wenige hundert Schritte unterhalb der Blauquelle an diesem Flusse eine Kapelle des heiligen Nicolaus gestanden haben soll, an deren Stelle bis vor wenigen Jahren ein Gebäude sich befand.

Das ehemalige Benediktiner-Kloster Blaubeuren liegt außerhalb der Stadt und ist von derselben durch eigene Mauern und Thore getrennt. Zufolge dem Stiftungsbriefe wurde das Kloster von den Dynasten von Ruck, welche auf dem benachbarten Ruckenberg ihren Sitz hatten und zugleich Pfalzgrafen von Tübingen waren, im Jahr 1085 gestiftet und zwar von drei Brüdern dieses Geschlechtes, nämlich Hugo, Anselm und Sigiboto. Zuerst erwählten sie den Ort Egelsee auf der hohen Alb zwischen Feldstetten und Laichingen, allein bald sahen sie, daß eine so rauhe Gegend für ein Kloster nicht tauge, und sie beschloßen deßhalb, dasselbe in die Nähe ihrer Stammburg an den Blautopf zu setzen. Hier stand eine dem Täufer Johannes geweihte Kapelle, die Sigiboto mit dem Boden, worauf sie stand, im Jahr 1085 zum Zwecke des Klosterbaues schenkte. Im genannten Jahre noch wurde die Kapelle abgebrochen und mit dem Bau des Klosters begonnen. Die neue Stiftung wurde von der ganzen Familie der Dynasten unterstützt; besonders thätig nahm sich Anselm derselben an, am wenigsten Hugo, und zwar wohl deßhalb, weil er das Amt und Lehen der Pfalzgrafschaft bekleidete, und dadurch entfernter von dem Stammsitze war, auch keinen oder nur wenig mehr Antheil an den Stammgütern hatte. Sigiboto stiftete Seißen, und nach seinem bald erfolgten Tode setzte seine Gemahlin Adelheid, eine geborne Gräfin von Egisheim im Elsaß, mit ihren Söhnen

das Werk fort. Sigfried, der seinem Vater in der Herrschaft Ruck folgte, übernahm die Hälfte der Baukosten des Klosters und stiftete Güter zu Treffensbuch, Waldstetten u. s. w., und sein Sohn Hermann oder Hartmann noch zwei Mühlen an der Blau. Die Brüder Sigibotos, Hugo und Anselm, stifteten, jener den Hof Granheim, beide mit einander Leiningen und Wippingen; Anselm insbesondere aber mit seiner Gemahlin Bertha Rottenacker und Heudorf, nachdem sie schon vorher die andere Hälfte der Klosterbaukosten übernommen hatten. Auch ihre Söhne, Hugo und Heinrich, folgten dem Beispiele der Eltern. Ersterer, anfänglich unzufrieden mit der Vergabung der Güter, schenkte später selbst solche zu Suppingen, Asch, Gerhausen, Winnenden, u. s. w. und mit seinem Sohne Friedrich die reiche Kirche zu Laichingen und eine Mühle in Ulm. Heinrich stiftete Hadenhülen, Berghülen, Hohenhülen, Tragenweiler, meist abgegangene Orte, und seinen Antheil an Rottenacker, Heudorf und Winnenden. Es ist bei den meisten dieser Schenkungen jedoch zu bemerken, daß wie gewöhnlich häufig blos Theile eines Dorfes mit dem Namen des Ganzen bezeichnet wurden. Obengenannter Graf Anselm besorgte auch die Besatzung des Klosters; er wendete sich zu diesem Zwecke an den Abt Wilhelm in Hirschau und erhielt aus dieser berühmten Pflanzschule den ersten Abt Atzelin mit einer Anzahl von Brüdern. Das Kloster wurde dem Täufer Johannes, dem Schutzpatron der früheren

Kapelle, geweiht und die Regel des heil. Benedikts in ihm eingeführt. Um das Werk zu vollenden, reiste die Schwiegertochter Anselms und Gemahlin Heinrichs, die Gräfin Adelheid, nach Rom und brachte nebst vielen Reliquien auch einen Bestätigungs- und Schutzbrief von Papst Urban II. vom Jahr 1099 zurück. Ebenso nahmen Papst Adrian IV. im Jahr 1159, Martin IV. 1284, Johann XXII. 1285, Martin V. 1334 und Bonifaz IX. 1398 das Kloster durch Urkunden in ihren Schutz. Merkwürdiger Weise aber findet man, trotzdem, daß sich das Kloster mehrerer kaiserlichen Besuche zu erfreuen hatte, wie z. B. von Kaiser Maximilian I., im Jahr 1503 vor Weihnachten, keine einzige kaiserliche Urkunde; es blieb immer ein landsäßiges Kloster. Wie obige päpstliche Bullen von den Jahren 1159 und 1284 und andere Urkunden beweisen, blieb die Schirmvogtei über das Kloster bei der Familie der Stifter, und als diese mit dem Grafen Hartmann von Ruck auch Hermann genannt, welcher als Mönch in das Kloster trat, ausstarb, bei ihren Nachkommen den Pfalzgrafen von Tübingen. Das Recht dazu folgte schon von selbst daraus, daß die Stiftungsgüter dem Kloster nicht mit vollen vogteilichen und obrigkeitlichen Rechten überlassen wurden. Im Jahr 1267 war Pfalzgraf Rudolph noch Schirmvogt, aber bald darauf ging die Schirmvogtei mit der Herrschaft Blaubeuren auf die Grafen von Helfenstein über. Im Gedränge

seiner Schulden versetzte Graf Johann von Helfenstein dem Kloster selbst die Schirmvogtei, löste jedoch dieselbe wieder ein und stellte im Jahr 1407 eine Urkunde darüber aus, daß ihm Abt und Convent aufs Neue gehuldigt und ihn und seine Nachkommen als ihre einzige und rechte Herren, Schirmer und Kastvögte anerkannt haben. Von den Grafen von Helfenstein ging endlich im J. 1447 die Klostervogtei mit der Stadt Blaubeuren auf Wirtemberg über. Was des Klosters Freiheiten betrifft, so ist folgendes zu erwähnen: durch die oben angeführte Urkunde vom Jahr 1267 befreite der Pfalzgraf Rudolph das Kloster für immer von der Vogtei innerhalb der Klostermauern und über die fünf Klostermühlen. Er that dieß in Gegenwart vieler Zeugen an dem Altar der Klosterkirche zum Ersatz für den von ihm und seinen Vorfahren dem Gotteshause zugefügten Schaden. Durch die Urkunde von demselben Tag und Jahre ertheilt Rudolph ferner im Einverständnisse mit den Bürgern von Blaubeuren dem Kloster Rechte und Freiheiten in der Stadt, wovon die wichtigsten sind: 1) daß es von seinen Leibeigenen und Zinsleuten, die in der Stadt wohnen, das Hauptrecht (Fall, Besthaupt) beziehen dürfe; und 2) sollen die Leute des Klosters von allen Steuern und Lasten frei seyn. Durch die Urkunde vom Jahr 1407 erklärt auch Graf Johann von Helfenstein für frei und der Vogtei nicht unterworfen die Orte Machtolsheim, Seißen, Rottenacker, Erstetten und

Ringingen, Leut und Gut, was nämlich das Gotteshaus daselbst besaß, mit Ausnahme des Kirchensatzes zu Ringingen und des alten Vogtrechts über die Kirche zu Seissen. Eine ähnliche Urkunde stellte Graf Ludwig von Wirtemberg nach dem Kaufe von Blaubeuren im Jahr 1448 über die ihm von dem Kloster geleistete Huldigung und über die Schirmvogtei, dann über die von der Vogtei und Gewaltsame ausgenommenen Klosterbesitzungen aus. Durch neue Schenkungen und Käufe vermehrten sich in der Folge die Besitzungen des Klosters. Im Jahr 1347 unter Abt Albert IV. war dasselbe aber so weit herabgekommen, daß es seiner Auflösung nahe war. In dieser Zeit der Noth kamen ihm fromme Seelen zu Hülfe, worunter sich insbesondere ein Bürger Heinrich Kraft von Ulm und seine Gattin Adelheid auszeichneten, welche dem Kloster das Dorf Machtolsheim mit allem Zugehör, sowie ihre Güter zu Seissen und Ringingen vermachten. Der Thätigkeit des Abtes Gregor Rösch verdankte es im Jahr 1497 die Wiederherstellung eines geordneten Haushaltes. Die Hauptbestandtheile des Klosters waren und blieben die Orte Lautern, Machtolsheim, Rottenacker, Seissen, Weiler und Winnenden; sodann Antheil an Altheim, Allmendingen, Beiningen, Dietingen, Erstetten, Feldstetten, Niederhofen, Oberdischingen, Ringingen, Steinenfeld, Westerheim und Wippingen; ferner Güter zu Betzgenried, Gespach, Groß- und Kleineißlingen, Gruibingen, Hohenstadt,

Tübingen, Ulm u. s. w.; die Patronate in den vier erstgenannten Dörfern, sowie zu Blaubeuren, Laichingen mit Sontheim, Suppingen und Feldstetten, zu Pfäffingen bei Tübingen, Lonsee und Urspring, Oberamts Ulm. Das Wappen des Klosters bestand in einem Lamm mit der Siegesfahne.

Das Kloster Blaubeuren theilte größtentheils mit der Stadt ihre Schicksale. Es befand sich häufig in sehr bedrängten Umständen. Den Hauptstoß erhielt es jedoch durch die Reformation, mit welcher im Jahr 1535 der Anfang gemacht wurde. Der Abt Ambrosius Scheerer fügte sich und ließ sich mit einem Leibgedinge abfinden, nicht so die Mönche, welche sich längere Zeit nicht ohne kräftige Unterstützung widersetzten. Sie wichen endlich der Gewalt, wählten aber in ihrem Exil im Jahr 1548, nachdem Scheerer gestorben war, zu Markdorf den Conventualen Christian Tübinger zum Abt, und dieser nahm, begünstigt durch das in diesem Jahre eingeführte Interim, auch wirklich Besitz von der Abtei. Erst nach dem Augsburger Religionsfrieden im Jahr 1555 setzte Herzog Christoph das Reformationswerk wieder fort. Bekanntlich sollte die Reformation in den wirtembergischen Klöstern nur die Aenderung in der Lehre und Einrichtung, nicht aber ihre Aufhebung zum Zwecke haben, und um nun jeden Schein einer solchen zu vermeiden, sollten die Klöster fortwährend besetzt bleiben. Herzog Christoph erließ zu diesem Ende seine neue Klosterordnung vom 9. Jan. 1556,

Um diese in Blaubeuren einzuführen, wurde eine Commission dahin geschickt, und mit dem Abt Christian Tübinger und seinen noch übrigen sieben Conventualen unterhandelt. Durch eine unter dem 19. März 1556 abgeschlossene, und von dem Abt und dem Landhofmeister Hans Dietrich von Plieningen unterzeichnete Uebereinkunft, machte sich der Abt verbindlich, der neuen Ordnung nichts in den Weg zu legen, und zu seinen Conventualen noch sechs neue Novizen nebst zwei Klosterprälaten anzunehmen und zu unterhalten. Im Uebrigen verblieb der Abt mit zwei älteren Conventualen bis an seinen Tod bei der katholischen Religion, worauf er in der St. Peterskapelle an der Klosterkirche bestattet wurde, woselbst sein Grabmal noch zu sehen ist. Genannter Abt Tübinger hatte jedoch noch das Unglück, vor seinem Ende mit den zwei älteren Conventualen längere Zeit auf der Vestung Hohen-Urach zu sitzen, weil er beschuldigt wurde, Gold, Silber und Kleinodien aus dem Kloster weggeschafft zu haben.

Mit obigem Abt schließt sich, wie wir schon gesehen haben, die Reihe der katholischen Aebte, und die der evangelischen beginnt im Jahr 1562 mit dem bekannten Reformator Matthäus Aulber, und schließt mit dem Prälaten M. Heinrich David Cleß im Jahr 1810. Eine Unterbrechung in der Reihe der evangelischen Aebte führte der 30jährige Krieg herbei. In Folge des Restitutions-Edikts wurde der Abt Schickard von seiner Stelle vertrieben und

der katholische Abt Raymund von Augsburg in dieselbe eingesetzt, indem am 13. Septbr. 1630 das Kloster und die Stadt von einer österreichischen Commission förmlich in Besitz genommen, und die katholische Religion nicht nur in dem Kloster, sondern auch in der Stadt wieder hergestellt wurde. Raymund mußte zwar mit den katholischen Mönchen, womit jetzt das Kloster bevölkert war, im Jahr 1632 bei Annäherung der Schweden wieder fliehen und es wurde Johann Osiander als evangelischer Abt eingesetzt, allein nach der Nördlinger Schlacht 1634 kehrten die Flüchtigen wieder in das Kloster zurück, und es nahm nun die Erzherzogin Claudia, Wittwe des Erzherzogs Leopold, im Namen ihrer noch unmündigen Söhne von Stadt und Amt Blaubeuren, als von einem verwirkten österreichischen Lehen, Besitz. Die Verfolgungen wegen der Religion begannen, die evangelischen Geistlichen wurden abgesetzt und den Einwohnern verboten, keinen andern, als den katholischen Gottesdienst zu besuchen, und ihre Kinder durch keinen andern, als einen katholischen Geistlichen taufen zu lassen. Dennoch blieben sie der evangelischen Lehre getreu und verbanden sich gegenseitig eidlich, sich nicht von derselben abbringen zu lassen. Claudia blieb im Besitz von Stadt und Amt, und die Mönche vom Kloster Blaubeuren bis zum westphälischen Frieden im Jahr 1648. Während ihrer Herrschaft wagte es die Besatzung von Hohentwiel, einen Streifzug bis in das Ach- und Blauthal zu machen, wobei sie nicht

nur das Kloster Urspring heimsuchte, sondern am 31. Oktober auch Blaubeuren überfiel, das Kloster plünderte und den katholischen Abt Raymund gefangen mit sich fortschleppte. Auf ihrem Rückzuge wurde sie in der Nähe des Dorfes Ittenhausen von den Zwiefalter Bauern unter der Anführung der Herren von Schilzburg und von Maisenburg angegriffen, die Beute wurde ihr wieder abgejagt und der Prälat befreit.

Nachdem, kraft des westphälischen Friedensschlusses, Blaubeuren noch am Ende des Jahres 1648 an Wirtemberg zurückgegeben worden war, blieb von jetzt an das Kloster fortwährend der Sitz eines evangelischen Seminars, die Unterbrechung von 1810—1818 ausgenommen, während welcher Zeit die vier Seminarien in zweien, zu Schönthal und Maulbronn, vereinigt waren. Es werden hier wie in Maulbronn, Schönthal und Urach, je 30 Jünglinge zusammen vom 14. bis 18. Jahre für das theologische Universitäts-Studium durch einen Ephorus, zwei Professoren und zwei Repetenten gebildet.

Die Reihenfolge der katholischen Aebte des Klosters Blaubeuren ist nachstehende: Atzelin 1085—1101; Otto I. † 1116; Rüdiger † 1122; Wolpoto I.; Otto II.; Werner † 1159; Eberhard I. † 1178; Friedrich † 1203; Heinrich I. erblindet und resignirt deßhalb 1212; Wolpoto II. † 1219; Rudolph abgesetzt 1231; Albert I. 1245; Manfred resignirt 1247; Conrad I. †

1249; Hermann † 1263; Eberhard II. resignirt wegen Kränklichkeit 1269; Albert II. abgesetzt 1271; Marquard † 1286; Conrad II. resignirt 1293; Albert III. † 1308; Gottfried † 1332; Albert IV. 1347; Rumpold resignirt 1356; Johann I. 1387; Johann II. von einem Mönch ermordet 1407; Johann III. † 1419; Heinrich II. resignirt 1456; Ulrich Kundig resignirt in Folge von Streitigkeiten mit den Conventualen 1475; Heinrich III. Faber oder Schmid † 1495; Gregor Rösch resignirt 1523; Ambrosius Scheerer resignirt in Folge der Reformation 1535 und Christian Tübinger 1548.

Unter der Zahl dieser Aebte sind besonders drei zu nennen, die sich um das Kloster Verdienste erworben. Atzelin, der erste Abt, stiftete in die Klosterbibliothek an Handschriften einen Sallustius glossatus, einen Cicero de amicitia et de senectute, Ovidii opera und andere Classiker. Ferner Heinrich Faber oder Schmid; er war ein Hauptwerkzeug des Grafen Eberhard im Bart bei der Stiftung der Universität Tübingen, und wurde auch von dem Papst in der Bulle vom 11. Mai 1476 zu seinem Commissarius dabei ernannt. Ihm verdankte Blaubeuren eine Buchdruckerei, aus welcher das erste in Alt-Wirtemberg gedruckte Buch hervorgegangen ist, und zwar gedruckt von Conrad Manz zu Blaubeuren. Christian Tübinger, der letzte katholische Abt, machte sich durch seine Chronik des Klosters, ein schätzbares

Denkmal der vaterländischen Geschichte, sehr verdient. Daß sich ferner das Kloster Blaubeuren, wie die Benediktiner-Klöster überhaupt, auch um die Kultur des Landes Verdienste erworben, ist kaum zu bezweifeln, indem sonst ohne dasselbe in der damaligen wilden Gegend wahrscheinlich nie die Stadt Blaubeuren entstanden wäre.

Nun zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten des Klosters, an denen es so reich ist.

Die Klostergebäude sammt der Kirche sind nach den noch vorhandenen Inschriften ein Werk des 15. Jahrhunderts, und wurden von 1468—1502 unter den Aebten Ulrich Kundig, Heinrich Faber (Schmid), dessen Wappen, ein Hufeisen mit zwei Nägeln, sehr häufig vorkommt, und Gregor Rösch durchaus neu erbaut. Sie schließen noch jetzt einen schönen, grünen, mit Bäumen bepflanzten Platz ein. Die Klosterkirche ist, wie gewöhnlich alle christliche Kirchen, von Abend gegen Morgen gebaut, hochgewölbt, in gothischem Styl und hat die Form eines Kreuzes. Der hohe Chor bildet gleichsam den oberen Theil des Kreuzes, ein Querbau, welcher sich zwischen dem Chor und dem Schiff der Kirche mitten hindurch zieht, und einerseits die St. Peterskapelle, anderseits den Haupteingang enthält, die Arme, und das Langhaus den untern Theil des Kreuzes. Der Anbau mit dem Haupteingang, welcher gegen Mittag steht, ist größer und breiter, als der gegen Mitternacht, welcher die Kapelle enthält. Außer der Haupt-

thüre befindet sich auch noch eine große doppelte Eingangsthüre gegen Abend und eine weitere gegen Mitternacht an der Kirche, welche auf den Kirchhof der früheren Mönche führt, und der einen Theil des Badgärtleins ausmacht, von einer früher daran stoßenden Badstube so genannt. Das Schiff der Kirche enthält zu beiden Seiten je fünf Fenster, jedes mit doppeltem steinernem Kreuzstock, an welchem die oben in Stein ausgehauenen Figuren, wie auch an den Chorfenstern in verschiedener Art abwechseln. Bei der Orgel sind die Fenster unterbrochen und das Fenster oberhalb der Eingangsthüre vom Abteihofe her wegen der Thüre kürzer. Das Langhaus der Kirche hat zu beiden Seiten je vier steinerne Pfeiler und oben am Chor noch einen zur Stütze des Daches. Die Kirche, sowie auch der Chor, haben einen gewölbten, mit verschiedenen Heiligenbildern bemalten Himmel, und der Boden beider, nebst dem des Kreuzganges, war gegossen. Mitten über dem oben erwähnten Anbau erhebt sich der hohe Thurm, welcher zwei Glocken enthält. Unter ihm soll einst eine herrliche Orgel mit silbernen Pfeifen gestanden haben, die ein Raub der französischen Kirchenräuber, wahrscheinlich am Schlusse des 17. Jahrhunderts geworden. Da die Kirche längst nicht mehr gebraucht wird, so ist das Schiff derselben zu einem herrschaftlichen Fruchtkasten eingerichtet und durch eine Mauer von dem Chor geschieden worden.

Der Chor hat sechs starke Pfeiler (zwischen dem

fünften und sechsten steht eine Kapelle) und acht Fenster, welche sämmtlich, wie die Kirchenfenster, doppelte steinerne Stöcke haben und sehr hoch sind, doch so, daß die drei vorderen wegen dem Gewölbe an Höhe abnehmen. Eine mit Eisen beschlagene Thüre führt drei Treppen hinab in die Sakristei, welche gegen Morgen ebenfalls ein Fenster mit zwei steinernen Stöcken hat; eine weitere Thür führt gegen Abend von der Sakristei in die Kirche. In dem Chor, sowie in dem Kreuzgang und an andern Orten, findet man noch mehrere Denkmäler, Wappen, Grabsteine und Inschriften von Aebten und Edelleuten, namentlich auch von den Grafen von Ruck und Pfalzgrafen von Tübingen, den Grafen von Helfenstein, den Schenken von Winterstetten u. s. w. Der Chor ist rundum mit Stühlen von künstlichem Schnitzwerk besetzt; zu beiden Seiten seines Einganges stehen die Bildnisse des Pfalzgrafen Friedrich von Tübingen und seiner Gemahlin; sodann kommt rechts das Bildniß Heinrichs; ferner das Bildniß Anselms und seiner Gemahlin Bertha. Weiterhin findet sich noch ein Bild mit der Unterschrift; »Adelheit comitissa,« des Pfalzgrafen Sigiboto Gemahlin. Auf der linken Seite des Chors steht ein Bildniß, vermuthlich des Pfalzgrafen Sigibotos; ebendaselbst finden wir die Bildnisse der Söhne Sigibotos, Siegfrieds, Walthers und Werners.

Das Merkwürdigste im Innern des Chors ist jedoch der Hochaltar mit seinen sehenswürdigen altdeut-

schen Kunstwerken. Er besteht aus einem mit Doppelthüren versehenen Bildschrein, aus einer Staffel mit besonderem Kasten und aus dem über dem Ganzen sich erhebenden gothischen und vergoldeten Schnitzwerk. In dem Innern des geöffneten Hauptschreins befindet sich in blaugemaltem, mit Sternen bedecktem Zierwerke Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arm, stehend auf der Mondsichel, Johannes der Täufer und der heilige Benedikt auf der einen, auf der andern Seite Johannes der Evangelist und Scholastika, die Schwester Benedikts in überlebensgroßen Statuen. In dem Kasten der Staffel sind Christus und sämmtliche Apostel in Brustbildern zu sehen, in Holz geschnitzt und bemalt unter gothischen Baldachinen. Die Innenseiten der inneren Flügelthüren enthalten auch noch geschnitzt, in halb erhabener Arbeit, links die Geburt Christi, rechts die Anbetung der Weisen, je mit einem Heiligen auf jeder Seite. Auf den inneren und äußeren Flügelthüren finden sich in 16 Abtheilungen folgende Gemälde: 1) Verkündigung der Geburt Johannes bei dem Gebet des Zacharias im Tempel; 2) Marias Heimsuchung der Elisabeth; 3) Johannes Geburt und Elisabethens Fußwaschung; 4) Johannes Beschneidung; 5) sein Aufenthalt in der Wüste; 6) seine Predigt; 7) seine Taufe; 8) seine Strafpredigt an das pharisäische Otterngezüchte; 9) seine Hinweisung auf das Lamm Gottes; 10) die Taufe Christi; 11) seine Strafrede an Herodes; 12) seine Gefangennehmung; 13) seine Enthauptung;

14) die Darbringung seines Hauptes zum Festmahl des Herodes mit dem Ulmer Stadtwappen am silbernen Teller; 15) sein Begräbniß und 16) die Aufbewahrung seines Hauptes durch seine Jünger im goldenen Sarg und unter gothischem Tabernackel. Auf der vorderen Außenseite der äußeren Flügelthüren befinden sich als große Hauptbilder: 1) Christi Gebet am Oelberg; 2) die Dornenkrönung; 3) Kreuzschleppung und 4) Kreuzigung mit ausgezeichnet schönem Ausdruck schmerzlicher Trauer an den Frauen. Auf der Hinterseite des Altars sind ebenfalls zwei Flügelthüren, bemalt mit den Heiligen Urban, Sylvester, Gallus, Ottmar, Conrad und Ulrich in Lebensgröße. Unten, hinter den Thüren, sind die Büsten von zwei weiblichen Heiligen und sechs Bischöfen angebracht. Ueber dem Ganzen erhebt sich das überaus reiche und schön angeordnete Zierwerk mit mehreren Standbildern von Heiligen, in der Höhe als Schluß der Heiland. Auf den kleinen viereckigen Feldern, oben in der Mitte der Thürflügel, befindet sich unter anderen Brustbildern von Heiligen auch das Portrait des Abtes Heinrich Faber, Stifter des Hochaltars. Der Meister der Schnitzwerke des im Jahr 1496 vollendeten Altars ist Georg Sürlin von Ulm. In der Nähe des Altars, an der Sakristeithüre, befindet sich Sürlins Bild, gleichfalls von ihm selbst in Holz geschnitzt mit der Unterschrift: »Anno Domini 1493 elaborata sunt haec subsellia a Georgio Sürlin de Ulma hujus artis peretissimo.« (Im

Jahr des Herrn 1493 sind diese Chorstühle von Georg Sürlin aus Ulm, einem sehr berühmten Meister in diesem Fache, verfertigt worden.) Dieß hat Veranlassung zu der Volkssage gegeben, in welcher Sürlin nicht nur als der Schnitzer, sondern auch als der Maler des Altars erscheint. Die Mönche, heißt es, haben nach vollbrachter Arbeit den Künstler gefragt, ob er sich getraue, noch einen schöneren Altar zu verfertigen. Als der Meister dieß im freudigen Gefühl seiner Kraft bejahet, hätten ihm die neidischen Mönche beide Augen ausgestochen, und so den lichten Farbenquell für immer versiegen gemacht.

Der Maler obiger Altarbilder soll jedoch Stöcklin geheißen haben; wahrscheinlich war er auch von Ulm, aus der Schule des Barth. Zeitbloom, und arbeitete auf Bestellung oder in Gemeinschaft mit Sürlin. In die Wand des Chors, welcher vier Bogengewölbe hat, sind schlanke, palmenähnliche Säulen eingebaut. Eine der Steinplatten auf dem Boden zeigt das Bild eines zerfressenen Leichnams. Es soll einen Ritter von Gerhausen vorstellen, der voll Gottlosigkeit behauptete, er wolle nach drei Tagen vom Grab auferstehen, und nach drei Tagen also gefunden wurde. Am Tage Johannis des Täufers ist der Chor zur Wallfahrt geöffnet, und es besuchen an diesem Tage oft Hunderte von katholischen Christen den Altar.

Das Abteigebäude ist gegen Morgen und Mitternacht erbaut; an seiner Außenseite befindet sich das Pfalzgräflich von Tübingen und von Rucki-

sche Wappen. Unter dem Flügel gegen Morgen und das eigentliche Kloster hin war das Refectorium oder die Conventsstube mit sechs Fenstern, nämlich zwei Fenster oberhalb der Thüre in ein Gärtchen hinaus gegen Mittag, und vier unterhalb derselben, alle mit eisernen Gittern. Unten und oben in dem Kloster, von welchem ein Flügel gegen Morgen und einer von Mittag gegen Mitternacht geht, der aber weit länger als jenes ist, waren die Mönchszellen. Aus den unteren Zellen ist nun die Wohnung eines Kloster-Präceptors gemacht worden, die oberen aber sind zum Dorment eingerichtet. Ueber dem schönen geräumigen und hellen Collegium befindet sich das Wappen Heinrichs III. Faber, zum Zeichen, daß dieser Abt das Collegium erbaut oder renovirt und erweitert habe; es dient jetzt zum Lehr- und Hörsaal. Ueber dem Collegium ist ferner ein rundes Thürmchen, in welchem ehemals ein Glöcklein hing, dessen Seil in das Kapitelhaus, das sich unter dem Collegium befand, hinunter ging, um daselbst läuten zu können. Unter dem Dach dieses Thürmchens war auf der mitternächtigen Seite eine Uhr, auch enthält es die Jahreszahl seiner Verfertigung 1482.

Der Kreuzgang ist vor der Kirche und dem eigentlichen Kloster, sodann an der Abtei und dem Refectorium als ein Viereck gebaut. Abt Ulrich fing ihn im Jahr 1466 zu erbauen an. Der erste Flügel fängt an der unteren Thüre, welche zu dem Dorment den Zutritt eröffnet, an, und erstreckt sich

östlich gegen das Kapitelhaus. Er enthält auf seiner rechten Seite eine kleine Kapelle, in welcher früher ein Altar stand, und deren Wand mit der Geschichte der heil. Märtyrerin Margaretha bemalt war. Diese Kapelle war ehemals wohl das Flagellatorium oder die Geißelkammer des Klosters. In dem Kreuzgang liegen auch Personen, welche theils Aebte, theils sonstige Gutthäter des Klosters waren, begraben. Der zweite Flügel, d. h. derjenige, welcher von dem Capitelhaus hart an der Kirche hinunter gegen Norden führt, enthält an der Thüre das Epithaphium des hier begrabenen Ritters Bernhard, Schenken von Winterstetten, ebenso noch mehrere Grabmäler der gleichen Familie. Der dritte Flügel, oder der Gang vor der Kirche, von Norden gegen Süden, enthält verschiedene an die Wand gemalte Gemälde. In dem vierten Flügel endlich, von Westen gegen Osten, steht zur rechten Hand neben der Thüre zu dem Refectorium, zu welchem einige Treppen hinaufführen, in Stein gehauen ein Pfalzgraf von Tübingen, ein alter Mann, zu dessen Rechten sein pfalzgräfliches Wappen sich befindet; es ist entweder Anselm oder Heinrich sein Sohn. Zur Linken steht seine Frau, ebenfalls in Stein gehauen; auf ihrer linken Seite das Ruckische Wappen; es ist Bertha, Anselms, oder Adelheid, Heinrichs Gemahlin. In dem Kreuzgang stand ferner auch ein fließender Brunnen mit doppeltem Rohr; über diesem und dem Kreuzgange war die sogenannte Bibliothek — so hieß

eine Kapelle mit drei Fenstern, über deren erstem, das gegen Abend gerichtet ist, die Jahrszahl 1482 steht. Auch der Kreuzgang enthielt früher Fenster, welche bemalt waren, und zwischen demselben und den Klostermauern war das sogenannte Kreuzgangsgärtlein, durch welches ein kleiner Bach floß.

Die Kirche und das Kloster wurden, da beide schon im 14. Jahrhundert baufällig geworden waren, wie schon erwähnt, unter Abt Ulrich Kundig neu zu bauen angefangen, und zwar begann im Jahr 1466 der Neubau mit dem Kreuzgang, und 1467 mit der Kirche. Unter Abt Ulrichs Nachfolger, Heinrich Faber, wurde der Bau fortgesetzt und 1477 die Umfassungsmauer des Klosterhofs gebaut; im Jahr 1479 der Kreuzgang und 1480 das jetzige Kollegium vollendet; 1493 wurden die kunstreich geschnitzten Chorstühle aufgestellt und die Hauptzierde des Klosters, der kunstvolle Hochaltar, begonnen. Sein Nachfolger Gregor setzte den Bau fort; unter ihm wurde der Chor und Altar vollendet und die ganze Kirche neu ausgemalt. In den Jahren 1501 und 1502 war das große Werk vollendet, und das Kloster in seiner jetzigen Gestalt aufgeführt. Wie weit der Neubau der ursprünglichen Anlage in der Lage, den Dimensionen und Einrichtungen der einzelnen Bestandtheile entsprach, läßt sich jedoch nicht mehr ermitteln, da offenbar Alles von Grund aus neu aufgeführt wurde, und nirgends sichere Merkmale vorhanden sind, daß einzelne Theile aus älterer Zeit sich erhalten hätten.

Außer den beschriebenen eigentlichen Klostergebäuden befinden sich noch mehrere früher theils zu ökonomischen, theils zu klosteramtlichen Zwecken benützte Gebäulichkeiten in der nächsten Umgebung des Klosters und innerhalb der Klostermauern. Ferner liegt im Hofe des Klosters ein Stein, der sogenannte Freistein. Nach der Sage wäre dieser Stein ein Asylstein für Verbrecher gewesen, dergleichen sich in vielen Klosterhöfen befanden; nach Ergenzinger aber wäre derselbe das Fußgestell von einer Bildsäule Johannis des Täufers gewesen, bei welchem vor Erbauung des Klosters die alte St. Johannis-Kapelle gestanden habe.

Hermann Frölich.

Georg Syrlins, des Geblendeten, Bild in der Kirche zu Blaubeuren.

(Aus einem größeren Gedichte.)

Aus den hohlen Blicken schwindet
Seiner Bilder Sonnenpracht,
Lebt nur noch im stillen Geiste
Tief in schmerzensvoller Nacht.
Und so liegt er eingesunken,
Wie ein Opfer am Altar;
Ihn bewacht, ihn zwingt zu schweigen
Seiner Henker finst're Schaar.

Und die Welt wähnt ihn gestorben;
Doch im dunklen Winkel sitzt

In der Kirche stumm der Blinde
Dort im finstern Stuhl und schnitzt;
Statt des Pinsels ist das Messer,
Das ihn stach, in seiner Hand,
Dieses führt er leise, künstlich,
Schmücket still des Stuhles Rand.

Schnell verbirget er's am Herzen,
Wenn er Tritte gehen hört,
Wenn der Andacht lautes Beten
Vor dem eignen Bild ihn stört.
Ach! da brennen Farbenstrahlen
Ihm durchs tiefe, wunde Herz,
Und in Hand und Augenhöhlen
Zuckt der Sehnsucht heißer Schmerz.

Als er todt war und begraben,
Aufgerieben früh von Gram,
Glaubten sich die Mönche ledig
Und vergaßen Furcht und Scham;
Doch es blieb des Frevels Zeichen
In den Kirchenstuhl gedrückt,
Wo von Holz geschnitzt ein Männlein
Traurig lauert, blind, gebückt.

Nur ihr Auge ward geschlagen,
Daß es ihn erkannte nicht —
Doch der Wandrer, doch der Pilger
Grüßt in Thränen dieß Gesicht.

Ein Jahrhundert sagt's dem andern
Zürnend, von der Bilder Pracht
Rücklings kehrt sich der Beschauer
Zu dem Antlitz voller Nacht.

G. Schwab.

Die Jungfrau an der Blau.

Zwei graue Riesen tragen
Eine Burg von ew'gem Stein;
Stolz schaut die Wolkenjungfrau
In's wilde Thal hinein.

Verborgen auf dem Felsen
Blüht eine selt'ne Maid,
Die schönste Blum im Lande
Der Schwaben weit und breit.

Ihre Stirn ist lilienweiße,
Ihre Wang ist Rosenpracht,
Ihre Augen sind zwei Sonnen,
Ihr Haar' eine glänzende Nacht.

Vom Schlosse steigt sie nieder
In's stille, wilde Thal,
Heiß brennt auf Berg und Wälder
Der Sonne gold'ner Strahl.

Sie fühlt ein süß' Ermüden,
Sie setzt am Quell sich hin,
D'rum schwarze Tannen grünen,
D'rum wilde Rosen blüh'n.

Fern hört den Wald sie brausen,
Fern geht das Mühlenrad.
Der Quell ist blau und stille,
Kein Spiegel ist so glatt.

Sie bückt sich schmachtend nieder
In's kühle, klare Blau,
Drin spiegeln Berg und Wälder,
Und Sonn' und Himmelsau.

„O süßer Quell! mir war es
So wohl, so bang noch nie,
Ich möcht' an's Herz dir sinken!"
Ihr ist, sie weiß nicht wie.

Da wirds im Quell lebendig,
Es regt und wegt sich bunt,
Klar kann das Auge schauen
Bis auf den tiefsten Grund.

Leuchtend in blauer Tiefe
Steht ein krystall'nes Haus,
Aus Demantfenstern schauen
Viel schöne Knaben heraus.

Sie hört sie klingen und singen,
Und ihr vergehen die Sinn':
„Komm Schönste aller Schönen
Sei uns're Königin!"

Sie höret klingen und singen
Den wunderlichen Troß:
„Komm, Rose aller Rosen,
Herab in's Königs Schloß!"

Die Wasser tönen und rauschen,
Verklungen hat der Chor,
Draus tauchet liebewinkend,
Ein Jüngling hoch empor.

Den feuchten Leib umwallet
Ein himmelblau Gewand,
Die braunen Locken zieret
Ein gülden Königsband.

Er faßt die Maid in die Arme,
Er drückt sie ans Herz mit Macht,
Er küßt sie heiß und feurig,
Da ist sie aufgewacht.

Die Sterne winkten herunter,
Nacht lag auf Wald und Au;
Sie saß allein und weinte
Am stillen Quell der Blau.

W. Zimmermann.

XV.

Urach.

Treulich von Jahrhunderten umfangen,
Steht die alte Veste, stolz und hehr,
Tauchet mit des Alters stillem Prangen
Ihre Stirne hoch ins Wolkenmeer.
Schwermuth zieht mit leisem Flügelschlage
Durch die alternden Ruinen hin,
Wecket mir mit ihrer Trauerklage
In der Seele düstre Phantasien.

Im alten Schwiggerthale, am Ende der zahlreichen Burgen, die einst die jetzige Oede der Schwabenalb belebten, am nördlichen Abhang der letzteren, wo das Metzinger Thal von der Erms, einem Bergwasser, durchströmt, sich eröffnet und das Auge des Albwanderers mit dem Anblick von Rebhügeln (Floriansberg) erquickt, ragt als Beherrscherin des Thals die Burg Hohen-Urach, die Wiege eines erlauchten Geschlechts, das noch jetzt in einem fürstlichen Geschlecht fortblüht. Sie steht auf einem stumpfen Bergkegel, der von seinem Fuß an mit Wald bewachsen von dreien Seiten ganz frei ist, und selbst die vierte hat, wo er gegen Süden mit dem höhern Gebirge zusammenhängt, eine solche Vertiefung, daß er dadurch einen ganz abgesonderten Berg auszumachen scheint. Der Berg und

die Felsen, auf welchen die Ruinen liegen, haben eine Höhe von 2449 Fuß. Durch die Sorge des jetzigen Oberförsters, Baron von Hügel, sind die Trümmer von allzu dichter Bewaldung befreit, und treten mit ihren Felsen in imposanten Massen vor die Augen des Beschauers. Ein bequemer Weg führt von der Stadt aus, von der Burgsteig an, in einem halben Stündchen zur großartigen Ruine. Die Burg beherrschte den ganzen Rücken des Berges, und bot gegen die südliche Alb drei Terrassen dar: 1) Die untere Burg auf dem in steile Felsen abstürzenden hinteren Bergrücken, mit einer aus dem Felsen gehauenen Brustwehre, in deren Schutz die Kapelle der Burg stand; 2) die obere Burg, die, unmittelbar über der unteren stehend, ein sehr hohes Bollwerk zeigt, welches im Viereck aufgemauert ist, mit Halbmonden auf den Ecken und einem sehr hohen, starken Thurm, der den Haupteingang bedeckt; 3) über dem Bollwerk, auf dem vordersten Felsengipfel, die innere Burg oder das eigentliche Schloß, welches die Stirne in das Hauptthal hinabwies. Der einzige Eingang in die obere Burg ist in der östlichen, der Stadt zugekehrten Ecke. Vor dem Hauptthor, welches auf das Bollwerk führt, liegt ein breiter und tiefer Graben, welchen man in den Felsen gesprengt hat; ein anderer Graben trennt das Bollwerk von der inneren Burg. Ihr Umfang war nicht von Bedeutung. Der Schloßhof beschrieb ein unregelmäßiges Viereck. Zwei Hauptgebäude umzogen die nördliche und östliche Seite;

auf der Westseite lief eine hohe Mauer mit einem Thurm im Innern des Hofs; die Seite gegen das Bollwerk schloß der feste mit einer wehrhaften Platteform bedeckte Eingang. An den äußeren Ecken standen sehr feste Thürme; zudem umlief die ganze innere Burg ein mit vielen Thürmen besetzter Zwinger.

Die Ruinen sind noch bedeutend: an mächtigen Brustwehren vorbei kommt man auf der ersten Terrasse durch ein dunkles Thorgewölbe in einen mit Bäumen überwachsenen Weg, der nach den höhern Theilen hinaufführt. Vor diesem ersten Gewölbe kann man auf breitem Wiesenrand die Terrasse rechts verfolgen, wo man an drei mit Bäumen gekrönten Thürmen vorüber zu dem höchsten, nördlichen Eckthurm wandelt, der einen sehr imposanten Anblick gewährt; gegen Südwesten öffnet sich hier der Blick zum Wasserfall, auf den schönen gegenüberliegenden Bergkegel, und gegen St. Johann nördlich thut sich das Dettinger Thal auf.

Zum ersten Thorgewölbe zurückgekehrt, tritt man ein, und findet hier in der Nähe die Kammern eines alten Gebäudes, vielleicht der Burgkapelle, aus deren tiefen Fensterhöhlen man über die Felsen in die schauerliche Tiefe nach Urach hinabblickt. Dann steigt man auf zum zweiten Thorgewölbe, das eine feuchte, schwarze Kerkerkammer gegen Westen mit dicken Mauern und kleinen Fenstern enthält, die St. Johann zugekehrt in die Felsentiefe hinabschauen. Nach einigen soll dies Frischlins Kerker gewesen sein. Aus diesem zweiten

Thorwege steigt man zu der Terrasse hinauf, die den höchsten Punkt bildet, und sich auf dem Gipfel des Berges fortsetzt; hier wandelt man über viele Trümmer durch einige dachlose, kleinere Gebäude dem Gemäuer zu, das auf dem höchsten Punkte steht. Von da aus genießt man eine herrliche Aussicht auf das Uracher Thal, in dem sich Fruchtbarkeit in der Tiefe zur schauerlichen Wildheit im Gebirge, fast wie im Heidelberger Thale, gatten. Im Hintergrunde scheinen von hier aus gesehen der Dettinger Roßberg und der Sattelbogen ganz zusammen zu stoßen, so daß kaum aus dem Winkel, den sie bilden, ein kleiner Abschnitt der fernen Fläche herausblickt, deren Hintergrund das Schloß Hohenheim und die Gegend von Echterdingen und Degerloch bildet.

Die Geschichte der Burg und des Geschlechts, das sie bewohnte, ragt weit hinauf, ob die Burg gleich erst im Jahr 1254 in einer Verkaufsurkunde an die Grafen von Wirtemberg genannt wird. Die Erbauer der Burg Urach sind zuverläßig eines Geschlechts mit den Grafen von Achalm, vielleicht auch denen von Neufen. Der neueste Beschreiber der Burg Urach, Dr. G. Moll, hat eine scharfsinnige und sehr annehmbare Ansicht aufgestellt, nach der das Dorf Dettingen bei Urach der ursprüngliche Sitz, wenigstens der beiden Familien auf Achalm und Urach gewesen seyn soll. Allda steht eine uralte Kirche in Basilika-Form, die auf einer Seite baufällig ist, und deßhalb abgebrochen werden soll, um in Einstimmung mit

dem gothischen, von Graf Eberhard erbauten Chor, einem Langbau in gothischem Styl, Platz zu machen, was jedem Freunde des ältesten Kirchenbaues nur leid seyn könnte. Diese altehrwürdige Kirche war die Grablege beider Geschlechter seit den ältesten Zeiten. Zu Dettingen soll auch eine Burg gestanden haben, von der aus Egino, Gaugraf im Schwiggerthal, der Erbauer der Achalm im 11. Jahrhundert, und später der erste Graf von Urach, übersiedelte. Als gemeinschaftlicher Stammvater beider Geschlechter gilt ein gewisser Unruch, den der Nekrolog von Zwiefalten nennt. Von ihm kommen Graf Egino I., Erbauer von Achalm, und sein Bruder Rudolf her. Von letzterem stammen die noch im 11. Jahrhundert ausgegangenen Grafen von Achalm, der erstere wurde der Stammherr der Grafen von Urach. Wohl Söhne von ihm waren Egino II. von Urach, Cuno, Cardinal von Präneste, und Gebhard, Abt in Hirsau von 1091—1100. Cuno machte sich im Anfang des 12. Jahrhunderts als stürmischer, verdammungssüchtiger Eiferer für den Kirchenglauben bekannt. Papst Paschalis II. ernannte ihn wegen seiner Talente zum Cardinalbischof von Präneste; als solcher schleuderte er den Bannfluch über K. Heinrich V. und verdammte die Bücher des gelehrten Abälard. Eine edle Seite seines Charakters bezeichnet, daß er die dreifache Krone von sich wies, zu welcher ihn der sterbende Gelasius bestimmt hatte, und einen anderen hiezu empfahl. Sein Bruder Gebhard spielte als

Bischof von Speier eine wichtige Rolle im Kampfe zwischen den beiden Königen Heinrich IV. und V.; er war es, der den gefangenen Vater in harter Haft hielt. Er starb im Jahr 1110 und liegt in Speier.

Söhne Egino's II. waren Egino III. 1140—1158, und Gebhard, Bischof zu Straßburg, † 1141. Egino's III. Sohn, genannt Egino der Bärtige, brachte den größten Glanz über sein Haus. Seine Blüthezeit fällt in die letzten Jahre K. Friedrichs I., seiner Söhne, und noch seines Enkels Friedrichs II. Durch seine Vermählung mit Agnes, der Tochter Herzog Bertholds IV. von Zähringen, vermehrte er seinen Hausbesitz außerordentlich. Als sein Schwager Berthold V., Herzog von Zähringen, kinderlos starb, ererbte er durch seine Gemahlin Freiburg nebst beträchtlichen Gütern und Rechten im Breisgau und auf dem Schwarzwald. Doch dieses Erbe mußte noch erkämpft werden, da auch K. Friedrich II. und die Herzoge von Teck darauf Ansprüche machten. Im Jahr 1218 kam es in Ulm zwischen den Partheien zu einem Vergleich, dem zu Folge Graf Egino, was Reichslehen war, vom Kaiser als Lehen empfing, sonst aber im Besitz der genannten Erbgüter blieb. Aus diesen Gütern bildeten sich später die Grafschaften Freiburg und Fürstenberg. Graf Egino der Bärtige starb im Jahr 1230, und hinterließ fünf Söhne und zwei Töchter, von denen Cuno als Cardinalbischof von Porto im Jahr 1227, Berthold als Abt von Salem im Jahr 1242, Rudolf als Mönch zu Be-

benhausen im Jahr 1260, Berthold II., zwar vermählt, aber ohne Erben, im Jahr 1260 verstorben. Egino V., wohl der ältere unter den fünf Söhnen, erhielt noch bei Lebzeiten des Vaters die kürzlich ererbte Grafschaft Freiburg zur Verwaltung, weßhalb er sich „Egino der jüngere, Graf von Urach, Herr der Veste Freiburg“ nannte. Von ihm, als Stammvater ausgehend, blühten und blühen, nach Entfremdung der albischen Besitzungen, die Uracher Grafen im Breisgau und in den Schwarzwaldgegenden, in der von Egino's V. Sohne Conrad abstammenden Linie — als Grafen von Freiburg — bis zum Jahr 1457, in den Nachkommen des Sohnes Heinrich — als Grafen, nachher Fürsten von Fürstenberg — in gegenwärtigen Zeiten.

Egino's des Bärtigen beide Söhne, Berthold II. und Rudolf, wurden auf den alten Stammsitz Urach verwiesen. Graf Berthold wohnte mit seiner Gemahlin Agatha auf der Burg, denn im Jahr 1254 wurde ihm ein ungestörter Sitz auf der Veste Urach zugesichert. Im selben Jahr erhielt Haus Wirtemberg die ersten Ansprüche auf die Veste Urach, denn Graf Heinrich von Fürstenberg, der Neffe Bertholds und Rudolfs, der wohl nach des letztern Eintritt ins Kloster Bebenhausen Rechte auf die Hälfte der Burg erhalten hatte, vertauscht diese Hälfte gegen die Hälfte der Burg Wittlingen an den Grafen Ulrich v. Wirtemberg. Nach Bertholds Tod kam auch die andere Hälfte an den Grafen Heinrich von Fürstenberg, und

dieser verkaufte auch diese an den Grafen Ulrich im Jahr 1260. Am 1. Januar des darauf folgenden Jahres bescheinigte Graf Heinrich dem Grafen von Wirtemberg den Empfang von 3100 Mark Silber als Kaufpreis der Burg Urach. Die Reichsgüter, welche die Uracher Grafen, wenigstens Graf Rudolf, zu Lehen getragen, waren bereits an den Grafen von Wirtemberg übergegangen. Seitdem blieb Urach in ununterbrochenem Besitze der Grafen von Wirtemberg, und war eine ihrer festen und getreuen Burgen. Denn als im Jahr 1311 im Krieg der Städte gegen die Grafen ihre meisten Burgen gewonnen und gebrochen wurden, blieben allein die Burgen Urach, Neufen, Wittlingen und Seeburg unbezwungen. Vermöge des Vertrags vom Jahr 1442 fiel Urach dem Grafen Ludwig von Wirtemberg zu.

Im J. 1490 hat Hohenurach eine traurige Berühmtheit erlangt, denn sie wurde der Aufenthalt des wahnsinnigen Grafen Heinrich, des Vetters von Eberhard im Bart und Vater Herzog Ulrichs. Derselbe hatte sich in seiner Herrschaft Reichenweiher als ein Wütherich gegen seine Unterthanen aufgeführt, und war in den Geisteszustand ähnlich dem eines Mondsüchtigen verfallen. Darüber hatte ihn Graf Eberhard, um Schlimmeres zu verhüten, mit Zustimmung der nächsten Freunde im Aug. 1490 zu sich eingeladen, sodann aber in einen Ring schließen und auf die Veste Urach abführen lassen; hier kam er so verwahrlost an, daß der Vogt für ihn um ein zweites Hemd ersuchen

mußte. Seine treue Gemahlin, Eva von Salm, folgte ihm in diese Haft. Erst nach Jahren wurde er auf der Burg in einen freieren Zustand versetzt. In dieser Gefangenschaft gebar ihm seine Gemahlin eine Tochter Maria (1496) und einen zweiten Sohn Georg, der den wirtembergischen Regentenstamm erhalten. Als sein früher geborner Sohn Ulrich zur Regierung kam, ließ er ihn öfters zu sich nach Stuttgart kommen. Er war es, der im Jahr 1519 die prophetischen Worte über seinen Sohn Ulrich gesprochen, als er sich von seiner Leidenschaft so sehr hatte hinreißen lassen: „sie werden ihn noch zum Lande hinausjagen.“ So ging es auch, wie er gesagt hatte. In diesem für Herzog Ulrich so verhängnißvollen Jahre, den 9. April 1519, wurde Urach, Stadt und Veste, vom schwäbischen Bunde belagert; der Vogt, Stephan Weiler, mit den aufrührerischen Bürgern unterhandelnd, ward ermordet, der Burghauptmann verweigerte die Uebergabe, bis der kranke Graf Heinrich am 15. April gestorben war; aber kaum war die Leiche aus dem Schlosse geführt (17. April), so zwang ihn die Besatzung zur Uebergabe, und raubte die Burg vor ihrem Abzuge aus. Nun war Dietrich Späth, Hauptmann des Bundes, auf dem Schloß. Ulrich kam und belagerte Urach, mußte aber wegen Mangel an Geschütz wieder abziehen. Aber bei seinem zweiten Anzug (24. Mai 1834) von Tübingen her überwältigte er die Burg mit Landgraf Philipps Hülfe, der in der Nacht durch Abhauen der Waldbäume dem Geschütz einen Weg bahnte.

Im Jahre 1547, im schmalkaldischen Kriege, mußte sich die Stadt und Veste an den Herzog von Alba nach langer Weigerung ergeben. Damals scheint die Burg grausam verwüstet worden zu seyn, denn Herzog Christoph verwandte über 19,000 fl. auf ihre Herstellung. Ums Jahr 1590 saß Frischlin hier gefangen, der durch einen unglücklichen Fluchtversuch von der Veste sein Leben endete. Im J. 1617 war Hohenurach der Kerker des Kanzlers Matthäus Enzlin, der unten in der Stadt durch das Schwerdt hingerichtet wurde. Im 30jährigen Kriege war Hohenurach in schwedischen Händen, und wehrte sich, als die Wirtemberger den Kaiserlichen die Stadt längst übergeben, unter dem Obristen Holzmüller hartnäckig gegen Mora, den Obristen des Feldmarschalls Gallas. Erst ganz ausgehungert, übergab sich die Besatzung an den Obristen Soyes, nachdem Holzmüller blind geworden und seinem Bruder, einem Fähndrich, das Commando hat übertragen müssen 1634; die tapfere Besatzung erhielt rühmlichen Abzug, die Feinde wußten die Burg zu schätzen, und erhielten sie in gutem Stande. Im Jahre 1639 ward Stadt und Burg dem Herzog wieder zugesprochen, aber die übermüthige Erzherzogin Claudia wußte sich in den Besitz derselben zu setzen. Noch kurz vor dem westphälischen Frieden erscheint eine fremde Besatzung auf Hohenurach; und Urach war das letzte Besitzthum, das dem rechtmäßigen Landesherrn wieder eingehändigt wurde. Im Jahre 1693, während der französischen Ueberfälle,

diente Hohenurach vielen Flüchtlingen zum Asyl. Aber im Jahre 1694 traf ein Blitz den Pulverthurm, daß er zersprang, und das Schloß selbst seit Christoph die erste große Beschädigung erlitt. Seit dieser Zeit blieb es baufällig, dürftig besetzt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts zerfiel es, am Schlusse desselben ward Vieles abgebrochen, besonders um Ziegel zu erhalten, und die Steine wurden zur Erbauung des Jagdschlosses Grafeneck gebraucht. Noch im Jahre 1815 zerrte man an den schönsten Parthien der Trümmer, um einige Steine für den Marstall auf dem Rutschenhof zu gewinnen.

Eine Abbildung von Hohen-Urach, wie es früher gewesen, finden wir in Sattlers topogr. Beschreibung von Wirtemberg, und nach diesem eine Copie im Taschenbuch für Schwaben. Die Ruine in ihrem jetzigen Zustand stellt ein schönes Bild von Emminger dar, welches in der Sammlung der Ansichten vom Ermsthal zu finden ist.

Wir steigen von der ehrwürdigen Burgruine nieder und betrachten erst jetzt die Merkwürdigkeiten der Stadt, deren sie mehrere aufzuweisen hat. Voran steht das alte Schloß, an einer Ecke der Stadt gegen Mittag gelegen, das Graf Ludwig I. von Wirtemberg, der die alte, mit Hohen-Urach vielleicht gleichzeitige Burg abbrechen ließ, im Jahr 1443 erbaute und einen Thiergarten dabei anlegte. „Es ist herrlicher, als man es von außen dafür ansieht, sagt Crusius. Denn von innen ist es wie eine königliche Burg; auf der

einen Seite ist es mit einem Fischweiher umgeben, auf der andern mit einem See, in welchen die Erms lauft, in der allerlei Fische, insonderheit Forellen, zu finden sind.“ — Auch jetzt verdient das halbhölzerne Gebäude noch immer einen Besuch. Seine Wände sind mit üppigen Epheuranken bedeckt. Im freistehenden Portal, über dem Eingang, ist Herzog Eberhards I. Cederbaum (sein Abzeichen) mit seinem Sinnspruch Attempto (ich wag es) und der Jahreszahl 1474 gemalt. Zur Seite ist die Wohnung des Hausschneiders, der den Wanderer durch Vorzimmer und Treppen, zuerst nach dem ersten Stockwerk, in einen großen Saal mit steinernem Boden führt, wo Herzog Ulrichs Brautbettstelle steht, eine braune, eichene, mit Schnitzwerk schön verzierte Lade mit Betthimmel und der Inschrift: omnia dat dominus, non habet ergo minus. (Alles gibt der Herr, und doch hat er darum nicht minder.) Wer wird an dieser Stelle nicht mit dankbarer Andacht an Herzog Christoph, Ulrichs ersten und einzigen Sohn, diese Gottesgabe, denken? Im Hintergrund der Lade ist das wirtembergische und bairische Wappen angebracht, denn Sabina, Ulrichs bald verstoßene Gemahlin, war eine Prinzessin von Baiern. Auf diesen Saal folgen links einige wohleingerichtete Zimmer, frühere Absteigequartiere des Königs, nebst einem Speisesaal. Das obere Stockwerk ist ganz alt. Schöne eichene Thüren mit vergoldetem Schnitzwerk und Wappen in erhabener Arbeit führen zu dem Rittersaal oder der goldnen Stube.

In der Hausflur steht die Tafel von einem 1624 abgehaltenen fürstlichen Vogelschießen, mit Namensverzeichniß. — Den halben Boden des oberen Stockwerks nimmt der höchst geräumige Rittersaal ein, dessen drei Seiten mit Fenstern an Fenstern, ohne Pfeiler, laternenartig versehen sind. An der vierten fensterlosen Seite ist vielfach der Cederbaum Eberhards, und darunter sein attempto, mit jetzt halb verblichenen Farben, anstatt der Tapeten, gemalt; eben derselbe verjüngt an den Lambris aller vier Seiten. Zunächst der Thüre steht ein schön geschnitztes Bild des wahnsinnigen Grafen Heinrich von Wirtemberg, in Form eines Grabsteins mit Umschrift. In einer Ecke steht die kolossale hölzerne Abbildung des großen Schweines, das Herzog Ulrich im Jahre 1507 auf dem Roßfelde bei Urach geschossen, 7 Schuh 3 Zoll lang, 3 Schuh 2 Zoll dick, 5 Schuh 2 Zoll hoch, Kopflänge 23 Zoll, alles laut der beigefügten Schrift. In der Mitte des Saales steht ein Tisch mit einer Marmorplatte, auf welchem als Merkwürdigkeit eine Kugel aufbewahrt wird, die von der Vestung herab in den Saal des Schlosses abgeschossen worden. In der andern Hälfte dieses Stockwerks, die der Hausflur vom Saale trennt, ist noch eine Reihe von Zimmern mit alten Tapeten, an die erloschene Pracht des vorigen Jahrhunderts mahnend. Die Fenster blicken auf den grünen Anger, der vormals der fürstliche Thiergarten war, den einst Herzog Christoph mit

Gemsen aus Tirol bevölkerte, aber sie hielten nicht lange darin aus.

Ein schöner Theil der wirtembergischen Geschichte knüpft sich an dieses Schloß. Nach der Landestheilung wurde es, wenigstens abwechslungsweise, die Residenz der Uracher Linie. Wohl hier starb Graf Ludwig an der Pest im Jahr 1450, und auch sein Sohn Eberhard wurde in der neuen Residenz Urach geboren. Hier im Schloß zu Urach war Graf Eberhards Lieblingsaufenthalt; von hier aus konnte er dem Waidwerk, einer Neigung, der Alle vom Haus Wirtemberg vor und nach ihm huldigten, am besten nachgehen in dem nahen waldigten Albgebirge, wie die Sage vom Singenthal meldet; hier auf dem Schlosse zu Urach entwarf er die meisten seiner löblichen Regentenhandlungen. Im Jahr 1473 schloß er hier den merkwürdigen Uracher Vertrag. Im Jahr 1474 verschönerte Herzog Eberhard das Schloß bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Fräulein Barbara, Herzog Ludwigs von Mantua Tochter. Mag ein prachtvolles Fest gewesen seyn für fremde Gäste, wie die Uracher Bürger. Es waren drei Bischöfe, 11 Aebte, 35 Fürsten und eine Menge adeliger Herren anwesend. 14000 Menschen wurden auf dieser Hochzeit gespeist und getränkt. Der Wein lief aus einem Brunnen in die Becher, und sind 526 Eimer Wein (ob Neckarwein oder Floriansberger?) in drei Tagen getrunken worden. Die Zahl der Pferde, welche die fremden Gäste hieher brachten, belief sich auf 4000.

Auch Herzog Ulrich, der leidenschaftliche Jagdliebhaber, hielt sich oft und viel, und wohl längere Zeit, im Uracher Schloß auf. Von hier aus beging er seine großen Jagden; hier hielt er im Jahr 1513 dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz ein glänzendes Turnier. Auch die späteren Herzoge von Wirtemberg hatten ein gnädiges Auge für das Schloß. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verwandelte es Herzog Karl in ein Jagdschloß, ließ das alte Wasserschlößlein, welches Graf Ludwig noch hatte stehen lassen, abbrechen, und legte den See, der es umgab, trocken. Noch bis zum Jahr 1829 diente das Schloß zu einem Absteige-Quartier für die königliche Familie. Seit 1829 ist es zur Wohnung der Geistlichen eingerichtet. Unfern dem Schlosse liegt das längst in ein niederes Seminar verwandelte St. Amandi-Stift, Mönchshof genannt, mit seiner alterthümlichen Kirche. Die ältesten Anfänge dieser Kirche und des Stifts datiren sich in die ältesten Zeiten zurück. Schon im Jahr 1137 schenkte ein Presbyter (Priester) von Ura dem Kloster Zwiefalten ein Gut zu Grötzingen. In der Tauschurkunde vom Jahr 1254 vertragen sich Graf Heinrich von Urach-Fürstenberg und Graf Ulrich von Wirtemberg wegen des Patronats der Kirche zu Urach, und im nemlichen Jahr wird ein Walther, weiland Dekan zu Ura, genannt. Die Kirche wurde allmählig an Altären, Pfründen und Einkünften eine der reichsten. Die auf solche Weise wohldotirte Kirche wurde von Graf Eberhard, der im Jahr 1445 in

ihr die h. Taufe empfangen; in demselben Jahre, da er die Universität zu Tübingen stiftete, zu einem Stift zu Ehren der göttlichen Jungfrau und der Heiligen Andreas und Amandus erhoben, und mit einem Probst und 12 Chorherrn von der Windsheimer Congregation besetzt. Der erste Probst des Stifts wurde Benedikt von Helmstädt, dem der berühmte Dr. Gabriel Biel, Professor zu Tübingen, folgte. Als Graf Eberhard von seiner Fahrt nach Rom zurückkehrte, schenkte er die goldene Rose, womit ihn Papst Sixtus IV. beschenkt hatte, seinem lieben Amandi-Stift, und wandte ihm damit einen Ablaß auf zehn Jahre zu, der den Bau sehr förderte. Die Stiftskirche wurde von Eberhard im Bart in den Jahren 1479—1499 im schönen gothischen Styl erbaut. Das Aeußere der Kirche ist hauptsächlich wegen der alten Grabsteine, die sich auf der Südseite zwischen den Pfeilern des Chors befinden, merkwürdig. Wir entziffern darauf, aber mit Mühe, die Namen Otto von Baldeck † im Jahr 1363, und Hans Harscher, Untervogt, † 1461. Die Steine zeigen die gut gehauenen Wappenschilde der Verstorbenen; sie sind der älteren Kirche entnommen und hier eingesetzt worden. In ihrem Innern ist die Kirche in drei Gewölbe getheilt, welche 14 Säulen tragen. In dieser Kirche befinden sich außer vielen alten Grabmalen auf dem Boden und an den Wänden zwei ausgezeichnete Denkmale, nemlich der Beichtstuhl Eberhards im Bart und ein schöner Taufstein. Der erstere ist aus reinem Eichenholz nach Art eines

Thrones im Jahr 1472 gefertigt. An den Seiten des Beichtstuhls sehen wir das Bild der h. Barbara und des h. Petrus, an der Brüstung des Betschemels den trunkenen Noah in Basrelief. Im Plafond sehen wir die Inschrift: Eberhardus comes de Wirtenberg et de Montebelilligardo 1472. Im Jahr 1748 befand sich dieser Beichtstuhl im Schiff der Kirche: er wurde in neuerer Zeit gut restaurirt. Der schöne Taufstein wurde von einem Uracher Bürger, Christoph Stafovarius, gefertigt. An dem Taufstein befinden sich die Brustbilder von Moses, Joseph, Josua, Jonas, Jeremias, Jesaja, Salomo, David. Von demselben Meister wurde ohne Zweifel auch die hübsche Kanzel mit den vier Kirchenvätern an der Brüstung gefertigt. Der Aufsatz mit den vier Evangelisten-Symbolen ist später.

Unter den Grabdenkmalen befindet sich auch das des im Jahr 1703 bei Munderkingen gefallenen und hier begrabenen Herzogs Christians v. Braunschweig. — In dieser Kirche wurde im Jahr 1537 auf Befehl Herzog Ulrichs ein Colloquium zwischen den Theologen Brenz, Blarer, Phrygio, Aulber u. A. wegen der Bilder gehalten.

Neben der Kirche ist das Seminar, früher Mönchshof genannt, wo einst die Chorherren wohnten. In diesem Stifte druckte Conrad Fyner von Gerhausen schon im Jahr 1481 Bücher. Im Jahr 1562 wurde es der Sitz einer Bibelanstalt. Hans Ungnad, Freiherr von Sonnegg, ein evangelischer Flüchtling

aus Steiermark, ließ unter dem Schutz Herzog Christophs daselbst die Bibel in slavonischer, syrmischer und wendischer Sprache drucken, und sendete sie in die Moldau und andere Länder. Auch als Ungnad starb im Jahr 1564, wurde die Druckerei noch fortgesetzt, hörte aber bald darnach auf und kam nach Rom in die Propaganda. Im Jahr 1810 wurde der Mönchshof in einen Fohlenhof verwandelt, mit dem Jahr 1818 aber wurde er Sitz des neu errichteten Seminars. In der Stadt selbst ist aus alter Zeit das im Jahr 1452 erbaute Rathhaus; im neueren vom Jahr 1562 befinden sich Glasgemälde. Das schönste Denkmal alter Kunst steht auf dem Marktplatz. Es ist der Marktbrunnen mit gothischer Pyramide, etwa 25 Fuß hoch. Unten Königsbrustbilder, vornen der Werkmeister mit Hammer und Meißel. Unter Baldachinen in Nischen weiter oben vier Ritter mit Schwerdtern, an den vier Pfeilern vier Knappen. Weiter oben noch vier kleinere. In der unteren Hälfte der Pyramide der heil. Christoph. Er wurde im Jahr 1500 gefertigt. In neuester Zeit wurde er restaurirt. Eine schöne Abbildung findet sich im neuesten Heft des wirtembergischen Alterthumsvereins.

Das Singenthal oberhalb Urach.

(Nach einer Volkssage.)

Der Herzog tief im Walde
Am Fuß der Eiche saß,
Als singend an der Halde
Ein Mägdlein Beeren las.
Erdbeeren kühl und duftig,
Bot sie dem greisen Mann,
Doch ihn umschwebte luftig
Noch stets der Töne Bann.

„Mit deinem hellen Liede —
So sprach er — feine Magd!
Kam über mich der Friede
Nach mancher stürm'schen Jagd.
Die Beeren, die du bringest,
Erfrischen wohl den Gaum,
Doch singe mehr! du singest
Die Seel' in heitern Traum.

Ertönt an dieser Eiche
Mein Horn von Elfenbein,
In seines Schalls Bereiche
Ist all' das Waldthal mein;
So weit von jener Birke
Dein Lied erklingt rundum,
Geb' ich im Thalbezirke
Dir Erb' und Eigenthum."

Noch einmal blies der Alte
Sein Horn ins Thal hinaus,
In ferner Felsenspalte
Verklangs wie Sturmgebraus.
Dann sang vom Birkenhügel
Des Mägdleins süßer Mund,
Als rauschten Engelflügel
Ob all dem stillen Grund.

Er legt in ihre Hände
Den Siegelring zum Pfand:
„Mein Waidwerk hat ein Ende,
Vergabt ist dir das Land."
Da nickt ihm Dank die Holde
Und eilet froh waldaus,
Sie trägt im Ring von Golde
Den frischen Erdbeerstrauß. —

Als noch des Hornes Brausen
Gebot mit finstrer Macht,
Da sah man Eber hausen
In tiefer Waldesnacht;
Laut bellte dort die Meute,
Vor der die Hindin floh,
Und fiel die blutige Beute,
Erscholl ein wild Halloh.

Doch seit des Mägdleins Singen
Ist ringsum Wiesengrün,

Die muntern Lämmer springen,
Die Kirschenhaine blüh'n;
Festreigen wird geschlungen
Im gold'nen Frühlingsstrahl,
Und, weil das Thal ersungen,
So heißt es Singenthal.

L. Uhland.

Herzog Ulrichs Schweinsjagd auf dem Roßfeld bei Urach im Jahr 1507.

(In alten Reimen.)

Herzog Ulrich war auch mehrmalen zu Urach gern;
Jetzt jagte Hirsch, jetzt Schwein, jetzt ging er auch nach Bärn.
Auf ein Zeit hat der Herr empfangen viel Klagen
Ueber eim großen Schwein, von dem man thät sagen.

Ein Berg bei Urach ist, der wird noch genannt Roßfeld,
Mit seiner Höhe schier, mit seinen Bäumen all Wäld
Möcht leicht übertreffen; daselbst ein großes Schwein,
Seins Grimms wegen grausam, seins Schadenthuns allein.

Verderbt die Früchte, forchtsam die Bauren verjehen
Thaten in Wahrheits Grund, die solches selbs gesehen,
Es sei in dem Teutschland kein ungeheurer Thier
Niemalen worden gsehen, auch sonsten nirgend schier.

Seine Augen gleich dem Blut flammten als ein groß Feur;
Seine Börst gleich den Spiessn aufrecht schrecklich geheur.
Mit seinem Schnarchen ihm ein Schaum fiel auf die Erd',
Sein Zähn wie Elfenbein, wie krummen Aext ohn Gefährd.

Siben Schuch war es lang, drei Zoll dazu, das ist wahr,
Fünf Schuch ward es auch hoch, darzu zween Zoll fehlt kein Haar;
Sein Ruck ward drei Schuch breit, auch zween Zoll darneben,
Sein Kopf einen Schuch lang, eilf Zoll, so war's eben.

Es thate den Samen, es that folgends den Früchten
Sehr mächtigen Schaden, entwich selben mit nichten;
Es verwühlt die Wiesen, dem Feld seine grüne Röck,
Mit seinem Rüßel stark grub heraus große Stöck.

Diesen großen Schaden wollt Herzog Ulrich wenden,
Stieg all grün hohe Berg an allen Orten, Enden.
Auch der Baumschaken nachfolgt ein tapfer Mannschaft
Mit viel scharf Schweinspießen wohl versehen wehrhaft.

Da sie kamen hinauf, warn die Garn die Strick gricht,
Sie ließen die Hund ab, es freut sich Herzog Ulrich.
Sein Gfahr han gefunden, geht bhutsam der Spur nach,
Das Schwein anzutreffen, ward dem Herzoge jach.

Das hat er auch endlich, da es Eichel fraß, geschreckt,
Sobald dasselbig er ein wenig angeblickt,
Thät der kühn Held sprechen: hui Sau, hui Sau, da bist!
Thät gegen ihm heben sein Schweinspieß auch wohlgrüst.

Das Schwein wollt es rächen, ward mit grimmigem Ernst auf,
Wollt auf den Fürsten gut, dieser setzte es aber drauf;
Vorm Laufen der Wald gab, die fallend Stöck ein Ton,
Da ward ein großer Preis sich erzeigen ein Mann.

Es thät Alles zudern, Alles thät da krachen:
Die abgelassen Hund mit dem Ruf freudig machen;
Der Fürst kämpft aber doch mit seim Spieß ritterlich
Auf das Schwein zu, wollt' das fangen meisterlich.

Das Schwein schlug stark die Hund, gab gleichsam Feuer heraus,
Als ein grimmig Rächer, schlug manchen Hund als eine Maus.
Da sollt Nichts gegolten han der Hund Molossus,
Da sollt Nichts gegolten han der Hund Melampus.

Es schlug die Hund so stark, als wären sie geschossen
Von einer dicken Kugel, die ist von Blei gegossen,
Daß manchem seine Därm thäten heraushangen,
Bis endlich der Herzog das Schwein hat gefangen.

Da lag es in seim Schweiß, es hätte der Käuz gar viel,
Der Platz entfärbt sich schier, es war ein Ritterspiel.
Aber der Schweiß los allenthalb herab
Dem Herzogen vom Haupt, das Schwein ihm z'schaffen gab.

Nahm sein heiser Horn, bald blies aus sieghafter Kehlen,
Dann die Schlacht war gewonnen, er wollt's ja nicht verhehlen.
Drauf kamen die Gefährten, blasten den Hunden ab,
Bsahen mit Verwnndern das Schwein, man ihm Preis gab.

Die Schweinhaut zu nehmen über ein Holz, das dem gleich
Künstlich zu spannen — hieß der Herzog Ulrich
Gen Urach ins Schloß, solchs zu einem Gedächtnuß
Zu behalten. Das geschah Alles ohn' ein Verdruß.

Frischlin.

Ihn schloßen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Doch er, voll Kraft, zerbrach den Felsenstein,
Und ließ sich abwärts am unsichern Bande.
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewande.
Weh! Muttererde, daß mit linden Armen,
Du ihn nicht auffingst, schützend voll Erbarmen.

Justinus Kerner.

Ein Reim von Nikodemus Frischlin.

Als Herr Frischlinus lag auf hohen Urach gfangen,
Ist Junker Hans Wilhelm von Wildenau gegangen,
Ein Hauptmann auf Urach, sonsten Vohl geheißen,
Der Frischlinum gefragt: wann die Pfaffen reisen,

Warum es mehrmalen thu gemeinlich regnen?
Frischlinus gab Antwort, doch that ihn zuvor segnen;
Wie von seiner eigner Hand, so er selbs geschrieben, ich
Daß nicht verloren werd', es setz, hält also sich:

„Edler Junker, lieber Hauptmann,
Euer Vöst die bringt ein Frag auf Bahn:

Warum es gerne regne jetzund,
Wann Mönch und Pfaffen wandern thunt?
Darauf bericht ich Euer Höst,
Als ich's gehört auf's allerbest:
Die Mönch, Nonnen und die Pfaffen,
Und Alles, was der Papst hat gschaffen,
Die sitzen gemeinlich in ihr Clausen,
Und ostermal gar tapfer brausen,
Und sammlen große Dünst im Kopf,
Und haben wenig Haar am Schopf,
Groß Platten, wie man dann wohl sicht;
Wann sie dann seyn daheimen nicht,
Und kommen heraus in die Luft,
Da steigt aus ihrem Kopf ein Dust,
Als wann ein Nebel aus eim Fluß
Aufsteigen thut mit Wasserguß,
Darauf dann Wolken hernach werden,
Bald ein Platzregen kommt auf Erden;
Dann durch die Platten viel eh gahn
Die Dünste, so sonst in Köpfen stahn,
Weder der Bauern dickem Haar;
Wer es nicht glaubt, dem sei es nicht wahr.
Das halt man für die Ursach seyn:
Wann Mönch und Pfaffen gehen aus und ein;
Die nimmt von mir an ohn' Verdruß.
Noch eins sey jetzo zu einem Beschluß:
Ein Sprichwort bei den Teutschen ist,
Nach Regen kommt ein schöne Frist,

Und wann die finster Nacht hingangen,
Da thut ein schöner Morg anfangen,
Und bricht heran der helle Tag,
Vergeht alsdann Armer traurig Klag;
Wer weiß, noch mancher Traurigkeit,
Ob in ein Freud sich wend' mein Leid,
Darauf begehr' ich auch ein Bescheid.

Uraci den 15. Septbr. 1590.

(Aus der alten, seltenen Chronik der Stadt Urach von Joh. Sebastian Wieland, welche im Jahr 1626 zu Tübingen gedruckt wurde, und den Titel führt: „Urach, das ist wahrhaftige, nutzliche, lustige Beschreibung der weitberühmten Stadt Urach an der Alb, im Herzogthum Wirtemberg gelegen u. s. w." 4to. S. 61. Aus ihr ist auch die Jagd auf dem Roßfeld entnommen.)

XVI.

Kloster Neresheim.

Auf dem sogenannten Ulrichsberg im Herdtfeld am Ausgang der schwäbischen Alb, nicht weit von der bairischen Grenze, liegt die ehemalige Reichsabtei Neresheim. Die erhabene Lage sowohl, als auch die schöne Bauart und die Großartigkeit der Gebäude geben der jetzt in ein fürstlich Thurn- und Taxis'sches Schloß verwandelten Abtei ein imposantes Aussehen.

Neresheim, in alten Zeiten auch Nerneſtheim, Nerinſtheim, vom Chroniſten Ortlieb ſogar Erinſtein genannt, wurde der Sage nach von Thaſſilo II., Herzog von Baiern, der um das Jahr 777 lebte, gegründet. Mit Beſtimmtheit aber gelten Graf Hartmann III. v. Dillingen und ſeine Gemahlin Adelheid v. Kyburg für die Gründer, indem zu Anfang des 11. Jahrh. auf dem Berge eine alte St. Ulrichskirche ſtand, bei welcher der Graf 1095 ein Kloſter ſtiftete, das er anfangs mit regulirten Chorherren beſetzte, welche, zwölf an der Zahl, aus dem Kloſter Zwiefalten kamen. Allein ſchon 1105 verwandelte der Graf das Stift in ein Benediktiner-Kloſter und ſein Bruder Ernſt war der erſte Abt deſſelben. Mehrere Jahre ſpäter, nach dem Tode ſeiner Gemahlin, trat auch der Stifter Graf Hartmann ſelbſt als Laienbruder in das Kloſter, und lebte als ein Muſter der Demuth und männlicher Tugend bis zum Jahr 1121, wo er am 16. April ſtarb. Seine Gebeine, wie auch jene ſeiner Gemahlin Adelheid, ruhen in der Kloſterkirche, wo ſein Grabſtein noch zu ſehen iſt.

Die Schirmvogtei hatten anfangs die Grafen von Dillingen. Das Kloſter gedieh unter ihnen zuſehens, indem ſie ſich insgeſammt ſehr wohlthätig und freigebig gegen daſſelbe erwieſen. So ſchenkte ihm Hartmann, der erſte Sohn des Stifters, Harthauſen bei Ulm mit der dortigen Pfarrkirche. Adelbert, der zweite Sohn, gab von Bopfingen und Oſterweiler,

was er daselbst besaß. Von Albert, des Stifters Enkel, empfing es Kleinkuchen mit allen Rechten; von Hartmann, Alberts Bruder, ein großes goldenes Kreuz mit Leuchtern und ein Gut zu Wismank; von Adelbert, dem Dritten, zwei Höfe in Ummenheim und einen in Wizlingen; von Ulrich ein Gut mit daran gränzendem Weinberge. Von Hartmann V. erhielt es Balmertshofen mit der Kirche u. s. w. Von Ludwig dem Jüngern das Gut Steinbuch, und von Albert dem Letzten einen Hof in Dillingen.

Die Besitzungen des Klosters waren bei dem Uebergang an den Fürsten von Thurn und Taxis noch sehr zahlreich, und bestanden außer der Abtei Neresheim mit allen Baumgütern an Aeckern, Wiesen und verschiedenen auf dem Berge und um das Kloster stehenden Häusern, wohin auch die eine Viertelstunde entlegene Kapelle Mariabuch gehörte, aus den Dörfern Auernheim, Ebnat, Elchingen, Großkuchen und Kleinkuchen; den Weilern Affalterwang, Hochstatt, Nietheim, Niesitz, Rothensohl und Steinweiler; ferner aus den Höfen Autelhof, Diepertsbuch, Hagenbuch, Hubertsweiler, Mittelhof und Waldzierten, sowie auch aus mehreren Mühlen. Ferner besaß das Kloster vor seiner Aufhebung eine große ansehnliche Bibliothek, eine Buchdruckerei, ein Naturalien- und Münzkabinet, sowie ein mathematisches Museum. Zur beständigen Vermehrung dieser wissenschaftlichen Anstalten waren jährlich bedeutende Summen ausgesetzt. Auch befand sich in dem Kloster ein besonderes Schulgebäude, in

welchem Unterricht in den verschiedenen Sprachen und andern Kenntnissen gegeben wurde. Im ganzen Gebiet des Reichsstiftes waren Normalschulen eingeführt und gute Anstalten getroffen, wodurch die Jugend unterrichtet wurde.

Was die früheren Schicksale des Klosters betrifft, so wurde es zu verschiedenen Zeiten ein Raub der Flammen. Namentlich als die Streitigkeiten zwischen den Päpsten und Kaisern immer größer wurden, und die Kriege zwischen den Welfen und Gibellinen heftiger ausbrachen, wurde Neresheim vom Jahr 1246 bis 1249 von Conrad, des Kaisers Friedrich II. Sohn, und von Graf Heinrich von Burgau aus Haß gegen die päpstlich gesinnten Grafen Hartmann und Albert von Dillingen zweimal in Brand gesteckt, und einmal Alles umher, was dem Kloster und den Grafen gehörte, verwüstet. Graf Albert, der Sohn, ließ deßhalb das Kloster als Schirmherr im Jahr 1250 mit Schanzen und Wällen umgeben, und auf dem Hügel St. Andreas ein festes Schloß errichten. Im Jahr 1257 starb dieser Graf Albert ohne Erben, und im Jahr darauf auch sein Vater Hartmann der Aeltere, mit welchem die gräflich Dillingische Familie bis auf einen einzigen Sprossen, Hartmann den Jüngeren, erlosch; dieser Hartmann war Alberts Bruder und Bischof von Augsburg.

Da nun das Kloster auf diese Weise seine Schirmherren verloren hatte, stand es ihm nach des Stifters Willen und gemäß der Bestätigungsbullen der Päpste

Urban II. und Honorius II. frei, sich nach Belieben selbst einen Schirmherren zu wählen. Graf Ludwig von Oettingen aber benützte diese Gelegenheit, wo das deutsche Reich selbst ohne Oberhaupt war, denn kurz vorher (im Jahr 1254) starb nämlich Kaiser Conrad IV., und hinterließ nur einen unmündigen Sohn Conradin; — und „er eroberte im J. 1258 — so berichtet die Chronik des nahe gelegenen Frauenklosters Maria-Medingen — Neresheim das Kloster und Neresheim das Städtlein und alle Vogtei mit allen Zugehörden des ganzen Herdtfelds."

Von dieser Zeit an gab es zwischen den Grafen von Oettingen und dem Kloster beständig Streit und zuweilen auch sehr feindselige Auftritte. Das Kloster klagte über Anmaßungen, Bedrückung und Kränkung seiner Rechte, seiner Güter und Freiheiten. Es sträubte sich dagegen und war bald mehr, bald weniger bemüht, seinen ursprünglichen Stand der Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Die Grafen dagegen suchten sich dasselbe immer mehr und mehr zu unterwerfen. Es entstunden also zuletzt selbst bei den höchsten Reichsgerichten wichtige Processe, und erst im Jahr 1764 wurde von dem Abte Benedikt Maria und dem damals regierenden Grafen Philipp Carl von Oettingen-Wallerstein ein Vergleich geschlossen, in welchem das Kloster mit Abtretung des am Fuße des Klosterberges gelegenen Städtchens Neresheim und noch vieler anderer Orte, Unterthanen, Gerechtsamen, Geld und Güter sich

von aller Abhängigkeit vom Hause Oettingen losmachte, und dadurch wieder seiner Stiftung und seinen ältesten Ansprüchen gemäß ein unmittelbares freies Reichsstift wurde, dessen Prälat sowohl auf dem Reichstage, als auch bei dem schwäbischen Kreise unter den übrigen Reichsprälaten Sitz und Stimme hatte.

Besonders Viel mußte das Kloster Neresheim zur Zeit der Reformation von der Mitte des 16. bis zur Hälfte des 17. Jahrhunderts leiden. Im Jahr 1546 brach gegen den Kaiser und die katholischen Stände der schmalkaldische Krieg aus, in welchem Neresheim nicht nur durch Brandschatzungen und häufige Abgaben an Geld, Getraide u. s. w. hart bedrängt wurde, sondern auch der protestantische Graf Ludwig von Oettingen-Oettingen fiel selbst mit bewaffneter Hand im Kloster ein, und verlangte unter Todesdrohungen, daß man den katholischen Religionsübungen, besonders dem Meßopfer, ein Ende machen und sich ihm als rechtmäßigem Schirmherrn verpflichten solle. Der Prälat und das Convent waren aber standhaft und glücklich genug, diese ungerechten Forderungen des Grafen von sich abzuweisen. Er machte sie hierauf an die Bürger des Städtchens Neresheim, konnte es aber auch hier nicht anders, als mit Gewalt dahin bringen, daß ihm die Huldigung geleistet wurde.

Während dieser Zeit rückte Kaiser Carl V. mit seinen Völkern heran, die Feinde zogen ab, und das äußerst bedrängte Stift hatte die Gnade, diesen Fürsten

am 25. November 1546 in seinen Mauern über Nacht zu beherbergen. Am folgenden Morgen wohnte Carl dem heil. Meßopfer des Prälaten bei, besprach sich nachher mit dem Cardinal und Bischof von Augsburg, Otto, Truchseß von Waldburg, nahm das Mittagsmahl ein und schenkte vor seiner Abreise dem Abte zum Andenken eine kostbare mit Gold und Perlen reich geschmückte Inful.

Das erste Ungewitter war nun zwar vorüber, und man fing an, sich von dem erlittenen Schrecken und Schaden zu erholen, als plötzlich wieder ein anderes, noch viel größeres ausbrach. Im Jahr 1552 fiel nämlich Moriz, Churfürst von Sachsen, mit seinen Verbündeten in Schwaben und Franken ein. Markgraf Albert von Brandenburg war einer der letzteren; dieser kam am 27. April mit vielem Volke im Kloster an. Er betrug sich zwar freundlich und versicherte, daß dem Kloster kein Schaden geschehen solle. Demungeachtet aber wurde des andern Tages eine Brandschatzung von 10,000 Gulden gefordert und am dritten Tage nahm er zehn Pferde mit sich fort. Kaum waren zwei Tage verflossen, so erschienen sächsische und schlesische Truppen; von diesen wurde nun das Kloster gegen alles Versprechen des Markgrafen nicht nur rein ausgeplündert, sondern auch, was sie nicht fortschleppen konnten, wurde zerbrochen und verwüstet. Die Geistlichen wurden grausam mißhandelt, geschlagen oder verwundet, ja man setzte ihnen die geladenen Gewehre auf die Brust und ver-

angte, daß sie angeben sollten, was sie nicht hatten. Alle verließen in äußerster Furcht das Kloster und nahmen ihre Zuflucht zu den Bürgern des Städtchens, bei welchen sie mehrere Wochen zubrachten.

Der protestantische Graf Ludwig v. Oettingen hatte zu gleicher Zeit seinen katholischen Bruder Friedrich vertrieben, und sich in den Besitz der Güter und Herrschaft desselben gesetzt. Man nahm von Seiten des Klosters in dieser höchsten Noth seine Zuflucht zu ihm, allein statt Hülfe zu finden, ging man seinem gänzlichen Verderben entgegen. Ludwig schickte am 6. Mai, während man im Kloster noch plünderte, 20 bewaffnete Reiter in das Städtchen Neresheim, nahm den Abt Johann III. gefangen, und schleppte ihn unter den Verhöhnungen seiner Begleiter in das Schloß Wallerstein. Von hier wurde nach 14tägigem Gefängniß der Abt wieder nach Neresheim gebracht und genöthigt, sammt dem Convente dem Grafen Ludwig und dessen Söhnen den Eid der Treue zu leisten. Prior Martin Unkauf und Großkeller Ulrich Windsch wurden nun auch gefangen und mit dem Prälaten zurück nach Wallerstein in Verwahrung gebracht. Es mußte jetzt alles geflüchtete Silber, alle Schriften und baares Geld sammt anderen Kostbarkeiten, sogar auch die Insiegel des Prälaten und Convents, dem Grafen angezeigt und ausgeliefert werden. Bei diesem Vorfalle gingen, nebst vielen andern Gegenständen, auch die besten Urkunden verloren; ebenso ein mit Silber beschlagenes, vom

heil. Ulrich selbst geschriebenes Evangelienbuch, und das goldene, mit kostbaren Steinen besetzte Kreuz, welches Graf Hartmann, der Enkel des Stifters, dem Kloster geschenkt hatte.

Am 16. Mai wurden der Prior und Großkeller ihrer Haft entlassen, der Abt Johann aber noch so lange gefangen gehalten, bis er und das Convent in alle ihnen vorgelegten Punkte gewilligt und eine Schuldenlast von mehr als 12,000 Gulden übernommen hatten. Erst am 12. August entließ man den Abt.

Im Jahr 1553 suchte das Kloster Hülfe bei dem Kaiser: es wurde dem Grafen die Zurückgabe des Abgenommenen aufgetragen, und alle mit Gewalt erzwungene Verbindlichkeiten wurden als nichtig erklärt. Selbst Graf Friedrich von Wallerstein, der nun wieder in den Besitz seiner Güter gelangt war, nahm sich des Stiftes gegen seinen Bruder an, aber bis auf einige Urkunden, die man zurück erhielt, war alles Andere verloren. Ja, Abt Georg II. bezahlte noch dazu im Jahr 1577 eine große Summe Geldes, um nur einmal des Streites über diese Sache und aller weiteren Forderungen enthoben zu seyn.

Auch später erlitt das Kloster zur Zeit des 30jährigen Krieges viel Ungemach, denn im Jahr 1633 wurde es durch den schwedischen Reichskanzler Oxenstierna als Kriegsbeute erklärt, und General Lorenz Hofkirch nahm es in Besitz. Zum Glücke jedoch wurde im Jahr darauf das schwedische Heer bei Nördlingen geschlagen und Hofkirch, der beinahe

alle Geistliche des Klosters ins Elend gejagt und die Pfarreien des Landes mit Predigern seiner Religion besetzt hatte, genöthigt, die Abtei zu verlassen, nachdem er sie ungefähr ein Jahr lang in Besitz gehabt hatte.

Von jetzt an genoß das Kloster die Segnungen des Friedens bis zum Jahr 1702, da der französisch-bairische Krieg ausbrach. Der Abt und viele seiner Mönche mußten sich abermals flüchten, die Gegend ward bald mit Soldaten der Freunde, bald mit denen des Feindes überschwemmt, aller Vorrath wurde aufgezehrt und mehr als 22,000 Gulden Brandschatzungen mußten an die Franzosen bezahlt werden. Im Jahr 1707, bei dem abermaligen Ausbruche eines französischen Krieges, flüchtete sich der Abt Magnus mit den besten Kirchengeräthen nach Nördlingen, weil der Feind vor der Thüre stand; doch blieb es dießmal bei den Drohungen und dem Schrecken, ohne beträchtlichen Schaden.

Ferner nahm in den Jahren 1796 und 1800 in den französischen Revolutionskriegen der General Moreau sein Hauptquartier im Kloster Neresheim, in welchem er sich das erstemal vom 8—14. August aufhielt, und nachdem er die Oesterreicher in einem hitzigen Treffen besiegt, sowie den schwäbischen Ständen eine Contribution von 13,580,000 Gulden an Geld und Naturalien auferlegt hatte, wieder abzog.

Nach diesen vielfachen Unruhen gelangte endlich das Kloster unter den Abt Benedikt Maria,

welcher, wie schon erwähnt, die mehr als 500jährigen Streitigkeiten mit den Grafen von Oettingen wegen der Schirmvogtei beilegte, zu seiner höchsten Blüthe. Dieser Abt, ein wahrhaft großer und seltener Mann, dessen Geschlechtsname Angern war, wurde zu Hagenwyl in der Schweiz geboren. Seine ausgezeichneten Talente bahnten ihm den Weg zur abteilichen Würde, denn erst 36 Jahre alt, wurde er am 3. Juni 1755 zum Abte erwählt. Unter ihm erhielt das Kloster eine ganz neue Organisation; er schaffte sowohl bei geistlichen, als weltlichen Aemtern in und außer dem Convente mancherlei Mißbräuche ab, führte bessere Grundsätze, mehr Ordnung und Thätigkeit ein; strenge hielt er auf Beobachtung der Disciplin, auf Treue und Fleiß. Aller Orten und in allen Fächern, in gottesdienstlichen, wissenschaftlichen, ökonomischen und politischen Einrichtungen kamen Aenderungen und Verbesserungen vor. Jedes Amt erhielt seine schriftliche Instruktion, an welche sich derjenige, welcher es versah, genau zu halten hatte.

Aus dem Gesagten erhellt, wie weit umfassend, wie lebhaft und rastlos der Geist dieses Prälaten gewesen; auch seine Bildung war fein, sein Scharfblick groß, und lehrreich und unterhaltend sein freundschaftlicher Umgang. Jedermann hatte Zutritt zu ihm und er sprach mit Jedem; großmüthig beschenkte und belohnte er, konnte aber auch wieder sehr sparsam sein und auf ein Geringes sehen. Seine ganze Lebensweise war sehr einfach, immer nüchtern und begnügsam mit

Allem; er that sich wenig zu gute und führte weder in Kleidung noch Wohnung eine Pracht, wußte sich aber doch nach Würde sehen zu lassen, wenn es die Umstände erforderten. So war Benedikt ein Gegenstand der allgemeinen Achtung und Bewunderung, aber leider nicht der allgemeinen Liebe, denn sein rascher Gang in Geschäften, seine Strenge gegen Untergebene, sein fester Sinn und seine Unnachgiebigkeit, wo er glaubte Recht zu haben, erbitterten oft und machten Viele gegen ihn abgeneigt und unzufrieden. Wenn es aber auch Manchem schwer fiel, unter ihm zu leben, so war es doch Allen gut und nützlich, denn gerade einen solchen Mann mußte die Abtei haben, um das zu werden, was sie durch ihn geworden ist, und sein Andenken wird immer im Segen bleiben. Ueber 32 Jahre regierte dieser Abt mit anhaltender Geisteskraft, doch seine Gesundheit fing früher an erschüttert zu werden. In den letzten Jahren war er oft längere Zeit an das Bett und Zimmer gefesselt; er erholte sich zwar jedesmal wieder, bis endlich seine Krankheit tödtlich wurde und er am 24. Juli 1787 starb. Sein Leichnam ruht auf dem Gottesacker, den er selbst angelegt, eingeweiht und in welchem er nach seinem ausdrücklichen Verlangen begraben wurde. Sein Grabstein ist sehr einfach und trägt die Inschrift seines Namens.

Auf Abt Benedikt Maria folgte vor der Aufhebung des Klosters nur noch ein einziger Abt, und zwar der Reichsprälat Michael Dobler. Unter ihm wurde

der herrliche Kirchenbau vollendet, das Kloster verschönert und überhaupt zur Förderung der Religion, der Künste und Wissenschaften ebenfalls sehr Vieles gethan.

Außer den angeführten Aebten standen in einem Zeitraume von 700 Jahren dem Kloster 45 Aebte vor. Bis in das 16. Jahrhundert waren beinahe alle von Adel; von mehreren besaß das Kloster ihre ächten Bildnisse: die Gemälde der übrigen waren Idealstücke und hingen sämmtlich mit ihren geführten Wappen und kurzen lateinischen Inschriften im unteren Conventgange des Klosters. Die Reihenfolge dieser Aebte ist: Ernst 1095; Hugo; Dieterich I. 1101; Heinrich I. 1119; Pilgrin 1125; Ortlieb 1141; Heinrich II. 1166; Degenhard 1199; Godebald 1219; Ruggerus 1249; Ulrich I. 1258; Walter I. 1260; Dieterich II. 1262; Friedrich 1287; Heinrich III. 1308; Colomann; Ulrich II. 1329; Walter II. 1349; Konrad 1368; Wolfhard 1372; Wilhelm 1380; Nikolaus 1392; Ulrich III. 1405; Heinrich IV. 1423; Rudolph 1446; Georg I. 1465; Eberhard 1476; Johann I. 1494; Simon 1507; Johann II. 1510; Matthias 1529; Johann III. 1545; Georg II. 1566; Melchior 1584; Benedikt I. 1616; Menrad 1647; Benedikt II. 1664; Christoph 1669; Simbert 1682; Magnus 1706; Amand 1711;

Edmund 1729; Aurelius 1739; Benedikt Maria 1755 und Michael Dobler 1787.

Unter den aus der klösterlichen Bildungsanstalt hervorgegangenen Männern zeichnete sich auch der Geistliche Benedikt Maria Werkmeister ganz besonders aus. Dieser aufgeklärte theologische Schriftsteller legte im Jahr 1765 sein Ordensgelübde ab, trat später als Hofprediger in wirtembergische Dienste und wurde Oberkirchen- und Studienrath, als welcher er auch das Ritterkreuz des Ordens der wirtembergischen Krone erhielt.

Mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts verlor das Kloster Neresheim seinen Rang, den es bisher unter den schwäbischen Klöstern eingenommen. Es wurde im Jahr 1803 dem Fürsten Carl Anselm von Thurn und Taxis für seine an Frankreich abgetretenen Besitzungen zugewiesen. Dieser verwandelte Anfangs das Kloster in eine Lehr- und Erziehungs-Anstalt unter dem Namen »Lyceum Carolinum.« Als aber im Jahr 1806 das fürstlich von Thurn und Taxis'sche Haus mediatisirt und der Souverainetät der Rheinbundsfürsten unterworfen wurde, so mußte auch das Lyceum, wie früher das Kloster selbst, den Zeitverhältnissen zum Opfer fallen und es ward am 13. September 1806 förmlich aufgehoben. Im gleichen Jahre kam die Landeshoheit über Neresheim an Baiern und von diesem an Wirtemberg. Die Abtei mit ihren Nebengebäuden wurde von dem Fürsten in ein Schloß

verwandelt, welches abwechselnd mit dem zu Regensburg die Residenz bildet.

Nachdem wir das Merkwürdigste aus der Geschichte des Klosters angeführt haben, wollen wir nun zur Schilderung der herrlichen Klosterkirche übergehen.

Am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde das Kloster Neresheim unter den Aebten Simbert und Amand ganz neu erbaut, nur die alte Kirche blieb stehen. Da sie aber zu klein und baufällig war, so mußte man sich nothwendig zur Erbauung einer neuen entschließen. Abt Aurelius faßte diesen Entschluß und unternahm das große Werk nach dem Plane und unter der Aufsicht des berühmten Baumeisters Balthasar Neumann, welcher auch das schöne bischöfliche Schloß in Würzburg, sowie die daselbst über den Main führende steinerne Brücke erbaut hat. Im Jahr 1745 fing man an, den Grund zum Bau der Kirche zu graben, und 1750 wurde vom Abt Aurelius am 4. Juli, als am Feste des heil. Ulrichs, der erste Stein gelegt. Unter diesem Abt gelangte der Kirchenbau zu einer ansehnlichen Höhe, und wurde nach dessen Tode von seinem Nachfolger Abt Benedikt Maria fortgesetzt, welcher weder Mühe noch Kosten sparte, um das Werk zur erwünschten Vollkommenheit zu bringen. Leider starb während des Baues der Baumeister Neumann, und das Gebäude wurde nun unter der Leitung verschiedener Architecten, besonders eines Wiedemanns von Donauwörth und

Kellers von Gmünd, fortgesetzt. Abt Benedikt berief ferner im Jahre 1770 den ebenfalls berühmten Maler Martin Knoller, und bald darauf übergab er die Stuccatur- und Bildhauerarbeiten dem in diesem Fache gleichfalls geschickten Künstler Thomas Scheithauf. Nach 6 Jahren wurde Knoller mit seiner Arbeit fertig; es stund noch zwei Jahre an, und Abt Benedikt segnete am Rosenkranzfeste den 5. Oktober 1778 die Kirche mit vieler Pracht ein, um sie, obwohl noch nicht ganz ausgebaut, zu gottesdienstlichen Handlungen benützen zu können. Das Bauen und Verzieren der Kirche dauerte auch noch nach dem Tode Benedikts fort, denn sein Nachfolger Michael hatte noch Vieles theils neu anzuschaffen, theils zu vollenden. Im Jahr 1792 erhielt die Kirche ihre gänzliche Vollendung und wurde am 9. Septbr. durch den Bischof August von Ungelter, Suffragan und Generalvikar zu Augsburg, feierlich eingeweiht.

Die Kirche selbst hat die Form eines Kreuzes und macht schon durch ihr Aeußeres einen sehr günstigen Eindruck. Nur der Abgang eines zweiten Thurmes, der dem vorhandenen gegenüber angebracht sein sollte, wird besonders von der nördlichen Seite her ziemlich bemerkt. Die Lage der Kirche ist frei, so daß sie das Licht von allen Seiten bequem aufnehmen kann. Selbst die von Süden her daranstoßenden zwei Flügel des Klostergebäudes benehmen ihr Nichts von der Helle. Ihre Länge beträgt 300, die Breite in

der Mitte, wo sie in das Kreuz auslauft, 175 Fuß; ihre Höhe hält unter der mittleren Kuppel 105, unter den übrigen 70 Fuß. Der Chor ist nach alter kirchlicher Sitte gegen Osten, das Portal gegen Westen gebaut; gegen Süden ist der gewöhnliche kleinere Eingang angebracht. Außerhalb der Kirche ist eine 11 Fuß hohe Terrasse und Gallerie von massiven Quadersteinen mit Postamenten, Vasen und einem eisernen Gitter geziert. In der Mitte führt eine doppelte Hauptstiege und auf der Südseite eine Nebentreppe hinauf. Auf eben dieser Seite erhebt sich der große, schon 1618 unter dem Abt Benedikt I. ganz aus Quadersteinen erbaute 165 Fuß hohe Thurm.

Die Hauptfront oder Façade der Kirche ist ebenfalls von gehauenen Steinen nach modernem Geschmacke aufgeführt. Sie hat 10 Fenster, welche in doppelter Reihe übereinander stehen, zwei auf korinthischen Säulen ruhende Hauptgesimse mit einer über dem zweiten Gesimse zu beiden Seiten angebrachten Gallerie mit einer Ballustrade von Stein, zwischen welchen zwei steinerne, aber mit Blech bedeckte Thürmchen sich befinden, welche dem Frontispitz ein besonders schönes Ansehen geben. In der Mitte über dem Portale ist ein Erker oder Balkon mit der großen goldenen Inschrift: HAEC EST DOMUS DEI (dieß ist Gottes Haus). Rückwärts in der Nische ist das Wappen Benedikts Maria in Stein gehauen. Neben demselben laufen zwei auf starken Pfeilern ruhende korinthische Säulen an das untere Gesimse hin und unter-

stützen die auf demselben angebrachten zwei große steinerne Statuen, welche die Heiligen Ulrich und Afra als Bisthums-, Kloster- und Kirchenpatronen vorstellen. Noch weiter oben in der Mitte des Frontispitzes ist ein rundes Uhrblatt, und über demselben in einer Nische die Statue des Welterlösers. Zwei nebenstehende Steinvasen machen die Krone des Architekturstückes aus.

Im Innern der Kirche ist in der Höhe eine Reihe von sieben Kuppeln, deren fünf die Länge, und zwei, nebst der mittleren, die Breite der kreuzförmig gebauten Kirche ausfüllen. Die größte ruht in der Mitte auf vier Paar freistehenden großen korinthischen Säulen, die übrigen werden durch eine Reihe von zwölf zu beiden Seiten angebrachten Wandpfeilern unterstützt. Alle sind mit Malereien und einer sehr hübschen Einfassung geziert.

Die Malerei der ersten Kuppel, die über dem Chore hinter dem Choraltare steht, stellt das heilige Abendmahl vor. Christus sitzt hier mit einer ruhigen und freundlichen Miene im Kreise seiner Jünger am Tische, und Johannes schmiegt sich an die Brust seines Meisters. Die zweite Kuppel, welche vor dem Altare über dem Presbyterium angebracht ist, enthält die Auferstehung Christi. Der vom Todesschlummer Erwachte steht als Sieger in voller Majestät auf dem verrückten Grabsteine, schwingt die Siegesfahne und himmlische Chöre jauchzen ihm Triumph entgegen. Dieses ist beinahe das herrlichste Gemälde

in der Kirche; der Maler selbst fand es würdig, daß sein Name darin stehen sollte, und schrieb Martin Knoller fecit 1771 hinein. Die dritte und mittlere eiförmige Kuppel, welche auf vier Paar freistehenden korinthischen Säulen ruht, übertrifft alle übrigen an Größe um Vieles. Sie ist der Mittelpunkt, von dem aus sich die Kirche in's Kreuz theilet. Im größern Durchschnitte hält sie 75, und in der Tiefe oder Höhe vom Hauptgesimse an 50 Fuß. Die Malerei stellt hier das Himmelreich vor. Christus sitzt zur Rechten des Vaters auf dem Throne der Gottheit, und der heilige Geist schwebt in der Mitte über dem Vater und dem Sohne. Zu ihrer rechten Seite zieht die Religion in weißem Gewande und mit einem Kelche in der Hand den Schleier von diesem Geheimnisse der Dreieinigkeit hinweg, und der ganze Himmel, Engel und Heilige des alten und neuen Bundes beten an. Zur Seite an diesem gemalten Himmel ist der Engelsturz angebracht. Fürchterlich stürzen die Ungeheuer unter Michaels Schwert und Fuß zusammen, und fallen dem Abgrunde zu. Endlich ist auf jedem der vier Hauptpfeiler dieser Kuppel dort, wo sie sich über dem Hauptgesimse an die Kuppel anschließen, ein Evangelist im Gemälde entworfen, zum Zeichen, daß der Himmel auf diesen vier großen Männern, auf dem Evangelium, wie auf vier Säulen ruhe. Die Malerei der vierten Kuppel, welche von dieser großen gegen Norden im Arme des Kreuzes liegt, stellt die Taufe Christi von Johannes im

Jordan vor; die fünfte, gegenüber, im mittäglichen Arme des Kreuzes angebrachte Kuppel, die Reinigung Mariä, oder die Darstellung Christi im Tempel. Die Architektur des Tempels sowohl, als auch die Zeichnung der Personen, welche darin vorkommen, sind Meisterstücke. Die sechste Kuppel ist zwischen dem Predigtstuhle und dem gegenüberstehenden Taufbrunnen angebracht, und enthält Christum, wie er als 12jähriger Knabe im Tempel zwischen den Lehrern sitzt, ihnen Fragen vorlegt und selbe beantwortet; diese Malerei ist ebenfalls durchgängig vortrefflich. Die siebente und letzte Kuppel endlich, die sich über dem hintern Orgelchore, und über dem Eingange der Kirche zeigt, enthält die Malerei, wie Christus voll heiligen Eifers für die Ehre seines Vaters und dessen Haus die Wechsler, die Käufer und Verkäufer aus dem Vorhofe jagt.

So viel von der Malerei — Plan, Zeichnung und Colorit, Alles ist vortrefflich; die Farben sind sehr schön und gut, so zwar, daß sie bisher durch die Länge der Zeit nichts von ihrer Lebhaftigkeit und Helle verloren haben. Der Pinsel ist durchaus so fein geführt, daß sich jedes Bild in der Nähe eben so gut ausnimmt, wie in der Ferne.

Die Einfassungen dieser Kuppeln, die Gurten, die sich zwischen denselben von einer Seite der Kirche zur andern durchwinden, und die Verzierungen der Fenster, welche sich über dem Hauptgesimse befinden, sind ebenfalls sehr gut gemalt, und zwar an manchen

Orten so täuschend, als wenn sie von der erhabensten Stuccatur-Arbeit verfertiget wären.

Der große freistehende Hochaltar ist von natürlichem Marmor ausgeführt. Der auf ihm zwischen acht jonischen Säulen im Goldschimmer prangende Tabernakel, die sechs vergoldeten sieben Fuß hohen Leuchter und andere Verzierungen heben den schon für sich schönen weißgrauen und rothschwarzen Marmor noch mehr heraus. An der Rückwand steht ein großes, von weißem Alabaster geschliffenes Cruzifix, welches sich in der Ferne zeigt, als wenn es unmittelbar zum Altare gehöre und auf der Kuppel des Tabernakels ruhe. Zwischen diesem Cruzifix und dem Hochaltare liegt der Chor; eine marmorne mit vergoldeten Figuren, Vasen, Rosetten und Guirlanden gezierte Scheidewand schließt zu beiden Seiten denselben. An den beiden Portalen dieser Marmorwand sind anstatt der sonst gewöhnlich vor dem Hochaltare herabhängenden Ampeln ein paar hübsche Vasen angebracht, in welchen das zur Kirche gehörige Licht unterhalten wird. Auf den Seiten der Kirche zeigt sich die Architectur derselben in seiner ganzen Größe. Oben, wo sich die Malerei endiget, erscheint ein prächtiges Hauptgesims, korinthischer Bauart. Es zieht sich rings um die ganze Kirche herum, und ist so breit, daß man bequem darauf gehen kann. Weiter herab, zwischen der Mauer und den Wandpfeilern, sind Gänge angebracht und mit einer geschweiften Ballustrade versehen, welche immer von einem Pfeiler zum

andern läuft und eine schöne Reihe von Oratorien bildet. Unten sind eben solche Gänge, aber ohne Einfassung, und im Langhause zeigen sich darin sechs aus Eichenholz gemachte antike Beichtstühle.

In dem hinteren Theil der Kirche ist die Emporkirche, welche auf vier viereckigten jonischen Pfeilern ruht und mit weißer Stuccaturarbeit geschmückt in sanften Schweifungen sich von einer Seite der Kirche zur andern zieht. Zwischen diesen Pfeilern und auch vor den auf beiden Seiten herunterlaufenden kleinen Nebengängen steht ein großes, sehr massives eisernes Gitter, welches mit vergoldeten Guirlanden, und oben mit hübschem, ebenfalls aus Eisen gemachtem und vergoldetem Blumenwerk verziert ist.

An dem Hauptgebäude sind Verzierungen nur um die Fenster, zwischen den Seitengängen und oben an den Säulen, und zwar nur sehr leichte antike Stuccaturarbeiten angebracht. Die Mauern aber, die Säulen und Lesinen sind bis auf die Erde herab ganz weiß. Mit der marmornen Scheidewand, welche den Chor vom Presbyterium trennt, sind ebenfalls aus Eichenholz gemachte, antike Chorstühle verbunden. Die zwei vordersten und der in der Mitte stehende Chorstuhl des Abtes sind hinten mit vergoldeten Basreliefs geziert und laufen zu beiden Seiten in ovaler Schweifung gegen die Marmorwand.

Mitten über diesen Chorstühlen erhebt sich rechts und links eine Orgel mit 55 Registern, deren zwei

Käſten, ſowie auch der obere Theil der Chorſtühle mit vergoldeter Stuccaturarbeit verziert ſind.

In der Mitte des Chors wurde im Jahre 1831 das von dem berühmten Bildhauer Dannecker in Stuttgart verfertigte, von dem Fürſten von Thurn und Taxis erkaufte, und für die fürſtliche Familiengruft beſtimmte Chriſtusbild aus carrariſchem Marmor, ein Meiſterſtück, das die Bewunderung aller Kenner auf ſich zieht, aufgeſtellt. Es iſt ſieben Fuß hoch, und ſteht auf einem vier Fuß hohen und drei Fuß breiten Piedeſtal von Marmor. Unten an der Vorderſeite des drei Zoll hohen Sockels ſtehen die Worte: Durch mich zum Vater. Den Schluß des Chores machen in der Mitte der Hochaltar, und auf beiden Seiten die ſchon erwähnte neun Fuß hohe Scheidewand.

Zu beiden Seiten des Hochaltars ſtehen gegen einander gekehrt zwei aus dem gleichen Marmor verfertigte und mit vergoldeten Vaſen, Guirlanden und Roſetten gezierte Credenztiſche; ſie haben eine 18 Fuß hohe Architectur und ſind beinahe wie Altäre gebaut. In gleicher Linie herabwärts ſtehen auf beiden Seiten die Faldiſtorien oder Sitze des Celebranten und ſeiner Miniſter. Sie ſind ebenfalls von Marmor nach antikem Geſchmack erbaut, mit vergoldeten Verzierungen geſchmückt und ſtellen zwei ſchöne Mauſoläen vor, in deren Mitte die beiden Stifter des Kloſters Thaſſilo und Hartmann aus weißem Alabaſter in Basreliefs angebracht ſind. Neben ihnen

liegen ihre Schilde und Wappen; Thassilo hält den Grundriß der alten und Hartmann jenen der neuen Kirche in der Hand. Das Faldistorium des Abtes ist um eine Treppe höher, als die anderen, und mit einem Baldachin von Marmor versehen. Ueber jedem kniet ein großer und ein kleiner Genius; einerseits haben sie Inful und Stab, anderseits Stola und Baret in den Händen; alle sind fein ausgearbeitet und ganz vergoldet.

Das Presbyterium ist mit großen geschliffenen Steinen gepflastert, sehr geräumig, frei und gegen das Langhaus hinab mit einer marmornen Einfassung geschlossen. Diese besteht aus schönem, weißgrauem Marmor, und lauft in einem ovalen Zirkelbogen gerade nach der Wendung der darüber stehenden großen mittleren Kuppel; dann zieht sie sich allmählig in gleicher Krümmung zu beiden Seiten über das Kreuz der Kirche hinab und schließt sich an die Postamente der Hauptsäulen an. Das Gitterwerk ist antik gearbeitet und mit vergoldeten Knöpfen, Rosetten u. s. w. verziert. Außerhalb dieser Einfassung ist ein großer, leerer, ganz runder Platz, nach der Form der über ihm stehenden großen Kuppel, von welchem aus man die ganze Kirche übersehen kann.

Ferner befinden sich in der Kirche an den vier Postamenten der Hauptsäulen vier Altäre, deren Antritte aus geschliffenen Steinen und nur eine Treppe hoch sind. Die Tische und die Fassungen, worin das Altarbild von weißem, geschliffenem Alabaster in Bas-

relief angebracht ist, sind von Marmor mit vergoldeter Stuccatur-Arbeit verziert und stehen in folgender Ordnung: Altäre auf der nördlichen Seite: 1) Der heilige Benedikt. 2) Die heilige Scholastika. Auf der südlichen Seite: 1) Der heilige Joseph. 2) Die Heiligen Peter und Paul. Wo sich ferner die Kirche in das schon mehrmals erwähnte Kreuz ausbreitet und gleichsam zwei Seitenkapellen bildet, sind ebenfalls drei Altäre in jeder Kapelle, einer in der Mitte und zwei auf den Seiten. Der mittlere Altar auf jeder Seite ist groß und ansehnlich, drei Treppen hoch mit einem schönen Tabernakel nach jonischer Architectur, und mit vier kupfernen, im Feuer vergoldeten fünf Fuß hohen Leuchtern versehen. Der Altartisch steht frei da, wie jener des Hauptaltars, und ist gleichfalls aus Marmor, sowie auch die Rückwand, über welcher sich zwischen einer goldenen Rahme das von weißem Alabaster geschliffene Altarbild zeigt. Die zwei anderen Altäre auf beiden Seiten dagegen haben weiter nichts, als einen marmornen Tisch, auf welchem die Statue eines Heiligen von weißem Alabaster auf einem Postament in Lebensgröße angebracht und mit zwei kleinen Vasen auf beiden Seiten geziert ist. Die Altäre sind folgende: Auf der nördlichen Seite der Hauptaltar: die heil. Dreifaltigkeit, mit den Nebenaltären des heiligen Andreas und heiligen Ulrichs. Auf der südlichen Seite der Hauptaltar: Mariä Verkündigung mit den Nebenaltären des heil. Johannes, Evangelist, und der heiligen Afra. Im

Ganzen sind zwölf Altäre in der Kirche. Die Tische derselben stellen fast insgesammt nach dem Geiste und Gebrauche der ersten Kirche Gräber oder Särge vor, in welchen die Gebeine heiliger Märtyrer verschlossen sind. Bei den acht kleinen Altären liegen dieselben zwischen einem Glase und vergoldeten Gittern sichtbar vor Augen. Auf den Altären selbst sieht man aber außer einem Cruzifix, den Leuchtern und Kanontafeln nirgends einen Reliquienkasten, Blumenstrauß oder andere Verzierungen.

Weiter hinab steht an einem Pfeiler die Kanzel. Sie ist ansehnlich, weit und von Marmor in antikem Geschmacke, ihre Verzierungen sind schön vergoldet. Ueber dem Deckel steht ein Engel von Alabaster geschliffen mit den Gesetztafeln in den Händen, und an der Vorderseite der Kanzel ist eine Gruppe in Basrelief angebracht, welche den predigenden Paulus unter einer Menge von Zuhörern vorstellt.

Der Kanzel gegenüber ist eine ähnliche kanzelförmige Architektur von Marmor zum Taufbrunnen aufgeführt. Der Taufbrunnen selbst ist unten angebracht und besteht aus einem ovalen, gleichfalls marmornen Becken, welches durch einen kupfernen und im Feuer vergoldeten Deckel geschlossen wird. In der Mitte, dem Prediger gegenüber, steht Christus, der Sohn Gottes; über ihm, auf dem Deckel der Architectur, ist der Vater und heilige Geist angebracht. Christus befiehlt den Aposteln, daß sie in alle Welt ausgehen, das Evangelium predigen und taufen sollen.

Alle diese Figuren sind in Mannsgröße aus geschliffenem Alabaster. Zwischen der Kanzel und dem Taufbrunnen stehen auf beiden Seiten je 16 Stühle für das Volk, die aus Eichenholz gearbeitet sind. Der Boden besteht größtentheils aus viereckigen $2\frac{1}{2}$ Quadratfuß haltenden ungeschliffenen Platten. In der Mitte auf dem großen ovalrunden Platze sind sie noch größer und laufen in eirunden Zirkeln. Unter dem hintern Orgelchore sieht man über sich fünf kleine mit leichter Stuccaturarbeit gezierte Kuppeln, und auf dem Boden liegen mehrere alte Grabsteine vom Stifter Hartmann, von Aebten, Edelleuten und verschiedenen Geistlichen des ehemaligen Klosters, die von der alten Kirche hieher übergesetzt wurden.

So hätten wir denn unsere Wanderung durch die erhabenen Hallen einer der schönsten und geschmackvollsten Kirchen Deutschlands vollendet. — Möge es nicht an Besuchern fehlen, die diesem Denkmal eines minder ehrwürdigen, aber prachtvollen neuromanischen Styls ihre Bewunderung und Anerkennung nicht versagen. — **Herm. Frölich.**

Ave Maria.

Hartmann der edle Ritter satt des Eitlen
Und Besseres begehrend ging zum Abte,
Und bat inständig in des Klosters Mauern,
Ihn aufzunehmen nur als Laienbruder.

Jedoch den Abt verdroß, den edlen Kriegsmann
Beizugesellen seinen Laienbrüdern,
Dem Orden selbst, der Zahl der Brüder wünscht er
Einzuverleiben solchen wackern Ritter.

Und es befahl der Abt der Brüder Einem,
Ihn das Brevier zu lehren, doch der Kriegsmann
Des Lernens ungewohnt, begriff von Allem
Zwei süße Wörtchen nur: Ave Maria.

Ave Maria war fortan sein Leitspruch,
Ave Maria sein Gebet und Flehen;
Ave Maria seufzt er gehend, stehend,
Ave Maria lallt' er noch im Traume.

Ave Maria war sein Morgensegen,
Sein Benedicite Ave Maria,
Ave Maria seine Reu', das Wörtchen
Womit sein Herz brach: Ave Maria.

Als nun bestattet ward der edle Ritter,
Wuchs eine Lilie aus des Frommen Grab;
Und dort las man nun in goldnen Schriften,
Auf jedem Blatt' der Blum': Ave Maria!

XVII.

Dietfurt

an der Donau.

Aehnlich dem herrlichen Lichtenstein ragt, stolz noch in seinen Trümmern, unterhalb der Veste Wildenstein im allmählig sich öffnenden und wieder schließenden Donauthal, am rechten Ufer des Flusses auf kühner Felsenspitze, der zerfallene Thurm der ehemaligen Burg Dietfurt. Der Thurm hat nur noch einige Stockwerke, und das Plateau, auf dem er steht, ist von so unbedeutendem Umfange, daß der Fels keine weitern Schloßgebäude tragen konnte, und der Thurm mehr als eine Warte erscheint. Auf dem Thurmreste ragt eine weitästige Buche, wie eine Burgfahne, zum Himmel empor. Unterhalb des Thurms auf der südlichen Seite des Felsen liegt der Brunhof, und hier wohl lagerte sich die frühere Burg, aus deren Trümmern der Hof erbaut worden. Ganz unten am Fuße des weit in die Donau hinausragenden Felsen hängt eine uralte Mühle gleich einem Schwalbennest, und vollendet das Melancholische des Anblicks.

Der edle Dietrich von Nusplingen im Beerenthal, dessen Geschlecht dem höheren Adelangehörte, soll auf diesem steilen Felsen die Burg erbaut und sie Dietfurt geheißen haben, was eigentlich so viel be-

deutet, als Furt (Ueberfahrt) der Diete, Thiet (Leute, Volk). Das muß schon frühe geschehen seyn, denn eine Adelheid von Dietfurt-Rusplingen war die Gemahlin des Grafen Alwig von Sulz. Vielleicht waren Brüder derselben Heinrich, Eberhard und Hermann v. Dietfurt, welche im Jahr 1099 unter den Zeugen sich befinden, als Herr Rotmann von Husen, Graf Adelbert von Zolro und Graf Alwig von Sulz das Kloster Alpirspach stiften. Sie haben ihren Platz zunächst hinter den gräflichen Zeugen, woraus wir schließen können, daß sie dem Stand der Edelherren angehörten. In der erneuerten Urkunde von 1125 — 1127 werden Eberhard und Hermann allein genannt, demnach muß Heinrich nicht mehr am Leben gewesen seyn. Im Jahr 1132 schenkte Frau Geppa, seine Gemahlin, dem Kloster Zwiefalten mehrere Güter in den Gemarkungen der schon um das Jahr 1388 ganz verschwundenen Alborte Ostheim und Baldenstein; sie ging darnach selbst ins Kloster. Es geschah kurz vor dem Aussterben der Edelherren von Dietfurt. Die Burg fiel sofort wieder an das verwandte Geschlecht derer von Rusplingen; von denen kam sie an die Herren von Reischach. Im J. 1398 gab Heinrich von Reischach zu Dietfurt dem Spital zu Riedlingen seine Güter zu Erisdorf zu kaufen. Im Jahr 1421 verkaufte Eppo (Eberhard) und Heinrich von Reischach sämmtliche zur Herrschaft Dietfurt gehörigen Dörfer und Güter, als Vilsingen, Inzighofen u. s. w., und bald darauf auch die Burg selbst

an Anna, Gräfin von Werdenberg. Diese Anna, eine Tochter Hans Werners von Zimmern, glaubte sich von ihrem Vater im Heirathsgut verkürzt und war damit nicht zufrieden, weßhalb sie sich mit ihm in einen Prozeß einließ. Als nun ihre Mutter in Mößkirch starb und sie gerade in Seedorf weilte, glaubte sie die beste Gelegenheit gefunden zu haben, sich an ihrem Vater zu rächen und sich zu entschädigen. Um nicht bei dem Leichenbegängnisse anwesend sein zu müssen, stellte sie sich krank, und schickte heimlich einen Boten an ihren Gemahl Eberhard von Werdenberg: derselbe soll ihr unverzüglich einige leere Wagen nach Seedorf schicken. Mittlerweile packte sie alles, was nicht niet- und nagelfest im Schlosse vorhanden war, Silbergeschirr, Bett- und Weißzeug, überhaupt sämmtlichen Hausrath, zusammen, ließ es auf die inzwischen angekommenen Wagen laden und Alles auf die Burg Dietfurt führen. Als später Hans Werner diese Plünderung erfuhr, mochte er das Schloß Seeburg, sonst sein Lieblingsplätzchen, gar nicht mehr betreten, sondern stieg, wenn er in jene Gegend kam, bei einem ihm besonders ergebenen Bauern Namens Schwarz ab. Daß dieser Undank seiner Tochter den guten Hans schmerzen mußte, läßt sich leicht denken. Aber „der Eltern Segen baut den Kindern Häuser, ihr Fluch reißet sie nieder," bewährte sich auch hier, denn bald darauf starb Anna. Den Undank vergessend, ließ sich Hans Werner in dem Kloster Inzighofen begraben, und stiftete daselbst einen ewigen

Jahrestag zu ihrem Seelenheil. Der Chroniſt des Zimmer'ſchen Hauſes nennt dieſe Anna eine Tullia, nach ihrem Betragen, wie wir geſehen haben, nicht ganz mit Unrecht. Nach Ausſterben des Werdenberg-Sigmaringiſchen Geſchlechts wurde das mit den Grafen von Vöhringen verwandte Haus Zollern mit der Grafſchaft Sigmaringen von Seiten Oeſterreichs belehnt, wozu auch Dietfurt ſeitdem gehörte.

Wann und von wem Dietfurt zerſtört wurde, iſt nicht mehr auszukundſchaften. Ebenſo wenig können wir angeben, in welchem Verhältniß die noch in Baiern (Schloß Theres am Main) lebenden Herren von Dietfurt zu dem erloſchenen Geſchlecht der Herren von Dietfurt an der Donau ſtehen. —

Geppa von Dietfurt.

Von der Donau wildumfluthet ſteht ein grauer Felſenthurm;
Tauſendjährig ſchaut er nieder, trotz der Zeit und ihrem Sturm.
Dietfurt iſt's, die Ritterveſte — längſt ein trauriger Ruin,
Doch noch zeugen dieſe Reſte von der Burg einſt hoch und kühn.

Ein Geschlecht hat hier gewaltet, reich von Heldensinn durchglüht;
Doch der Stamm, er ist gefallen, und die Zweige sind verblüht.
Geppa sah in Nacht versinken, sah verblühen das Geschlecht:
Auf dem Schlachtfeld fiel ihr Gatte, als ein Ritter deutsch und ächt.

Und der Sohn, der letzte Sprosse Dietfurts, schön und hoffnungsreich,
Welkte hin im Lebensfrühling, einer Maienblume gleich.
So ging in des Schlosses Hallen traurige Erinnerung ein —
Und die schwergeprüfte Gräfin stand verlassen und allein.

Wo die Zwiefaltach sich wonnig in das schönste Thal ergießt,
Und durch Fluren, grün und sonnig, frisch und lebensmuthig fließt,
Steht in alter Zeit gegründet, doppelthürmig, hoch und frei,
Strahlend in dem Friedenslichte eine herrliche Abtei.

Da, im stillen Klosterkreuzgang sagt ein moosumgrünter Stein:
„Dieses Grab schließt die Gebeine von dem letzten Dietfurt ein.“

Nah des theuren Sohnes Grabe suchte auch die Mutter Ruh,
Ihre Güter, ihre Habe brachte sie dem Kloster zu.

In den heiligen Mauern lebte sie in gottgeweihtem Bund,
Als ein Muster frommer Demuth bis zu ihrer Sterbestund.
Und es wurde ihre Hülle auch im Kloster eingesenkt,
Wo noch manche fromme Seele ihrer im Gebete denkt.

XVIII.

Ruine Schatzberg.

Hart an der Gränze von Sigmaringen, auf einer steilen Felsenhöhe der Alb, über wilden Thalschluchten, liegen die noch ansehnlichen, mit wildem Gesträuch überwachsenen Trümmer der Burg Schatzberg, wohl mit Fug so genannt, denn sie beherbergte in alten Zeiten wohl oft Schätze, welche ihre Bewohner den nicht ferne von der Burg vorüberziehenden Fremden abgenommen. Die Burg gehörte in den ältesten Zeiten zu der Grafschaft Vöhringen, und ihre Bewohner waren Vasallen der Grafen von Vöhringen, sowie derer von Gröningen-Landau. Sie waren zuverläßig eines und desselben Geschlechts mit den Rittern

von Hornstein. In einer Kloster Kreuzthaler Urkunde erscheint im Jahr 1267 ein Conrad von Schatzberg als Lehensmann des Grafen Hartmann v. Gröningen. Im Jahr 1291 soll Schatzberg mit der Grafschaft Vöhringen an Oesterreich gekommen seyn. Jedoch nach dem Habsburg-Oesterreichischen Urbarbuch (herausgegeben v. F. Pfeiffer) wurde Burg Schatzberg mit der Grafschaft Scheer von Graf Hugo von Montfort († 1309) erkauft, denn es heißt: „ze Schatzberg lit ein burg, diu kaufet ist mit der Schere, diu ist der herrschaft (Oesterreich) eigen." Im Jahr 1313 besaß Hans von Hornstein, der schon in einer Zwiefalter Urkunde vom Jahr 1303 als Zeuge erscheint, die Burg Schatzberg als ein Dienstlehen von Oesterreich. Er hatte aber nur die Burghut auf Schatzberg und mußte für Besatzung und Vertheidigung sorgen; dafür hatte er zwei Höfe in Bingen inne. Auch im J. 1395 wird ein Hans v. Hornstein zu Schatzberg nebst noch zwei Brüdern genannt, die andere Wohnsitze haben. Er war wohl ein Enkel des erstgenannten Hans v. H. zu Schatzberg und erscheint noch einmal als Mitsiegler, und im Jahr 1431, wo er sich mit Ulrich von Hornstein zu Büttelschieß und Heinrich von Reischach verbindet, um in ihrem Ort Bingen ein Gericht zu errichten und einander behülflich zu seyn, daß dieses Gericht Fürgang gewinne. Im Jahr 1438 verkaufen die Brüder Hans und Conrad v. Hornstein zu Schatzberg, wohl Söhne des früher genannten Hans, an Hans Truchseß von Bichishausen,

die Burg und Dörfer Groß- und Klein-Wilflingen, sowie einen Weiher zu Enslingen für 6200 fl. Nach dem Verkauf der Burg Wilflingen mögen beide Brüder wieder ausschließlich die Burg Schatzberg bewohnt haben, aber diese, weiland österreichischen Vögte, trieben kein ehrliches Gewerbe auf Schatzberg. Im Jahr 1442 saß neben Ritter Conrad noch ein Jost v. H. auf Schatzberg. Diese befehdeten in Verbindung mit Conrad Scharpf von Freudenstein und einem gewissen Clos Schwarzschneider den Cardinal und Bischof Peter von Augsburg, welche Fehde nach Andern darin bestanden haben soll, daß Reisende und besonders die Leute des Bischofs von Augsburg von Schatzberg aus — eine halbe Stunde davon zog die freie Königsstraße von Augsburg nach Straßburg vorüber — überfallen wurden. Der Bischof suchte Abhilfe bei dem Kaiser, und dieser beauftragte die Grafen Ludwig und Ulrich von Wirtemberg, sich desselben anzunehmen. Diese zogen vor Schatzberg, nahmen es ein, und zwangen dadurch die Edelleute, sich zum Ziel zu legen. Die Burg aber wurde denen von Hornstein wieder zurückgegeben, nachdem sie Urfehde geschworen und einen Revers gegen die Grafen ausgestellt hatten. Die Herren von Hornstein ließen aber nicht von ihrem Treiben, denn im J. 1464 unterzeichnen die Räthe der Gesellschaft St. Georgenschild eine Beschwerde an den Herzog Ludwig von Baiern, wider Jost v. H. zu Schatzberg, dessen Diener und Landsaß. Dieser hatte mit seinen Helfershelfern zwei Mitglieder des Jörgenschilds,

Ernst von Freiberg und Hans von Stotzingen niedergeworfen, gefangen, ihrer Habe beraubt, den von Stotzingen mit sich geführt, und dem von Freiberg Tag gegeben, sich zu stellen, wann und wohin er gemahnt werde. Der Beweggrund dieser Feindseligkeit war, daß die Gesellschaft des Georgenschilds ihrem Mitglied Berthold von Stein gegen einen Rechtsanspruch seines Vetters Hugo von Hornstein beistund. Die Räthe verlangten gütliche Vertragung des Streits und unentgeldliche Entlassung der Gefangenen. Ob es dazu kam, oder wie und wann der Handel vertragen wurde, darüber haben wir keinen weiteren Bericht. Die von Hornstein blieben im Besitz der Burg Schatzberg bis zum Jahr 1487. In diesem Jahr verkaufte Jörg von Hornstein, gesessen zu Gröningen, das Burgstall Schatzberg sammt dem Dorf Egelfingen und aller Zugehör an Hans Mulfinger zu Sigmaringen um 650 fl. Somit war die Burg Schatzberg, wohl in der Fehde mit den Grafen von Wirtemberg, gebrochen. Von einer Enkeltochter des Hans Mulfinger wurde das Burgstall im Anfang des 16. Jahrhunderts an Sebastian Schenk v. Stauffenberg um 1600 fl. verkauft. Schatzberg ist noch jetzt im Besitz seiner Nachkommen.

Hans Hödiö,

der Geist auf Burg Schatzberg.

Hast du's vernommen? Hödiö!
Ruft's nächtlich durch die Lüfte,
Heult es herab von Schatzberg's Höh'
Durch Wald und Felsgeklüfte.

Das ist der grause Geisterruf,
Des bösen Ritters Stimme,
Den, Gott zum Hohn, die Hölle schuf
In ihrem ew'gen Grimme.

Das ferne Welschland stieß ihn aus,
Da kam daher der Wilde,
Und baute sich ein Felsenhaus
Im tiefsten Waldgefilde.

Er nahm dem Bauern Hab' und Gut,
Ließ keinen Wandrer wallen,
Den er in seinem Uebermuth
Nicht feindlich angefallen.

Als kühner Räuber drang er ein
Im nachbarlichen Lande,
Droht Hornstein, Dietfurt, Wildenstein,
Mit seiner Mörderbande.

Und wie er dann zurückgekehrt
In seines Schlosses Mauern,
Hat man sein Hödiö gehört
Im Lande weit mit Schauern.

Da rotteten zusammen sich
Die Ritter in die Runde,
Den Feind zu strafen fürchterlich
Im starkvereinten Bunde.

Es hatte ringsum ihre Schaar
Die Raubburg eingeschlossen:
Und Hödiö, frech, wie er war,
Nur Hohn auf sie ergossen.

Die Ritterschaft beginnt den Sturm,
Bald steht das Schloß in Flammen,
Und prasselnd stürzet Thurm um Thurm
In grause Gluth zusammen.

Und in der Veste tiefem Grund,
Verschüttet und erschlagen,
Liegt Hödiö mit seinem Bund,
Seit jenen Schreckenstagen.

Der Sage nach doch ruht er nicht,
Nachts muß er sich erheben,
Muß unstät, wie ein irrend Licht,
Um Schatzbergs Mauern schweben.

Erschrecklich tönt sein Hödiö!
Im Wehen nächt'ger Lüfte,
Von buschumkränzter Bergeshöh'
Durch Wald und Felsenklüfte.

L. Egler.

XIX.

Die St. Johanniskirche zu Crailsheim und ihr Hochaltar.

Die Hauptkirche zu Crailsheim, dem heil. Johannes geweiht, bietet für die Kunstgeschichte manches Interesse dar. Ihre Bauart ist eine sehr seltene, und findet sich nur einmal wieder in unserem Lande, nämlich in der Kirche zu Owen bei Kirchheim. Auch diese hat hohe runde Säulen zur Unterscheidung der zwei Nebenschiffe vom mittleren Hauptschiff, und spitzbogige Arkaden zum Tragen der zwei mittleren Hauptwände. Auch an ihr finden sich an den Säulen so seltsame Fratzen und Grotesken von Menschen- und Thiergestalten, wie sie am Schlußsteine der Spitzbogen unserer Johanniskirche sich zeigen. Diese Figuren, die ebene Decke, sowie die Reihe von aneinanderstoßenden kleinen Halbkreisbogen an der Außenwand unter dem Dachgesimse sind Zeichen eines sehr hohen Alters.

Ohne Zweifel ist die Kirche vor dem Jahre 1200, ehe der gothische Styl ausgebildet war, bereits gebaut gewesen. Aus dem 12. Jahrhundert sind auch die vier sehr schön verzierten Consolen an der Rückwand des großen Spitzbogens, welcher vom Hauptschiff in den Chor führt. Der jetzige Chor sammt dem Thurme wurde an die Stelle eines frühern Chors und Thurmes im Jahre 1398 anzubauen begonnen. Es müssen geringe Mittel zum Bau vorhanden gewesen seyn, denn der massive Thurm hat nur an einem einzigen Stockwerk einige architektonische Verzierung (einen Spitzbogenfries), ebenso ist der Chor ohne schönere Ausbildung im Aeußern, im Innern wurde sogar das Gewölbe nicht vollendet. Der Chor ist im Jahr 1852 gewölbt worden. Der Schönheit des Innern thut übrigens das keinen Eintrag, da die ebene Decke des Schiffs nicht gut zu einem Chorgewölbe gepaßt haben würde. Im Jahr 1430 wurde das jetzige Hauptportal mit seinen sparsamen aber schönen Verzierungen im gothischen Style angebaut, und dabei die Kirche um etwas auf dieser Seite gegen den Thurm hin erweitert. Sechszig Jahre später wurden weitere Veränderungen mit dem Inneren der Kirche vorgenommen. Die bisherigen runden Säulen aus dem sehr weichen Sandstein, den man noch an den stehen gebliebenen zwei Halbsäulen gegen die Chorwand hin bemerkt, wurden für die darauf ruhende Last zu schwach erfunden. Leonhardt hieß der Meister, welcher es unternahm, die jetzigen stärkern Säulen an die Stelle

der herausgenommenen unterzustoßen. Ebenderselbe baute auch 1498 die Emporkirche unter der Orgel, und im Jahre 1500 den steinernen Aufgang zu ihr. Aus der Werkstätte dieses kunstreichen Mannes ging auch das Sakramenthäuschen hervor 1499, das von Edelleuten gestiftet wurde, deren Wappen noch daran ersichtlich sind. Die Kosten betrugen 90 fl. Die reichen Verschlingungen und Verzierungen dieses im spätern gothischen Style gearbeiteten Kunstwerks, so wie die zahlreichen Figuren, den Täufer Johannes, die Jungfrau Maria, Christus und verschiedene seiner Apostel vorstellend, geben von dem Fleiß und Geschick des Meisters ein sehr erfreuliches Zeugniß. Ohne Zweifel war Meister Leonhardt in der Schule des berühmten Nürnberger Bildhauers Adam Kraft gewesen, der zu derselben Zeit blühte. Dieses Kunstwerk ist nun auch von einem geschickten Steinhauermeister ausgebessert worden. Wie uns alte Urkunden und Chroniken berichten, war die Kirche in beiden Nebenschiffen, auf der Empore und im Chor zusammen mit 13 zum Theil sehr schönen kunstreichen Altären geschmückt. Nur einer und, zum Glück der herrlichste, ist übrig geblieben, der große Hochaltar. Nach dem, was wir an andern Orten gesehen, dürfen wir diesen Altar zu den bedeutendsten Denkmalen der alten deutschen Kunst rechnen, und der Stadtkirche zu Crailsheim zu diesem Schatze gratuliren. Allem nach ist er aus der Werkstätte des berühmten Nürnberger Malers Michael Wohlgemuth, dessen Schüler der große Albrecht Dürer

war. Wir betrachten zuerst die Gemälde auf den zwei Flügelthüren. Beide sind in zwei Felder getheilt. Auf dem linken ist im obern Felde das Gebet und die Gefangennehmung des Herrn in Gethsemane verbildlicht. Er kniet im ernsten innigen Seelenkampfe, dem er groß und stark nicht unterliegt, vor einem Felsen, während ein Engel von oben zu Trost und Stärkung für ihn niederschwebt. Hinter ihm schlafen die drei Jünger; am nächsten Johannes mit dem jugendlich-goldgelockten Haupte, das er in die rechte Hand gelegt; am entferntesten von ihm Petrus mit der Linken das Schwerdt haltend — die Rechte ist von dem Griffe weggesunken — doch noch nahe genug, um alsbald zuzugreifen. In diese stille Scene des Gebets und des Schlafes nun brechen die Bewaffneten ein. Vor dem Herrn, in der Ecke links, vertritt ihm ein Gepanzerter den möglichen Ausgang, während im Hintergrunde der Verräther Judas an der Spitze der Häscher kommt, welche theils durch das Gartenthor dringen, theils über die Planken steigen. In dem untern Felde sehen wir die Dornenkrönung. In einem nach dem Hintergrunde durch eine Säulen-Gallerie geöffneten Saale sitzt der Herr auf einem Throne: den Purpurmantel, in den er gehüllt ist, hält er mit der Linken vorn um, während ein vor ihm knieender und höhnend die Zunge blöckender Scherge ihm einen Stab als Scepter in die Rechte gibt. Das Haupt senkt sich unter der Dornenkrone, welche von zwei gefühllosen Henkern durch zwei kreuz-

weise darüber gelegte und unter die Arme genommene Stangen mit ihrem vollen Körpergewicht in die Stirne gedrückt wird. Blut träufelt auf das Gesicht und die Brust des still ergebenen Dulders. Rechts und etwas hinterwärts von ihm kniet ein Anderer, ihm ins Angesicht zu speien sich rüstend. Und all dieser Schmach ihres Sohnes muß die Mutter Jesu zusehen. Hinter einer Mauerbrüstung steht Maria mit thränenbeträufeltem, schmerzbewegtem Antlitz und fromm über der Brust gefalteten Händen, Haupt und Körper in ihren blauen Mantel gehüllt — eine ausdrucksvolle, innige Gestalt. Am rechten Flügel ist im obern Felde die Geißelung Christi dargestellt. Er steht nackt bis auf einen Gurt um die Lenden mit den auf den Rücken gebundenen Händen an eine Säule gefesselt. Der Körper ist vortrefflich nach Haltung und Zeichnung; das Haupt mit langem, fließendem Haar und kürzerem dunklem Barte, von einer goldenen Glorie umflossen, senkt sich etwas gegen die rechte Schulter, und das edle große Antlitz richtet sich über die rohe Umgebung hinweg, still, ruhig und ergeben duldend nach auswärts blickend. Auch die übereinandergeschlagenen Füße sind mit einem Strick um die Säule gebunden: ein Henkersknecht in rothem Blutgewande sitzt in brutalstem Eifer auf dem Boden, stemmt die Füße an die Säule und zieht mit den Händen den Strick um die Füße des Herrn an, der doch so ruhig sich in Schmerz und Schmach ergibt. Rechts von Jesus hält ein Scherge den Strick, womit sein Leib an die

Säule gebunden, in der Linken, und fährt mit der Rechten hinter sich, um der Geißel, die er darin hält, den vollen Schwung zu geben. Neben diesem bindet ein Anderer in gebeugter Stellung sich eine Ruthe zurecht. Ein Dritter auf dieser Seite schlägt mit Ruthen auf den Herrn los, mit der Linken ihn an den Haaren fassend. Zur Linken Jesu holt Einer im rothen Mantel mit der geschwungenen Geißel aus; dahinter, zwischen ihm und Jesus schwingt ein Zweiter hoch in der Linken die Geißel, während er die Schulter des Herrn mit der Rechten packt. Im blutigen Eifer, wie er ist, beißt er sich auf die Zunge, zum Beweis, wie Ernst es ihm mit dem Henkersgeschäft ist. In der Ecke kniet endlich ein Dritter und bindet sich mit aller Eile und Kraft ein Ruthenbündel zusammen. Hinter diesem steht aufrecht ein vornehmer Jude in rothem Kleide, mit dickem, gleichgültigem Gesichte zu dem Beschauer herausblickend und auf diesen „Uebelthäter" mit den Händen deutend. Oben schauen und zeigen ebenfalls zwei Gestalten auf die Marterscene herab. Im untern Felde erscheint der Herr auf dem Zug nach Golgatha. Voran gehen von Soldaten zu Pferd und zu Fuß begleitet die zwei Schächer. In der Mitte des Bildes sinkt Jesus unter der Last des Kreuzes eben nieder. Joseph von Arimathia hinter ihm erfaßt die Bürde. Ein Henker sucht ihn vorn an dem Stricke aufzuziehen, ein anderer stößt von oben mit dem Stiel seines Hammers in den Nacken des Heilandes, zwischen beiden schlägt ein dritter mit einer

Binde auf ihn los. Ein Henker mit dem Hammer auf der Schulter zieht voran, ein gepanzerter Bannerträger zur Seite, hinter diesem eilt ein brutales, rohes, stumpfnasiges Gesicht, unbekümmert um die Leidensscene, vorwärts auf den Richtplatz, während ein anderes Scheusal die Zunge aus dem mit beiden Händen auseinandergezerrten Maule streckt, um die Aermste der Mütter ins Angesicht zu höhnen, welche weinend und trauernd aus dem Thore von Jerusalem kommt. Thränen blinken in ihrem kummerschweren, frommen Antlitz, die Hände sind gefaltet; Johannes, der treue Liebling des Herrn, geleitet und unterstützt die dem Schmerz fast Erliegende. Vor ihr in der linken Ecke des Bildes, kniet die fromme Veronika. Heißer Schweiß hatte das Antlitz des Herrn bedeckt, sie trocknet es mit ihrem Schweißtuche, und — wie die fromme Sage erzählt — ein Abdruck des Antlitzes blieb in bestimmten Umrissen sichtbar auf dem Tuche zurück. Alles dieß ist mit so kräftigen Zügen und frischen tiefen Farben, mit so viel Ausdruck und Schärfe, so viel Leben und Charakter gezeichnet und gemalt, Gewandung und Gestalt ist so fleißig vollendet, man erkennt die leisesten Faltenbrüche, wie das Geäder und die Muskulatur des Fleisches so gut, die Köpfe und die Figuren heben sich so energisch von einander und von dem goldenen Hintergrunde, in den Muster eingepreßt sind, ab, daß sicher anzunehmen ist, der Meister habe selbst seine kunstreiche Hand an die-

ses Werk gelegt. Wohl zu beachten ist es, wie sich die Phantasie des Künstlers bemüht hat, namentlich die Rohheit der Schergen und Büttel in ihren verschiedensten Abstufungen von brutalster Gleichgültigkeit bis zu empörendster Bosheit auszudrücken. Hat er so Zerrbilder geliefert, die das Auge nicht erfreuen, so mag der Beschauer sich fragen, ob nicht auch sein Inneres wenigstens in so verzerrter Gestalt dem Heiligen gegenüber sich darstelle.

Von den Flügeln treten wir in das Innere. In der Mitte hängt der Herr am Kreuze, ein großes und mächtiges Gebilde. Diese gebrochenen Augen, dieser vom Schmerz auseinandergezogene Mund, diese Abspannung in allen Muskeln und Fiebern — es ist ein lebendiges Bild des Martertodes. Rechts vom Kreuz steht der Lieblingsjünger mit schmerzbewegtem Antlitz — wie gealtert und verstört ist dieses Antlitz von Gethsemane bis Golgatha geworden! Links sehen wir die duldende, betende, schmerzensreiche Mutter, ein herrliches Antlitz, und eine ebenfalls bedeutende, in reichen Faltenmantel gehüllte Gestalt. Noch finden sich rechts und links zwei kleine, auch aus Holz geschnitzte und bemalte Engel, welche Kelche in den Händen halten, um das Blut des Gekreuzigten darin aufzufangen. Links sehen wir den Täufer Johannes, ein scharfes Büßerantlitz, im härenen Kleide unter dem Mantel, in der Linken das Evangelienbuch, und darauf das Lamm Gottes haltend, worauf er mit der Rechten

deutet. Rechts steht der Apostel Andreas, in der Linken das Kreuz, an welches er geschlagen wurde, haltend, mit der Rechten den Beschauer bedeutend. Eine herrliche Figur und die beste von allen. Dieses milde, innige und große Haupt mit bedeutungsvollem Blicke, mit dem ehrwürdigen Haupt- und Barthaar! Wie würde sich erst diese Prachtgestalt ausnehmen, wenn ihr der alte, wohlverdiente Platz im Altar wieder eingeräumt würde, der gegenwärtig durch die zwei Figuren der Maria und des Apostels Johannes nicht vollständig ausgefüllt wird. Vom Kreuze senken wir den Blick in das Grab des Herrn. Der heilige Leichnam liegt ausgestreckt da; Joseph von Arimathia und Nikodemus ist zu Häupten und Füßen. Hinten erblicken wir zu oberst die Mutter im schmerzlichsten Ausdruck gen Himmel blickend, und mit der Rechten sich die Thränen abwischend. Neben ihr legt Johannes den linken Arm seines Meisters zurecht. Dann folgt Maria Magdalena, eben ihr Salbengefäß öffnend; Salome und Maria Jakobi bringen ebenfalls ihre Salbengefässe heran. Diese Figuren in der Höhlung der Altarstaffel sind nicht so vollendet; sie sind mehr aus dem Rohen, und leichthin geschnitzt, wie gewöhnlich an diesem Orte; aber in Leben, Bewegung und Ausdruck stehen sie den Hauptfiguren nicht nach. Ist das heilige Grab offen, so zeigen die zwei Thürchen links den heiligen Lorenz mit dem Roste, den heiligen Martin, wie er für einen nackten Bettler mit dem Schwerdt seinen Mantel zertheilt, und den heiligen

Jakobus; rechts die heilige Elisabeth mit dem Körbchen voll Rosen, die heilige Ursula mit dem Pfeil in der Hand, durch den sie den Märtyrertod erlitten, und einen heiligen Bischof mit der Axt, die ihm das Haupt gespalten und mit dem Modell einer Kirche auf der linken Hand — Gemälde, welche an Vortrefflichkeit den Flügeln wenig nachgeben. Ist das Grab geschlossen, so sehen wir in der Mitte Christus, und rechts und links von ihm die 12 Apostel zum heiligen Abendmahl versammelt — in roherer Weise, wie gewöhnlich an diesem Orte, ausgeführt.

So stellt dieser herrliche Altar das ganze Leiden des Herrn in den für den Christen wichtigsten, lehrreichsten und erbaulichsten Momenten dar. Eine Verbildlichung, die noch nicht veraltet ist, obwohl sie aus katholischer Zeit herstammt; ein Meisterwerk, auf dessen Besitz Crailsheim stolz seyn darf; eine Kunstleistung, die dem imposanten Orte, den sie schmückt, höchst angemessen ist. Ich meine die Kirche selber, welche mit ihren hohen Spitzarkaden und gewaltigen Säulenstellungen zu imponiren nicht verfehlen kann.

Im Jahr 1852 wurde diese Kirche nebst dem Hochaltar von kundigen Händen restaurirt, und hat sich auch an dieser Kirche der wirtemb. Alterthumsverein in Stuttgart ein bleibendes Verdienst erworben.

Dr. H. Merz.

XX.

Schloß Burleswagen

an der Jagst.

Der Wanderer, der von der Stadt Crailsheim aus dem Lauf der Jagst folgt, die eine Stunde abwärts tief ins Gestein des Muschelkalks einbricht, und so ein enges Thal mit schroffen Felswänden bildet, sieht auf einmal zur Rechten auf einem hohen steilen Bergvorsprung, der durch eine tiefe Thalschlucht des in die Jagst einmündenden Steinbachs gebildet wird, eine Burg ragen, die den seltsamen Namen Burleswagen (Wag, Wog, Schnellung des Flusses, am Burrle, Hügel) führt. Unten an ihrem Fuße liegt der Ort Neidenfels; von diesem aus führt ein steiler Fußpfad in schönen Windungen an dem mit Obst- und Waldbäumen bepflanzten Schloßberg hinauf zum alterthümlichen Schlosse. Man tritt zuerst in liebliche Gartenanlagen, die einen Theil des Schlosses umgeben; von da in den Schloßhof, in dessen Mitte ein kleiner See sich befindet. Die Fronte im Hof bildet das mehr im neueren Styl aufgeführte Schloßgebäude, dem zu beiden Seiten die Wohnung des Schloßverwalters und die Oekonomiegebäude stehen. Von den schönen, durch den jetzigen Besitzer, Herrn Hofmarschall, Grafen von Urcüll-Gyldenband, neu hergestellten Gemächern des älteren Schloßgebäudes, das fünf

Stockwerke hat, genießt man eine schöne Fernsicht bis nach Kirchberg. Dieser ältere massive, thurmartige Schloßbau ruht größtentheils auf den Grundmauern der alten Burg; an diesen an baute im Jahr 1821 der frühere Besitzer, Regierungsrath Pistorius, ganz der Richtung der alten Grundmauern folgend, einen zweistockigen Flügel mit angehängten Oekonomie-Gebäuden.

Der wichtigste Ueberbleibsel der alten Burg Burleswagen ist der am Schloßthor stehende uralte, viereckigte Thurm, der etwa zur Hälfte abgetragen ist. In einer Höhe von 25 Fuß ist der Eingang angebracht. In Beziehung auf seine Bauart ist er einer der merkwürdigsten Berchfriede der ganzen Gegend; aber, ob er gleich acht Schuh dicke Mauern hat, die außen und innen mit Quadersteinen überzogen und im Kern mit gelbem, mit kleinen Steinen gemengtem eisenfestem Mörtel ausgegossen sind, so halten wir ihn doch für kein römisches Bauwerk, wie Manche belieben, sondern versetzen ihn etwa in das eilfte Jahrhundert, eine Zeit, in der das von der Burg sich nennende Geschlecht bereits auftritt.

Nach dem Comburger Schenkungsbuch erscheinen im Jahr 1085 ein Adelrich und Diemar von Burlougesuac, dann in einer Urkunde ohne Jahrzahl Diemar von Burlougesuac, der im Jahr 1098 noch einmal genannt wird. Dieses Geschlecht gehörte zuverläßig dem höheren Adel an, denn es heißt ausdrücklich in der ersten Urkunde vom Jahr 1085, daß der hochedle Adelbert von Bielriet seine

Vermächtnisse an das Kloster Comburg in die edelfreie Hand des Adelrich v. B. übergeben; auch steht der Mitsiegler Diemar v. B. unmittelbar hinter den gräflichen Zeugen.

Wahrscheinlich ist das Geschlecht der ältesten Herren von Burleswag schon frühe ausgestorben. Erst im Anfang des 13. Jahrhunderts kommen wieder Besitzer von Burleswagen vor, welche aber nicht von den alten Edelherren v. B. abstammten. Im J. 1227 zeugen in einer Würzburger Urkunde die Reichsdienstmannen Ludwig von Uffenheim und sein Bruder Friedrich von Bureswag. Nach einem Siegel vom Jahr 1261 hatten die Herren von Uffenheim zum Wappen eine gezinnte Mauer mit zwei Thürmen. Dasselbe Wappen führten im 14. Jahrhundert die Herren von Burleswagen, und somit schließen wir mit aller Wahrscheinlichkeit, daß diese Herren v. B. Nachkommen der genannten Ludwig von Uffenheim und Friedrich von Bureswag gewesen, und die Herren von Uffenheim und von Burleswag ein und dasselbe Geschlecht seyen. Diese von Uffenheim stammenden Edlen v. B. trugen die einst nach dem Aussterben der Edelherren v. B. ans Reich gefallene Burg zu Lehen. So verlieh im Jahr 1323 Kaiser Ludwig dem Werner v. B., und wenn dieser ohne Leibeserben sterben sollte, seinem Schwager Conrad von Ahelfingen (bei Aalen) die Burg „zu Burswag" als Reichslehen. Wohl Söhne des Wernher v. B. sind gewesen: Marquard v. B. im Jahr 1341 und Fritz v. B., der im Jahr

1339 das Patronatrecht der Frühmesse zu Satteldorf empfing, und im Jahr 1341 seine Rechte und Güter zu Sulzbach um 70 Pfund Heller an Engelhard von Maienfels verkaufte. Ein Sohn dieses Fritz v. B. wird im Jahr 1370 und 1378 ein Engelhard von Burlswag genannt, dessen Schwester ohne Zweifel die Meisterin des Klosters Lichtenstern im Jahr 1363 gewesen.

Während die Herren von Burleswag die Burg noch als Lehen trugen, hatten auch andere Herren Theil daran. So namentlich Conrad von Oettingen, genannt Schrimpf, der im Jahr 1300 einen Theil der Burg vom Kaiser zu Lehen trug. Als aber dieser im Jahr 1310 in die Reichsacht fiel, gab er seine Besitzungen, unter andern auch Burleswag, an den Herzog Ludwig von Baiern zurück, der sie aber bald wieder ans Reich zurückstellte. Im J. 1332 verlieh nun Kaiser Ludwig dem edlen Mann „Kraft von Hohenlohe, seinem lieben Marschall, alle die Rechte, welche der edel Mann Conrad selig, Graf zu Oettingen, an der Veste Burleswag, und was dazu gehört, hat." Im Jahr 1344 bestätigte er diese Belehnung dem Sohne des Genannten, dem jüngeren Kraft von Hohenlohe.

Mit Engelhard v. B. scheint das Geschlecht im Jahr 1370 abgegangen zu seyn, und drei andere Geschlechter empfingen ihre Lehen, nemlich die von Wolmershausen, von denen ein Lupold v. W. bereits im J. 1354 ein Oeffnungsrecht in der Burg hatte,

ferner die Fuchse von Dornheim und die von Bebenburg, welche schon im J. 1397 als Theilhaber an der Burg Burleswagen aufgeführt werden. Im Jahr 1483 schließen Hans und Hartmann Fuchs von Dornheim, Wilhelm von Bebenburg und Hans und Ernst von Wolmershausen einen Burgfrieden unter einander, d. h. sie geben sich gegenseitig das Wort, in einem Bezirk um die Burg her keine Gewaltthätigkeit zu dulden, und Jedweden gefangen zu nehmen, der darwider handle. Schon vor dieser Zeit waren die von Fuchs und von Bebenburg auch von Graf Albrecht von Hohenlohe mit seinem Antheil an Burleswag belehnt worden. Somit finden wir die drei genannten Familien zuletzt in alleinigem Besitz der Burg, und sie bewohnten sie zu gleicher Zeit mit einander. Ein Chronist von Crailsheim berichtet hierüber: das vordere Schloß bei den Bauernhäusern ist lange Zeit der Familie von Wolmershausen zuständig gewesen, die zwei anderen Häuser sind unter der Fuchs'schen Botmäßigkeit gestanden, deren eines in uralten Schriften der Stock genannt wird (wahrscheinlich der alte Thurm). Auch das Wolmershauser Lagerbuch vom Jahr 1611 redet von dem großen Umfang des Schlosses Burleswagen, wenn unter Anderem darin die Rede ist „von Burleswagen dem Schloß und seinem Umzirk, seinem Vorhof, Hofhäusern, Scheunen und Stallungen, Brunnen, Schlagbrücken, Wehren, Zwängen, Graben, Thürmen und Mauern, besonders dem großen Thurm zum Gefäng-

niß, und drei Stockwerken und Kaminen u. s. w.“ Als die von Bebenburg im Jahr 1516 ausstarben, wohnten nur noch zwei Gauerben auf Burleswagen. Die Herren von Wolmershausen erkauften im Jahr 1562 das Rittergut Amlishagen, und sie nahmen dort ihren Wohnsitz. Der Antheil derer von Bebenburg kam durch eine Erbtochter Barbara ganz an die von Fuchs auf Neidenfels unterhalb Burleswagen. Als die Füchse von Dornheim in der Mitte des 17. Jahrhunderts ausstarben, kam ihr Antheil durch Heirath an David Kresser von Burgfarrnbach und den Grafen Christian von Wied-Runkel. Auch der Antheil von Wolmershausen wurde von letzterem erkauft, so daß er zuletzt Alleinbesitzer von Burleswagen geworden. Im Jahr 1729 verkaufte genannter Graf die ganze Burg Burleswagen mit Unterthanen, Lehensleuten, Jurisdiktion u. s. w. an die Herren Ludwig von Seckendorf und Hartmann von Erffa um 39000 fl. und 100 Dukaten Draufgeld. Ludwig von Seckendorf vererbte seinen Antheil ($^5/_9$) an seine Schwester Ernestine Philippine im Jahr 1742, und diese verkaufte ihn im Jahr 1757 an ihren Vetter Ernst Gottfried von Seckendorf, welcher auch den Antheil derer von Erffa im Jahr 1759 erkaufte. Im Jahr 1820 kaufte Regierungsrath von Pistorius das ganze Rittergut. Von seinen Erben erkaufte es der gegenwärtige Besitzer Herr Oberstthofmarschall Graf von Uxcüll-Gyldenband im Februar 1854 um 16000 fl.

Ueber die Schicksale der Burg Burleswagen in frühester Zeit ist uns Nichts überliefert, aber wohl mag sie, wie andere Burgen ihres Gleichen, manchmal ihre Stöße empfangen haben, denn ihre Ganerben mögen nicht immer Frieden gehalten haben, ob sie gleich einen Burgfrieden geschlossen, ja sie mögen, wie Andere, manchmal auch unritterliches Gewerbe getrieben haben, wenn wir der Sage von den Raubrittern auf Burleswag einigen Glauben schenken dürfen. In späteren Zeiten war die Burg wegen ihrer Festigkeit und Geräumigkeit der Zufluchtsort der ganzen Umgegend; und dieß besonders in dem unheilvollen dreißigjährigen Kriege, wo ein trauriges Loos über dieses Asyl der Bedrängten ergangen. Hören wir darüber den Bericht Bauers, des Chronisten von Crailsheim.

„Anno 1634 am 26. und 27. August ist die Nördlinger Schlacht geschlagen worden, aber solche ist unglücklich ausgefallen für die Schweden, wie auch ein Herr von Ellrichshausen auf Jagstheim ist umgekommen. Da brachte dessen Reitknecht die leidige Botschaft, und wunderte sich, daß er die Leute gerade über dem Kirchweihtanz angetroffen, ihrer unzeitigen Freude. Einige rüsteten sich auf die Flucht, denn der adelige Diener versicherte, daß ein Schwarm daher komme, und Alles ohne Zweifel im Lande ruiniren werde. Es ereignete sich auch, daß nach ein paar Stunden Freunde und Feinde parthieenweise in diesem Land einfielen, etliche den Burgberger Wald hinaufjagten und Alles ausraubten und plünderten,

was ihnen vorkam. Wie also die Leute auch in dieser Umgegend in Schlössern und haltbaren Orten ihre Rettung suchten, also wurde doch über die Flüchtlinge in Burleswagen ein schrecklich Unglück verhängt, indem die sich darin aufhaltenden Leute, weil es ihnen vorher oft gelungen, die Kriegsleute mit Gewalt und Geschoß abzutreiben, auch eine hinten von Bahrenhalden und Neuffel her, an den Garten zu Burleswagen her, wo damals noch eine Zinne mit Pallisaden gestanden, ankommende Dragoner Parthei unter dem Hauptmann Rauhaupt mit Geschoß begrüßt, auch den Rauhaupt selbst sogleich todtgeschossen; da ist zwar der Trupp schnell zurückgewichen, hat sich aber sogleich von seinen Völkern wieder verstärkt, und ist zurückgekommen, und hat das Schloß Burleswagen mit Gewalt angegriffen. Als die Leute im Schloß die Gefahr sahen, ließen sich die meisten Mannsbilder im Schloß mit Stricken an dem Jagstberg hinunter und flohen davon. Es hatte aber aus unbedachtem Muth und zu allem Unglück der sogenannte Holzmichel (Michael Hetzer), Burleswager Schultheiß, damals noch in Satteldorf auf Jägers Haus wohnend — die Schlüssel im Schloß mitgenommen, und so die Leute im Schloß sich nicht ergeben konnten, sie dadurch, daß sie das Thor nicht öffneten, den Zorn und Grausamkeit der Kriegsleute noch mehr erweckten, so daß sie Feuer ins Schloß warfen, die Thore einwarfen, Schloß und Gebäude verbrannten, und die Leute jämmerlich verwundeten und tödteten, so daß 14

Menschen auf einem Haufen gelegen und ermordet waren. Verschiedene Leute sind, die in einen Backofen sich verkrochen, hervorgesucht und zerhauen worden; darunter des Mostmichels Großvater, Georg Baumann, dann Georg Kerns, Schulmeisters in Satteldorf Ehfrau; eine Frau von Hengstfeld war todt, und ihr Kind kroch noch lebend auf ihrem Leibe herum, ein anders am Schloßberg mit Steinen todt geworfen. Verschiedene Leute sind bei dem Brand hinunter in die Berge gestürzt, und in der Angst in den Jagstwag gefallen. Viele sind über die Brücken hinunter gestürzt, und durch den Fall durch Degen und Geschoß blessirt worden. Die Leute aber, welche solchen Jammer und Noth ausgestanden, waren von allerhand Orten der Gegend, von Satteldorf, Gröningen, Bracholzhen, Hengstfeld u. s. w., die meisten aber waren von Satteldorf. Etliche Weiber konnten sich kaum der Nothzucht erwehren. Die Todten sind fast alle zu Burleswagen im Wall und Schloßgraben begraben, und zwar ohne Leichenbegängniß, weil Alles in höchster Angst war, auch der Pfarrer von Satteldorf, Herr Simon Löw, selbst fliehen mußte, weil er als resoluter Mann oft in den Schlössern, dahin die Leute geflohen, zur Gegenwehr und Abtreibung der Feinde Anstalt gemacht, von den Soldaten verfolgt, und fast einmal ist verhaftet worden, da er sich zu Burleswagen hinten zum Schloß hinunter, über den Neidenfelser Jagstwag durch Schwimmen salvirt hat."

So weit die Crailsheimer Chronik, woraus wir

entnehmen können, daß die Burg Burleswagen im genannten Jahre so ruinirt wurde, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnte. Nach der Hohenloh'schen Chronik soll sie in Folge dieser Zerstörung „gleich einem Steinhaufen" gewesen seyn. Der ältere thurmartige Schloßbau wurde wahrscheinlich um 1650 von dem Baron von Kresser erbaut, und dieser bildet nun das eigentliche Schloßgebäude, welches von Pistorius wieder hergestellt und mit einem Seitenflügel vermehrt wurde. — Das lieblichste Loos ist dem Schlosse Burleswagen gefallen, als es in die Hände des jetzigen Herrn Besitzers überging. Er ließ durch Stuttgarter Künstler die Gemächer des älteren Schloßbaues so geschmackvoll einrichten, daß ihre innere Ausstattung mit der Pracht der schönsten Rittersitze des Landes wetteifern kann. Auch eine Schloßkapelle im gothischen Styl ist im Schlosse eingerichtet. Sie hat schon in der ersten Zeit eine traurige Bedeutung gewonnen. Denn kaum war die Einrichtung des Schlosses der Vollendung nahe, und sollte für den Herrn Besitzer, sowie Gemahlin und Kinder im Sommer der Ort eines stillen ländlichen Familienlebens werden, da reißt der Tod die noch jugendliche Gemahlin von der Seite des Gemahls, und die erste Einkehr der Frühverblichenen auf ihrem neuerworbenen Eigenthum ist ihr Eingang in die Schloßkapelle, wo nun die irdische Hülle der edlen Gräfin Albertine v. Uxcüll, geb. v. Uhde, ruht, die somit der Erstling unter den Ihrigen geworden, denen hier eine Ruhestätte bereitet ist. So

ist dem hohen Besitzer der schöne Sommerlandsitz, obwohl ein Ort stiller Wehmuth, nur um so theurer geworden, da er eine so geliebte Hülle birgt. — In letzter Zeit hat Burleswagen wieder Leben bekommen, denn eine neue Gebieterin ist auf der Burg eingezogen, die Erbin edler Tugenden ihrer Vorgängerin, welche eine Mutter der Armen gewesen; sie hat diesen Landsitz gleich beim ersten Besuche so liebgewonnen, daß sie jede Wiederkehr dahin mit inniger Freude begrüßt.

Pf. Betz.

Der edle Geschichtschreiber der fränkischen Reichsstadt Rotenburg an der Tauber, Dr. Wilh. Bensen, berichtet eine Sage, in der die Edelleute von Burleswagen genannt werden; wir bringen sie daher füglich am Schluß der Geschichte des Schlosses.

Der Schatz der Raubritter von Burleswagen.

Als noch Herzoge auf der Rotenburg saßen, waren in der Burggasse nicht mehr als sieben Häuser. In einem derselben wohnte ein Kürschner, ein redlicher und frommer Mann, der die Herren am Hof gut mit Pelzwerk versorgte, und sonst wohl gelitten war. Zu derselben Zeit begab es sich, daß Edelleute von Burleswag auf Raub ausritten, und einen großen Stübig mit Rauchwerk gewannen. „Wir wollen die Pelze, sprachen sie, dem Kürschner bei der Rotenburg verkaufen; das wird dem Herzog gefallen, und er wird

uns mit gutem Imbiß ergötzen.“ Als nun der Kürschner den erkauften Stübig aufbrach, fand er ganz unten eine große Summe in Silbergeld und Goldgulden, welche die Kaufleute unter den Fellen verborgen hatten. Anfänglich erzürnte der Herzog über den Handel und wollte das Geld nicht an sich nehmen; da stellten ihm aber seine Räthe und andere ehrbare Leute vor: wäre der Mann doch schon so lange an seinem Hof gewesen, und habe viel hübscher Knaben von kräftiger Art, die wohl zu frommen Leuten erwachsen möchten; bei diesen sei das Geld gut angelegt. Darauf zog der Herzog seine Hand zurück, und weil der Kürschner fortan sich redlich hielt, so begnadigte ihn der Fürst mit einem Wappen und machte ihn zu seinem Küchenmeister, dessen Söhnen aber gestattete er, Land und Leute zu erkaufen, und sich sonst in ehrlichen Dingen mit Edelleuten zu vermischen.

Das ist die Sage von der Herren von Nortenberg Herkommen.

XXI.

Güterstein

bei Urach.

Im Thal hier, wo nur Trümmer
Der Wandrer noch erblickt,
In das nur kurzen Schimmer
Die Morgensonne schickt.

Hier zwischen Waldeshöhen
Und wildem Felsgestein
Versteckt, war einst zu sehen
Das stille Klösterlein.

Von lautem Weltgetümmel
War hier kein Schall gehört,
Es fühlte nur dem Himmel
Das Herz sich zugekehrt.

Wie der vaterländische Dichter Magenau gesungen, so war es in alter Zeit, aber jetzt ist das einsame Klösterlein bis auf wenige Spuren verschwunden, und statt dem Läuten des Glöckleins zur Hora oben auf dem Felsen, hört man tief unten nur das Wiehern der jungen Fohlen, denen hier in dem von hohen Bergen umgebenen Waldthal, der vordere Brühl genannt, ein stattlicher Hof mit vier Flügeln erbaut ist. Hinter dem Fohlenhof erhebt sich eine steile, felsigte Wand der Alb, an welcher ein Weg, der, die sieben Bänke genannt, auf das Gebirge führt. Auf derselben Höhe der Bergwand steht ein Brunnenhaus mit einem Druckwerk, welches das Wasser aus den benachbarten Felsenquellen nach dem Fohlenhof St. Johann treibt. Ueber diesem Brunnenhause stand auf einer Felsenbank des Gebirgs die Carthause Güterstein (ad bonam lapidem) in schauerlich wilder Umgebung. In den ältesten Zeiten war hier ein uralte Marienkirche, deren Ursprung noch in vorchristlicher Zeit

als gebraucht zum Gottesdienste, wozu die Quelle und die feierlich ernste Stille einlud, zu suchen ist. Durch Wunder berühmt war sie eine vielbesuchte Wallfahrt. Vielleicht, weil schon eine Kirche da war, faßte der Cardinalbischof Cuno von Porto, ein Graf von Urach, den Entschluß, allda (ad lapides) ein Cisterzienser-Kloster zu bauen, aber er † im Jahr 1227 und es kam nicht zur Ausführung. Da empfahl Papst Innozenz IV. dem Bruder des Stifters, Rudolf, damals bereits Cisterzienser-Mönch in Bebenhausen, im Jahr 1254, das Werk des Bruders auszuführen. Aber auch er brachte es nicht zu Stande. — Im Jahr 1279 überließ Graf Ulrich II. von Wirtemberg diese Kirche sammt ihren Einkünften dem Kloster Zwiefalten; wie, und unter welchen Bedingungen? ist unbekannt, denn die Uebergabsurkunde wollte niemals zum Vorschein kommen. Wohl hatte der Graf nur pfandweise den Mönchen den Platz übergeben, doch diese benützten ihn wohl, um sich in der Gegend weiter auszudehnen, und legte im Verlauf der Zeit eine Probstei daselbst an. Ums Jahr 1435 fanden die Grafen Ludwig und Ulrich von Wirtemberg für gut, den Platz wieder an sich zu ziehen, aber die Mönche von Zwiefalten weigerten sich standhaft, den Platz herauszugeben. Da schickten (1439) die Grafen eine stattliche Deputation nach Zwiefalten, welche erklären mußte: die Grafen wollen nun einmal den Platz haben, es koste, was es wolle, und wenn auch die ganze Grafschaft Urach darüber zu Grunde ginge;

wenn man den Probst und die Conventualen nicht wegschaffe, so würde man ihnen von Seiten Wirtembergs alle Zufuhr abschneiden, und wenn sie dadurch nicht mürbe würden, sie zusammen auf einen Karren schmiden und abführen. Als Grund dieses Ansinnens wurde angeführt: die Grafen können wegen ihrer vielen Regierungsgeschäfte dem Gottesdienst nicht so ordentlich abwarten, sie wünschten daher so andächtige Väter, wie die Carthäuser, in der Nähe zu haben, um bei ihnen nach Gefallen ihrer Andacht pflegen zu können. Trotz dieser triftigen Vorstellung weigerten sich die Mönche abermals und schützten vor, daß man ohne Erlaubniß des Bischofs von Constanz zu dieser Abtretung nicht befugt sei. Nun aber wurde Abt Wolf von Hirsau, der Visitator des Klosters Zwiefalten, dahin abgeschickt, und dieser rieth wohlgemeint den Mönchen, den Güterstein aufzugeben, um bei den Grafen wieder in Gnaden zu kommen, und sich noch großen Dank zu erwerben. Die Gründe, die Abt Wolf vorbrachte, schienen so triftig, daß Abt Johann von Zwiefalten nachgab, doch nur unter der Bedingung, daß, wenn aus der Carthause Nichts würde, der Ort wieder an Zwiefalten kommen sollte. Doch den Grafen von Wirtemberg war es mit ihrem Vorhaben wirklich Ernst gewesen, und es wurde alsbald zur Ausführung geschritten. Die Grafen versprachen, des neuen Gotteshauses Beschützer und Schirmer zu seyn; doch wollen sie nicht Vögte oder gewaltsame Herren seyn oder heißen, sondern die Carthause soll blos von

ihrem Ortsobern abhangen. Sie verhießen dem Kloster Freiheit von jeder Art von Abgaben und von aller lästigen Einkehr, sie gestatteten den Brüdern ungehinderten Ankauf von Gütern, vollen Genuß aller Privilegien des Ordens, in so fern sie nicht gegen die Herrschaft gebraucht würden, freien Einkauf ihrer Lebensmittel und des Holzes in der ganzen Herrschaft, Freiheit von anzulegenden Sperren, und Zollfreiheit Alles dessen, was im Kloster oder auf eine Meile Wegs von demselben verkauft oder ausgeschenkt würde, Beholzung aller Art aus den wirtemberg'schen Forsten, ungehinderten Bau und Bauveränderung ihrer Güter, auch das Recht, neue Weinberge anzulegen; ferner freie Waide für 34 Häupter rinderhaftig Vieh, und Erwerbung weiterer Waidgerechtigkeit u. s. w. Den Schirm übernahmen die Grafen ganz unentgeldlich; auch wurde der herrschaftliche Vogt zu Urach beauftragt, die Klagen der Mönche anzuhören und zu ihrem Recht zu verhelfen, damit sie nicht gemüßigt wären, vor die Herrschaft persönlich zu kommen. — Sofort wurde noch im Jahr 1439 zum Bau der Carthause geschritten. Der Platz entsprach wegen seiner wilden und einsamen Lage so ganz dem finstern Charakter der Johannisjünger. Die Carthäuse wurde auf eine fast unzugängliche Stelle, mitten auf dem steilsten Absturz des Berges gegründet; daneben war eine Kapelle Johannes des Täufers. Die Grafen von Wirtemberg begabten das neugestiftete Kloster reichlich: nicht nur verblieben der Carthause die der früheren

Probstei vergabten Güter, sondern es kamen jetzt und später noch neue hinzu; sie vergabten mit reichen Händen, und zeigten, daß sie nicht gleichgültig seyen gegen den himmlischen Segen, den das Gebet dieser Gottesmänner auf ihr Haus herabziehe, und daß sie es für eine Wohlthat halten, eine solche Gesellschaft durch die ausgezeichnetsten Beweise des Vertrauens im Leben und Tod verbindlich gemacht zu haben. Auch die Frauen von Wirtemberg blieben im Geben nicht zurück; so vermachte die Gemahlin des Grafen Ludwig, Mechtild, Erzherzogin von Oesterreich, der Carthause beträchtliche Kostbarkeiten an Kleidungsstücken und Gefässen. Noch mehr! sie übergab die Grafschaft Hohenberg, welche sie pfandweise um 20,000 fl. inne hatte, mit Ausnahme dessen, was sie ihrem Sohne Eberhard abtrat, der Carthause, nach ihrem Tode, gegen jährliche Abgabe eines Leibgedings von 32 fl. an ihren Silberkämmerling, bis zur Ablösung zu genießen. Im Jahr 1491 besaß Güterstein bereits 11 Kirchensätze und viele Gefälle in 16 Ortschaften. Zudem, daß Haus Wirtemberg hauptsächlich die Carthause begabte, hatten sie eine solche Vorliebe für diesen Ort, daß schon Graf Ludwig diese Carthause zur Grablege seines Hauses wählte, und hier im stillen Thale begraben seyn wollte. Im Jahr 1450 wurde er hier beigesetzt, deßgleichen seine Gemahlin Mechtild, und sein Sohn Ludwig († 1457), ja später im Jahr 1530 Anna, Herzog Christophs 17jährige Schwester, welche aber alle später nach Tübingen transferirt wurden.

Besonders hatte Graf Eberhard seine ganze Zuneigung dem stillen und einsamen Klösterlein und seinen Bewohnern zugewendet. Vielleicht hatte der Aufenthalt in der Carthause und der Umgang mit den Brüdern einen wichtigen Antheil an seiner Sinnesänderung. Der damalige Prior zu Güterstein, Conrad v. Münchingen, gewöhnlich der alte Vater genannt, besaß des Grafen besonderes Vertrauen. Als er nun, aufgeregt durch die Begebenheiten, die einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Feinde der Christenheit vermuthen ließen, eine Wallfahrt in das gelobte Land beschloß, ein Entschluß, mit dem ein neues geistiges Leben in ihm aufgegangen zu seyn scheint, ging er hin nach Güterstein und übergab dort sein Testament. Es war gewiß ein feierlicher Tag, da Eberhard zu Güterstein, im schauerlichen Felsthal, über dem Grabe seines Vaters und seiner Brüder, umgeben von Jugendgenossen, von ergrauten Dienern, von vielen gottseligen Männern, knieend vor dem Hochaltar das Gelübde der Pilgerschaft aussprach, und von Abt Johann von Herrenalb Weihe und Segen empfing — es war der 10. Mai 1468. Wohl mag der eine oder andere Frühlingswanderer in die Alb auf dieser geweihten Stätte die Wiederkehr dieses Tages feiern. Möchten auch die Zöglinge des nahen Seminars, auf welche ihre Eltern und die vaterländische Kirche hoffend blicken, diesen Tag nicht versäumen, und Veranlassung nehmen zu einer ernsten und segensreichen Feier!

Auch bei seiner Heimkehr aus dem gelobten Lande, ehe er seine Mutter, seine Räthe, seine Freunde wiedersah, ging Graf Eberhard zuerst nach Güterstein, um dem alten Vater seinen Gruß vom heil. Lande zu bringen. — Bei dem im Jahr 1480 gestifteten Spital zu Urach setzte er den jedesmaligen Prior neben dem Probst zu Urach und einem Gerichtsverwandten zum Verwalter, und sprach einen solchen von der eidlichen Verpflichtung, welche die Andern zu leisten hatten, frei. Er schenkte dem Prior mehrere Häuser, und gab für andere Freiheit. Auch im Jahr 1488 hinterlegte er noch einmal sein Testament zu Güterstein, und ernannte Abt und Convent zu Exekutoren desselben. Deßhalb wundern wir uns, wenn wir in späterer Zeit die Johannisbrüder zu Güterstein minder dankbar gegen die Herren von Wirtemberg, ihre Gutthäter, finden, als man von ihnen hätte erwarten können. Nach einer Sage, die zu verwerfen wir keine Ursache haben, kam Herzog Ulrich, als er flüchtig und unstät umherirrte, wie auf Lichtenstein, so auch in die Carthause Güterstein, der er wohl auch von Urach aus Gutes gethan hatte. Aber die Mönche öffneten ihm nicht einmal die Thore. Der Prior erschien mit einigen Mönchen an der halbgeöffneten Pforte und rief höhnisch dem Herzog zu: solch einen Schurken lassen wir nicht in unsre Mauern. Herzog Ulrich knirschte mit den Zähnen, und mit geballter Faust und donnernder Stimme rief er den Mönchen zu: Ha, wart Pfaff! dieses Kloster ist ein zweites Rom, ich

aber will ein zweites Jerusalem daraus machen. (Siehe das schöne Bild vom frühvollendeten Maler Lepplen von Dettingen, „Herzog Ulrich der Verbannte vor der Carthause Güterstein.“) Der verbannte Fürst ließ diese Worte später in Erfüllung gehen. Gewiß ist, daß er schon im Jahr 1534, da er mit dem Landgrafen Philipp v. Hessen während der Belagerung der Veste Hohenurach hier sein Hauptquartier hatte, die hartherzigen Brüder seine Ungnade schwer empfinden ließ. Vielleicht beschloß er schon damals den Abbruch des Klosters, der aber erst unter Herzog Christoph im Jahr 1552 angeordnet wurde. Unter den aufgehobenen Klöstern war Güterstein eines der ersten. Im Jahr 1554 war Kloster und Kirche bereits so sehr im Verfall, daß Herzog Christoph für nöthig fand, die fürstlichen Leichname nach Tübingen zu verlegen. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunders war Nichts mehr zu sehen, als Mauern, Weinkeller und ein Theil der Kirche. Im Jahr 1575 bestimmte Herzog Ludwig den Güterstein zu einem Fohlenhof. Nachdem dieser im 30jährigen Kriege abgebrannt war, wurde er im Jahr 1677 wieder hergestellt. Im Jahr 1715 erbaute Eberhard Ludwig das noch jetzt sehenswerthe Wasserwerk. Eine an fünf Stellen dem Felsen entspringende Felsenquelle ist nach kurzem Falle in einen Brunnen gefaßt, und wird durch drei Stiefel einer Wasserkunst in schenkelsdicken bleiernen Teicheln 300 Schritte den Berg hinauf nach St. Johann geleitet.

Das Haus, laut der eingemauerten Inschrift, von dem genannten Herzog erbaut, ist seit wenig Jahren neu errichtet. Das übrige Wasser, bekannt durch seine Eigenschaft des Inkrustierens, stürzt in schönen Fällen den Felsen hinab.

Rudolph von Ehingen zu Güterstein.

Ritter Rudolph von Ehingen, Burkards Sohn, geb. im Jahr 1378, brachte seine Jugend in Oesterreich und Ungarn zu, in treuen Diensten König Sigmunds und anderer Großen. Von da kehrte er im J. 1416 ins Land zurück und wohnte bei seinem kinderlosen Oheim in Hohenentringen, welchen er beerbte. Er heirathete ein Fräulein Agnes Truchseßin von Heimerdingen, und wohnte mit vier andern Rittern in Liebe und Eintracht auf jenem Schlosse; die fünf zusammen zeugten da 100 Kinder. Im Jahr 1420 ward er Rath und Vertrauter der Gräfin Henriette, Regentin von Wirtemberg. Aus Wien hatte er große Kostbarkeiten, theils selbst gebracht, theils von seinem Bruder Wolf geerbt, weil aber in Schwaben die Sitte damals nicht war, so kostbare Kleider zu tragen, so richtete auch er sich nach dem Brauch des Vaterlandes, so lange er auch im Ausland gedient, und verkaufte jene Herrlichkeiten nach Frankfurt. Nach Henriettens Tod, als Graf Ludwig und Ulrich das Land getheilt, ward er Ludwigs Rath und von Ulrich mit Entringen belehnt. Während des Vormundstreites hatte er

den jungen Eberhard (im Bart) unter seiner Obhut, später ward er Statthalter und Rath desselben. Er war schön, wacker und klug, arbeitsam und fleißig, mit Prälaten, Grafen und Edelleuten lebte er friedlich. — Seine Gemahlin starb an einer Geburt, und nun lebte er im 30jährigen Wittwerstand.

Als er das 81. Lebensjahr erreicht hatte, vertheilte er im Jahr 1459 unter die vier Söhne, die ihm geblieben waren, seine Güter, machte sein Testament, bestellte seine Leiche, und erkaufte von Tübingen einen jährlichen Gedächtniß- und Ehrentag, an welchem würdigen Armen 100 Mannsröcke und eben so viele Weiberröcke ausgetheilt werden sollten. Darauf ritt der Greis mit dreien seiner Söhne nach dem Grabe der heil. Hailwig bei Rottweil. Sie sey aus der Ehinger Geschlecht, sprach er, darum wolle er Abschied von ihr nehmen. Dann ging er nach Ehingen, wo er getauft worden, und wohnte dort dem Gottesdienst bei. Auf dem Rückwege ritt er an seinem Schlosse zu Kilchberg vorüber, ohne einzukehren, und begab sich in das Carthäuser-Kloster zu Güterstein, bei der Kapelle St. Johannis des Täufers, wo er schon vorher ein Kämmerlein für sich und seinen Diener bestellt, nachdem er seine Söhne mit frommen Ermahnungen entlassen. Von nun an aß er kein Fleisch mehr, und lebte Tag und Nacht der Ordensregel gehorsam; nur die Kutte konnte sein ritterlicher Leib nicht an sich leiden. Sein liebster Sohn, der Ritter Georg, der früher auf den Rath des Vaters das

Hofleben verlassen, mit den Johannitern gegen die Türken gestritten hatte, nach Jerusalem und Damaskus gewallfahrtet war, in Spanien, Frankreich, Portugall und Fetz seine Tapferkeit gezeigt, nachmals Regimentsrath Graf Eberhards im Bart geworden — dieser Georg besuchte ihn hier oft, und wohnte auch seinem letzten Stündlein bei. „Ich gönne Euch der Ehren wohl, sprach der Alte, daß Ihr bei Eures Vaters Ende sein dürft. Nun ist die Zeit meines Sterbens hie; ich habe aber Gott den Herrn allerwegen gebeten, wenn es mir nutz wäre zur Seligkeit, daß er mir so viel Jahr und Tage verleihen wolle, als St. Johannes der Apostel und Evangelist gelebt. Solches hat er fast an mir erfüllet. Ich bin auch bereit, mit ganzen Freuden zu sterben.“ Darauf erlosch er wie ein Licht um St. Galli Tag 1467 im 89. Jahre seines Alters, nach 8jährigem Aufenthalte zu Güterstein. Den großen Fußschemel seines Bettes hatte er sich zum Sarge bestimmt, und ward, in diesen eingeschlossen, nach Entringen ins Grab, das er vorher sich ausersehen, geführt.

Graf Eberhard im Bart auf seines Vaters Grab in Güterstein.

„Du, auf dessen Grab ich stehe,
Vater, zu dir flehe ich —
Eh' die heil'ge Fahrt ich gehe,
Tret' ich, Theurer, noch vor dich.

Hör's, auf deinem Sarg ich schwöre,
Und ich halt' den Schwur gewiß,
Auf der Tugend Pfad ich kehre,
Den ich, ach! so lang verließ.

Drum verleih' mir deinen Segen,
Mit dem Sohne jetzt versöhnt,
Leite ihn auf seinen Wegen,
Auf der Fahrt, so lang ersehnt."

Eberhard, noch jüngst der wilde
Jüngling, spricht so stille aus,
Was sein reuig Herz erfüllte —
Knieend in dem Gotteshaus.

Vom Gebet die Lipp' noch bebet
Und er kniet noch am Altar —
Abt Johann die Hand erhebet
Und bringt ihm den Segen dar.

„Sohn, was still dein Herz begehret
Von dem Vater — nimm es hin,
Dessen, was dir wird gewähret,
Mach dich werth durch frommen Sinn.

Segen deiner Fahrt! kehr' wieder
Heim von des Erlösers Grab,
Als ein Ritter fromm und bieder,
Deines Landes Trost und Stab."

Als den Segen er empfangen
Von des frommen Priesters Hand,
Steht er auf, und von Verlangen
Ist des Jünglings Herz entbrannt.

Und er winket den Vasallen,
Die am Thor gerüstet steh'n:
Kommt zu Hauf! mit Wohlgefallen
Hat die Schaar er überseh'n.

Frohen Muths zieht er von hinnen,
Fährt bald über Meer und Land,
Voll Verlangen zu gewinnen
Palästina's heil'gen Strand.

Seine Wünsche sind gekrönet:
Auf der Erde steht sein Fuß,
Nach der er sich lang gesehnet,
Er bringt ihr des Herzens Gruß.

Seine Thränen sind geflossen
An der Stelle, wo des Herrn
Heilig Blut einst ward vergossen —
Nimmer länger weilt er fern'.

Eberhard kehrt fromm und bieder
In das Heimathland zurück —
Auf dem Throne sitzt er wieder
Seinem Land und Volk ein Glück.

Ottmar.

XXII.

St. Theobald

bei Edelfingen an der Tauber.

St. Theobald oder die Ruine der alten Wallfahrtskirche St. Theobald liegt auf einer der schönsten Höhen des Taubergrundes, am linken Ufer der Tauber. Von hier aus übersieht man eine der reizendsten Parthien des Tauberthals: zur Rechten im Hintergrund erblickt man die Stadt Mergentheim mit ihren stattlichen Thürmen, gerade gegenüber liegt das Dorf Edelfingen ausgebreitet und hat das Ansehen einer kleinen Landstadt; schweift der Blick abwärts, so sehen wir über Balbach und Königshofen bis Distelhausen hinab, und haben den durch die Bauernschlacht vom Jahr 1525 berühmt gewordenen Thalgrund vor uns. Noch großartiger wird die Aussicht, wenn wir in den über der Theobaldskirche liegenden Wald, genannt Theobaldswald, hinaufsteigen, zu der Stelle, wo zehn hohe Tannen ragen. Hier wird durch eine Waldecke zur Rechten die Aussicht auf die Stadt Mergentheim entzogen, dagegen tritt die Theobaldskirche in den Vordergrund, und durch diese hindurch sehen wir gar malerisch den Taubergrund mit dem Städtchen Königshofen, ein Gemälde so lieblich, wie wir vielleicht kein zweites in dieser Gegend finden.

Die Ruine der St. Theobaldskirche liegt auf einem Bergvorsprung, den man seit alten Zeiten mit dem Namen Heineburg bezeichnet. Daß in alten Zeiten hier eine Burg stand, ist keinem Zweifel unterworfen: war sie nun von den alten Heunen, Hünen, Hunnen (Heiden) oder den Römern erbaut. Kein einziger Stein ist davon übrig geblieben, und man weiß somit die Stelle nicht mehr, wo sie stand. Wie nahe liegt nun die Vermuthung, daß aus ihren Trümmern die Kapelle St. Theobald erbaut worden. Das geschah auf jeden Fall erst im 13. und 14. Jahrhundert, denn die Legende vom heiligen Theobald stammt ja erst aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Ob die erste Zerstörung der Kapelle in den Bauernkrieg oder in den dreißigjährigen Krieg fällt, ist noch zweifelhaft. Letzteres wird allgemein angenommen, ohne daß wir es durch eine verbriefte Nachricht nachweisen können. In dieser auch für den schönen Taubergrund verhängnißvollen Zeit soll die Kirche von den Schweden zerschossen worden seyn, und zwar aus purem Glaubenseifer, weil sie eine katholische Wallfahrtskirche gewesen. Obgleich man den Schweden und Sachsen-Weimaranern manche Grausamkeiten und Rohheiten zuschreibt, so dürfen wir doch keineswegs annehmen, daß sie an Kirchen der Gegner, wenn sie sie ausgeplündert, solche Wuth ausgelassen, daß sie sie verbrannt und zerstört; wenn die Zerstörung des Kirchleins je von ihnen herrühren soll, so thaten sie es wohl aus keinem andern Grunde,

als weil es etwa ihren Gegnern zu einem Punkte diente, von dem aus sie den Vorüberziehenden Verluste beibringen konnten. Damals wurde aber nur der Dachstuhl zerschossen und das Kirchlein diente nach wie vor als Wallfahrtsort. Noch in demselben Jahrhundert, um's Jahr 1684, ging man, wie der redliche Wibel in seiner hohenlohischen Kirchengeschichte (Bd. IV. S. 108) berichtet, damit um, die Kapelle wieder herzustellen. Es scheint aber nichts aus diesem Vorhaben geworden zu seyn, im Gegentheil ließ man die Kapelle immer mehr zerfallen. Doch wurde sie bis in das 18. Jahrhundert noch als Wallfahrtskirche besucht. Alte Männer aus der Gemeinde Edelfingen haben das Kirchlein mit seinem Chor und Altare sowie den alterthümlichen Fenstern noch gesehen. Aber vor etwa 45 Jahren wurde es, man weiß nicht recht, warum? — etwa, weil ihm Einsturz drohte, und es also lebensgefährlich war, oder, weil man das dachlose Kirchlein nicht mehr erhalten wollte, gänzlich niedergerissen, und die Steine wurden von Gemeinde wegen zu dem Brunnen beim Pfarrhaus und zur Umfangsmauer des Pfarrhauses und Gartens verwendet. Als der Anfang zur Zerstörung gemacht war, sind natürlich auch Andere, die Steine bedurften, darüber hergefallen, und es wäre kein Stein mehr auf dem andern geblieben, wenn nicht in neuerer Zeit durch einen löblichen Beschluß der Ortsbehörde die Zerstörung der alten Kapelle eingestellt worden wäre. — Der westliche Giebel in seiner

ganzen Höhe, sowie der unterste Theil seiner Umfangsmauer und die östliche Wand des Thors ist vom Kirchlein allein noch übrig geblieben; diese wenigen Reste aber zeugen, daß es von keinem so geringen Umfang gewesen seyn muß. Am Giebel bemerkt man in den Stockwerken runde Löcher, die durch und durch gehen, wie Schießscharten in den Mauern alter Burgen. Wahrscheinlich rühren diese Oeffnungen noch aus der Zeit des Baues her, da Balken durch dieselben gesteckt wurden, auf denen die Baugerüste ruhten. Einen Stein mit Bildwerk, den sogenannten Heidenkopf, wohl einen Schlußstein aus dem Thor, vielleicht auch das Fragment eines Denkmals, sah man noch lange Zeit in der Mauer des Pfarrweinbergs, genannt Weinhalder, eingemauert. Vor einigen Jahren verschwand derselbe auf einmal aus der Mauer, die eingestürzt war, zum großen Bedauern des Verfassers, der jetzt Nutznießer des Weinbergs ist. Derselbe hätte das Bildwerk eben so gerne aufbewahrt, wie derjenige, welcher aus übergroßer Neigung für Alterthümer den Stein widerrechtlicher Weise bei Seite gethan. Auch das kolossale Kreuz im Gottesacker zu Edelfingen, welches die Jahrzahl 1580 trägt, soll einst in der Theobaldskirche aufgestellt gewesen seyn. Das steinerne Cruzifix hat ein schirmendes Dach sammt Seitenwänden von Holz erhalten; geschah es aus großer Sorgfalt für das Alterthum, oder, damit es von den Vorübergehenden oder Eintretenden unbeachtet bleibe? Das Zeichen des Kreuzes, an dem unser

göttlicher Erlöser litt und starb, kann außer einer Kirche keine andere Stätte bedeutungsvoller zieren, als einen Friedehof, denn das Kreuz ist zugleich auch als das tröstliche Symbol zu betrachten, daß Derjenige, welcher für uns starb und für uns auferwecket ist, uns auch dereinst auferwecken werde zum ewigen Leben. — Das Kirchlein St. Theobald hat einen beträchtlichen Grund und Boden dem evangelischen Ortsheiligen zugebracht, der ihr Besitzer ist. Alles, was am östlichen Abhange des Bergs und hinauf bis an den Theobaldswald die Ruinen der Kapelle umgibt, Wiesen, Aecker und Allmand, ein Areal wohl von 20 Morgen, ist durch die Kapelle Eigenthum des Heiligen geworden. Schon deßhalb, und weil bei St. Theobald die Aussicht so wunderlieblich ist, darf wohl auch dem Orte einige Beachtung geschenkt werden, besonders in den Tagen des Frühlings, wo Berg und Thal im schönsten Schmucke stehen. Auch der evangelische Christ wird sich Nichts vergeben von seinem Glaubensgrundsatz, wenn er, zumal in Maientagen, auf diese schöne Höhe wallt, von hier aus die Herrlichkeit und den Segen des Thales überblickt, und an heiliger Stätte ein „Nun danket alle Gott!“ mit Herz und Mund dem Geber alles Guten darbringt. Denn wo einst ein Betaltar stand, und sei auch kein Steinlein mehr davon vorhanden, da heißt es: „die Stätte, darauf du stehest, ist heilig.“ Jos. 5, 15.

Der Maientag auf St. Theobald im J. 1856.

Auf, auf! im Mai, ihr All hieher gewallt!
Wo Trümmer aus der grauen Vorzeit Tagen
Von einem Gotteshaus ehrwürdig alt,
Nur wen'ge, in die blauen Lüfte ragen.

Schon lange steht die Kirche öd und leer —
Ja, sie ist nur ein Haufen morscher Trümmer —
Der Altar, wo man kniete, ist nicht mehr —
Daß es ein Haus des Herrn war, sieht man nimmer.

So ist's mit Allem, was der Mensch gemacht —
Die Alten bauten auf mit frommen Händen —
Da kommt die Nachwelt, nimmt ihm seine Pracht,
Und läßt uns kaum noch Reste von vier Wänden.

Doch steht auch kein Altar im Chore mehr,
Es bleibt doch eine heil'ge Gottesstätte —
Und wär' die Stätte hier von Allem leer,
Daß sie kein Steinlein der Erinnerung hätte.

Wir brauchen keinen Altar hier zum Knien,
Der Berg ist selbst Altar, auf dem wir stehen —
Wer sollte nicht voll Andacht hier erglüh'n,
Wenn wir auf all die Pracht des Maien sehen.

Ja, schauet nieder in des Thales Grund,
Auf's Saatengrün und all der Wiesen Prangen —
Wie thut sich Gottes Macht in Allem kund!
Sein Segensbote ist durchs Thal gegangen.

Was darf es Predigt hier und Menschenwort,
Um uns für Dank und Andacht zu beseelen?
Wenn Thal und Höh', wenn Flur uns aller Ort
Von Gottes Lieb' und Macht so laut erzählen.

D'rum auf ihr All, im Mai hieher gewallt!
Um Ihm dem Mächt'gen, Gütigen zu danken —
Drum jubelt Ihm, ihr Alle Jung und Alt,
Preist Gott, der reich an Gnade ohne Schranken.

Ottmar.

XXIII.

Die St. Dionysius-Kirche

zu Eßlingen.

Zwei Kirchen verleihen der Stadt Eßlingen ein ehrwürdiges mittelalterliches Aussehen, und wenn auch ihre alterthümlichen Mauern und Thürme gefallen wären, es sind die beiden Denkmale alter Kunst, die St. Dionysius- und die Liebfrauenkirche, beide Zeugen

einer großen Vergangenheit, denn Kaiser und Könige beherbergten einst ihre Mauern, und die Bewohner der alten Reichsstadt waren so thatkräftig, daß sie lange die unliebsten Widerparte der wachsenden Macht des Hauses Wirtemberg gewesen sind. —

Wir fassen die älteste und ehrwürdigste dieser beiden Kirchen, die St. Dionysius-Kirche, ins Auge. Die Kirche zum h. Dionysius, die größte Kirche der Stadt, auch Stadtkirche genannt, ragt auf einem freien Platz in der Nähe eines Neckararms in einer herrlichen Lage. Sie ist eine Basilika, deren Mittelschiff die beiden Seitenschiffe überragt, und gegen Westen, wie die letzteren gegen Norden und Süden, durch glatte, mit Satteldach bedeckte Strebepfeiler gestützt wird. In die westliche Wand der ziemlich niedrigen Seitenschiffe ist je ein kurzes dreitheiliges Spitzbogenfenster mit Maaßwerk eingelassen; das Mittelschiff dagegen wird durch ein hohes viertheiliges Fenster mit Maaßwerk im Spitzbogen erhellt. Darüber ist in dem Giebel noch ein kleineres dreieckigtes eingelassen. Das westliche, sich das Mittelschiff öffnende Portal, ist spitzbogig, ohne Maaßwerk im Bogen. Auf der Südseite führen drei Portale in das nördliche Seitenschiff. Das mittlere und größere wird durch einen Pfeiler in zwei spitzbogige Hälften getheilt. Sein Seitenportal gegen Osten ist kleiner, aber auch mit Spitzbogen. Auf der westlichen Seite des Hauptportals befindet sich noch ein Seitenportal, das etwas größer ist, als das eben genannte, mit einem Spitzbogen,

der ein geschmackvoll gearbeitetes Maaßwerk zeigt. Das nördliche Seitenschiff hat ebenfalls ein spitzbogiges Haupt-, aber nur ein Seitenportal gegen Westen, die beide der Lage nach den jenseitigen südlichen entsprechen. Das Seitenportal hat ein interessantes Maaßwerk im Bogenfeld. Zahl, Anlage und Form der Fenster des nördlichen Seitenschiffes entsprechen vollständig denen des südlichen. Beiden Seitenschiffen legt sich gegen Osten je ein hoher vierseitiger Thurm vor. Das über der Höhe der Seitenschiffe beginnende erste Geschoß des älteren nördlichen Thurmes verräth noch eine ganz romanisirende Behandlung. Ueber den Fenstern dieses Geschoßes zieht sich der kräftige romanische Rundbogenfries mit seiner Zahnschnittverzierung. Das zweite, sich bereits über das Chordach erhebende Geschoß, hat auf jeder Seite zwei Fenster mit Spitzbogen, das dritte und vierte ebenso, nur sind beim letzteren die Spitzbogenfenster etwas kleiner und schmäler, auch einfacher profilirt, als die des dritten. Ueber dem letzten Geschoß erhebt sich ein vierseitiges Zeltdach mit Spitzgiebeln auf jeder Seite. Der südliche Thurm hat ebenfalls vier Stockwerke wie der nördliche. Das erste hat denselben romanischen Rundbogenfries und mit Zahnschnittverzierung geschmückte Fenster. Ebenso haben die übrigen drei Stockwerke auf allen vier Seiten zwei spitzbogige Fenster, aber sie zeigen schon in ziemlich eleganter Behandlung den späteren germanischen Styl. Ueber dem vierten Stockwerk zieht

sich eine durchbrochene nicht vollendete Gallerie um einen hölzernen Aufsatz, der die Thürmerswohnung enthält und mit einem vierseitigen zeltartigen Dach bedeckt ist, das noch ein kleines Glockenstübchen aufnimmt. Dem südlichen Thurm ist die kleine Sakristei später angebaut worden. Dem nördlichen Thurm legt sich gegen Osten ebenfalls ein Bau, die sogenannte Sachsenkapelle vor. — Dem Mittelschiff wurde gegen Osten im späteren germanischen Styl, aber in sehr schöner Behandlung der hohe, dasselbe überragende Chor angebaut. Die Fenster des Chors haben höchst einfaches Maaßwerk, von klaren constructiven Formen. In den beiden Chorwänden sind gegen Süden und Norden Thüren, die geradlinigt abgeschlossen, aber durch Blenden-Spitzbogen mit Maaßwerk überhöht sind.

Durch das westliche Eingangsportal treten wir in das Innere der Dionysius-Kirche, einer dreischiffigen Pfeiler-Basilica ohne Querschiff. Zwei Reihen von je sieben achteckigen durch weite spitzbogige, auch etwas schwergegliederte Arkaden verbundene Pfeiler tragen sammt den Halbpfeilern der Westwand die Scheidemauern des breiten, sich hoch über die niedrigen Seitenschiffe erhebenden Mittelschiffs. Der Lichtgaden, das Fenstergeschoß desselben, enthält auf jeder Seite sieben Fenster in primitiven Spitzbogen, mit glatt abgeschrägten Gewänden, die durch einen Pfeiler in spitzbogige Hälften getheilt sind. Zwei weitere bei Erweiterung der Kirche gegen Westen entstandene Fenster sind gleichfalls zweitheilig, aber schmäler, höher

und feiner, und haben in den Bogen ein eleganteres Maaßwerk. Die fünf Fenster auf der Nord- und Südseite der Seitenschiffe sind drittheilig, und haben im Spitzbogen das spätere gothische Maaßwerk. Die Decken der Seitenschiffe, wie des Mittelschiffs, sind flach, und ruhen auf achteckigen Pfeilern, deren Kapitäle in romanischen und frühgothischen Motiven theils mit phantastischen Thierfiguren, theils mit Laubwerk, Blättern und Zweigen reich geschmückt sind. Zwischen Schiff und Chor, gegen Süden und Norden an die Thurmwände angebaut, steht der in späterer Zeit aufgeführte Lettner, ein bühnenartiger Bau, der sich in drei spitzbogigen Arkaden gegen Schiff und Chor öffnet, auf vier Pfeilern ruht, und von einem einfachen Gesims aus Kehle und Stab, über dem sich eine durchbrochene Gallerie mit Fischblasenmaaßwerk hinzieht, abgeschlossen wird. An den Schlußsteinen seiner drei Netzgewölbe sind drei bemalte Schilde eingelassen, auf deren jedem man einen Buchstaben liest, die zusammen die Inschrift J. H. S. (Jesus hominum salvator) bilden. Die beiden Mittelpfeiler des Lettners sind gegen den Chor hin mit Kapitälen gekrönt, auf denen ehmals unter Baldachinen Statuen gestanden. Im Ganzen zeigt der hohe und schlanke Lettner reine und klare Profile, dagegen sind die ornamentalen Theile an den Kapitälen u. s. w. bei ihren hübschen Motiven doch etwas zu manierirt behandelt. Unter dem Lettner stehen an den Thurmwänden alte Chorstühle mit tüchtig geschnitzter Zinnenbekrönung. Vier Stufen

führen zu dem aus dem Achteck geschlossenen hohen und eleganten Chor, mit drei Kreuz- und einem Chorschlußgewölbe. Längs der Chorwände ziehen sich zu beiden Seiten bis zu den nord- und südöstlichen Chorthüren zwei Reihen Chorstühle mit einem tüchtig geschnitzten halb erhabenen Laubwerk-Kranz in jeder einzelnen Füllung der Rückenwand. Die Seitenwände der Brüstungstafeln sind mit halberhabenem Maaßwerk, und diejenigen auf der südlichen Seite gegen den Hochaltar überdieß mit dem Bild der Muttergottes mit dem Kind geschmückt. Ueber die Brüstung selber ragen runde Brustbilder von Mönchen empor. An den nördlichen Gurtträgern des Chorschlußbeginns das 40 Fuß hohe Sakramenthäuschen. Die ganze Anlage dieses reizenden Sakramenthäuschens ist zierlich und leicht, und trotz der üppigen Phantasie in den Verzierungen und baulichen Details, die, wo es nur irgend anging, mit Figuren geschmückt werden sollten, nicht überladen. Einzelne Figuren, die wir daran wahrnehmen, theils größere, theils kleinere Statuen mit Baldachinen, sind: die heilige Jungfrau und die Apostel Paulus und Petrus, so wie der h. Dionysius und über ihm andere kleinere Figuren. — Vor dem schön gemalten Hochaltar steht ein achteckiger Taufstein, und ruht auf einem sternförmig über Eck gestellten Fuß von derselben Grundform. Sein Becken bildet nach Außen eine Hohlkehle, in welche zwischen einem Rundstab und einem birnförmigen Glied ein tiefgearbeitetes gothisches Laubwerk

eingespannt ist. Die fünf Fenster des Chorschlusses enthalten Glasmalereien. Es sind kleine Darstellungen aus dem alten und neuen Testament, der Legende und dem Leben der Heiligen mit den mannigfaltigsten Verzierungen. Diese Malereien aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Händen zeichnen sich sämmtlich durch Tiefe und Wärme, leuchtende Klarheit und gesättigte Kraft der Farben aus. — In der Kirche befinden sich zahlreiche Grabmonumente. — Die Maaße der Kirche betreffend, so hat das Langhaus eine Länge von 160 und eine Breite von 76 Fuß. Der Chor ist 75 Fuß lang, 34½ Fuß breit und 71 Fuß hoch. Die Breite des Mittelschiffs beträgt 35 Fuß, bei 68 Fuß Höhe; die Seitenschiffe sind 20½ Fuß breit und 29 Fuß hoch.

Die Zeit, wenn die Dionysiuskirche erbaut wurde, ist unbekannt. Ihr erster Anfang war wohl die von dem Allemannen Hafti am Gestade des Neckars erbaute Kapelle, in welcher die Gebeine des heiligen Vitalis aufbewahrt wurden. Diese Kapelle kam — es ist unbekannt wann und durch wen? an den Allemannen Fulrad, Abt von St. Denys und ersten Kaplan K. Pipins, und dieser vermachte diese sogenannte Vitalis-Kapelle mit dem Veranusklösterlein zu Herbrechtingen seinem Kloster St. Denys im Jahr 777. Im Jahr 856 wurde diesem Kloster der Besitz der von Abt Fulrad geschenkten Vitalis-Kapelle u. s. w. bestätigt. Dasselbe geschah noch einmal im Jahr 866, und es heißt ausdrücklich in der Urkunde: „die Zelle

(Kirchlein) zu Hetfilinga im Neckargau, am Flusse Neckar, wo der Körper des h. Vitalis ruht." Die Vitalis-Kapelle wurde im Laufe der Zeit, als die durch die Wallfahrt zur Kapelle veranlaßte Ansiedlung immer größer, und endlich zu einem Markt und einer Gemeinde wurde, in eine Kirche umgebaut. Diese erhielt wohl wegen der bisherigen Verbindung der Vitalis-Kapelle mit dem Kloster St. Denys den Namen Dionysius-Kirche.

Ums Jahr 1106—7 wird diese Kirche zum ersten Mal urkundlich erwähnt, wenn auch nicht mit ihrem Namen bezeichnet, sondern nur als „Kirche, welche heißt Ezelingin." Herzog Friedrich von Staufen tauscht gewisse Leibeigene von dieser Kirche ein, und schenkt dieselbe der Kirche zu Worms. Im Jahr 1213 wurde die Dionysius-Kirche von Kaiser Friedrich II., dem Staufer, an das Domkapitel zu Speier verschenkt. Das hinderte die Bewohner von Eßlingen im freien Gebrauch der Kirche, und sie waren von nun an darauf bedacht, eine neue Kirche zu bauen, was aber erst im Anfang des 15. Jahrhunderts zur Ausführung kam, als sie die schöne Frauenkirche gründeten. Nach einer Chroniken-Angabe soll König Rudolph von Habsburg (etwa um 1285) die alte Dionysius-Kirche „vergrößert" haben, was aber wahrscheinlich von dem förmlichen Umbau der Kirche wird zu verstehen seyn. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als bereits rüstig an der Liebfrauenkirche gebaut wurde, war abermals eine Erweiterung nöthig

geworden. Den 29. Aug. 1437 schrieb die Stadt an den Bischof zu Constanz: „Gnädiger Herr, so ist die andere Sach, die uns anleit von unser Pfarrkirchen wegen, die wir von Menge wegen des Volks in unsrer Stadt gern erweitern oder erlängern wollen, und dazu auch wir eines neuen Kirchthurms an derselben Kirchen fast nothdürftig wären, um der Glocken wegen, die uf diese Zeit uf unserm Kirchhof zu der Au hanget.“ Die Stadt bat zu diesem Bau (dieser Erweiterung) um Ablaß, wodurch die Gläubigen zu einer Beisteuer veranlaßt wurden. In Folge dieser Erweiterung wurde der westliche Theil der ganzen Kirche mit den beiden nord- und südwestlichen Portalen und dem Fenster daneben, so wie den beiden letzten Fenstern des Mittelschiffs dem früheren Bau angefügt. Um dieselbe Zeit baute man auf dem nördlichen Thurm ein Glockenhaus, um die Glocken darin aufzuhängen, die bisher auf dem Kirchhof hingen; der südliche Thurm, genannt der Stein oder Wendelstein, kommt schon im Jahr 1386 vor. Erst später entstand der hohe Chor. Mit dem Jahr 1486 wurde ein neuer Bau im Innern der Kirche unternommen. Lorenz Lechler baute in diesem Jahr den Lettner in der Kirche, und fertigte das kunstreiche Sakramenthäuschen. Er hatte, wohl aber schon früher, auch den Taufstein gearbeitet. Eine wichtige Reparatur des Baues wurde im Jahr 1549 nöthig, als der Wendelstein „erkrachte und an etlichen Orten Sprünge bekam, so daß man fürchtete, er

möchte ganz einfallen." Hans Feuerbach, Werkmeister aus Stuttgart, besserte den Schaden, indem er die Thürme unterfing und durch massige Streben stützte. Wann das St. Johannischörlein mit der Sakristei und die sogenannte Sachsenkapelle, von der Eßlinger Familie Sachs gestiftet, gebaut wurde, ist nicht bekannt. Außer dem Hochaltar im Chor befanden sich vor der Reformation noch 14 Altäre in der Kirche. Die prächtige Orgel, welche die Kirche ziert, wurde im Jahr 1754 neuerbaut. (Dieß nach dem trefflichen Werke „die Kunst des Mittelalters in Schwaben" vom edlen Meister Heideloff.)

Da die St. Vitalis-Kapelle eigentlich der Ursprung der Dionysius-Kirche und der Stadt selbst geworden, so möge die liebliche Sage über ihre Gründung hier noch einen Platz finden.

Die Stiftung der Kapelle zum heiligen Vitalis in Eßlingen.

Um die Mitte des 7. Jahrhunderts war das Christenthum schon ziemlich in die Wälder und Herzen der damaligen Bewohner des Neckarthales, der Alemannen, eingedrungen, aber immer gab es noch manchen streitbaren Krieger und Herrn, der den alten Göttern seiner Vorfahren diente, denn die Alemannen nahmen nur mit Widerwillen den christlichen Glauben an, obgleich ihre Könige, die mächtigen Frankenfürsten, längst sich zum Kreuz gewendet hatten.

Auch in der Nähe von der heutigen Stadt Eßlingen, wo jetzt die Burg steht auf einem sonnigen Hügel, wohnte auf seinem Hofe ein gewaltiger Alemannengraf Namens Hafti, der, obgleich im nahen Cannstadt schon längst eine christliche Kapelle stund, von dem neuen Glauben nichts wissen wollte, und wenn ihn die Jagd an einem christlichen Tempel vorüberführte, aus welchem der Gesang frommer Priester und Gläubiger drang, mit frechem Hohn vorübersprengte und seinen Dienstleuten und Jägern befahl, lärmend in die Jagdhörner zu stoßen und den Gesang und die Gebete zu übertäuben. Wohl hatte er ein christlich getauftes und frommes Gemahl, aber sie konnte nur heimlich, und wenn ihr Hausherr oft Tage lang auf der Jagd herumstreifte, eine Kapelle in der Nähe besuchen, um dort am Altar ihres Gottes zu knieen und den Segen des Priesters zu empfangen. Traf der Alemanne sie vor einem Cruzifix, so fuhr er wild auf und trat es mit Füßen, und erfuhr er von seinen Spähern, daß sie gar eine Kapelle besuchte, dann warf er sie Monate lang in einen finstern Thurm. Aber das Alles half Nichts, denn sein Gemahl Gisela blieb nur um so fester in ihrem Glauben, und bat Gott stündlich, daß er ihren Herrn möge auf den wahren Weg des Heils führen und flehte zum heiligen Vitalis um dessen Fürbitte. Wieder einmal ritt der Alemanne Hafti mit seinen rauhen Jagdgesellen durch die Thäler und Berge, und an einer Kapelle, die einsam im Neckarthale bei Altenburg

drunten stand, hatte er mit frecher Hand die Thüre erbrochen und das Cruzifix auf dem Altar zerschlagen, denn es war um die Abendstunde und Niemand in der Nähe, der ihn hätte daran hindern können.

Erhitzt noch von dieser rohen That trat er, zu Hause angekommen, in das Gemach seines Gemahls und fand diese wieder vor einem Cruzifix. Was betest du dieses Holz an? schrie er schäumend, das ich vor wenigen Stunden drunten in der Altenburger Kapelle zerschmettert und mit den Füßen zertreten? O! welch ein Unglück ist es für uns Alemannen, daß unser Volk unter der Herrschaft der Frankenkönige, dieser scheinheiligen Pfaffenbrüder, steht. Allüberall reißt der neue Glaube weiter ein, und die finstern Mönche ziehen in alle Wildnisse, den Glauben unserer Vorfahren auszurotten, und das leichtgläubige Volk trägt ihnen Alles zu und baut ihnen Kapellen und Kirchen, düstere Bethäuser, statt, wie unsere Väter gethan, unter Gottes freiem Himmel und unter luftigen Eichen auf grünen Hügeln dem Gott der Deutschen ihre Opfer zu bringen. Feig und träge wird das Volk, das diesen Priestern gehorcht, und trägt wie ein Zugvieh geduldig das Joch eines fremden Stammes, der uns mit diesen Priestern zu beherrschen gedenket und unserer Freiheit täglich mehr beraubt. Und wer ist dieser neue Gott, den sie uns predigen? Aus Holz geschnitzt und als Schächer am schmachvollen Kreuz bilden sie ihn ab, und schreiben ihm eine wunderthätige Wirkung zu — aber

noch keine dieser Abbildungen hat sich bewährt als mit göttlicher Kraft, so manche ich schon zerbrochen. Wohlan, Euer Gott zeige seine Macht gegen den Alemannen Hafti — so rief er zuletzt, ergriff das Cruzifix und zertrümmerte es mit einem Faustschlag. Aber plötzlich stand er, wie vom Donner gerührt, seine Haare sträubten sich zu Berge, seine Augen starrten, wie die eines im letzten Todeskampf, denn er fühlte seine Faust gelähmt, und als er die Zunge rühren wollte, gebrach ihm die Kraft, einen Laut hervorzubringen. Er ward mit Lähmung und Stummheit geschlagen.

So strafte ihn der Himmel für seinen Frevel, und umsonst war das Gebet seines frommen Gemahls, daß Hafti von Stund an mit ihr sich täglich Stunden lang aufs Knie warf und in tiefster Reue den Himmel um Vergebung anflehte. Erst nach einem Jahre, als das Wunder weit und breit bekannt war, trat einst ein Einsiedler in den Hof des Alemannen, und als er erfuhr, welches Wunder hier geschehen, und Gisela ihn auf den Knien anflehte, ihrem Gatten zu helfen, da sprach dieser: Wohlan, so sende Boten aus mit vielem Golde in das Land Italia und laß aufsuchen die Gebeine des h. Vitalis und sie hieher bringen. Dann möge dein Gemahl demselben eine Kapelle bauen und unter dem Altar die Gebeine in einem silbernen Sarg aufbewahren. Darnach will ich wieder kommen und das Kirchlein einweihen, und dort bis zu meinem Tode dem Herrn dienen zum Heil und Frommen deines Hauses.

Erfreut sandte der Alemanne und seine Gisela Boten fort nach Italia mit allen ihren Schätzen, und nach einem halben Jahre kehrten sie zurück mit den Gebeinen des h. Vitalis. Als sie nun angelangt waren, stieg Hafti mit seinem Gemahl den Hügel herab auf die grünen Wiesen an den Ufern des Neckars und suchte einen Ort aus, darauf die Kapelle zu erbauen, indem er seiner Gisela mit den Augen und der linken Hand durch Zeichen zu verstehen gab, daß er diesen Ort erwählt habe. Darnach ließ er die Werkleute kommen aus seinen Gütern und der Umgegend und erbaute eine Kapelle, und unter den Altar ließ er den silbernen Sarg einmauern mit den Gebeinen des h. Vitalis, und auf den Altar das zerbrochene Cruzifix in Gold gefaßt aufstellen zum ewigen Zeichen, daß er daran gefrevelt.

Jetzt kam auch der Einsiedler herbei, und an einem schönen Ostermorgen weihte er die Kapelle ein. Als aber nun die herbeigeströmten Christen den Lobgesang anstimmten, da mischte sich plötzlich auch die Stimme Haftis hinein, denn seine Zunge war von ihren Banden mit einem Male gelöst, und seine rechte Hand, die so frevelhaft gesündigt, hatte ihre Kraft wieder erhalten, und er schlug damit dreimal das heilige Zeichen des Kreuzes.

Bald entstanden zu dieser Wunderkapelle, in welche täglich der Alemanne mit seinem Gemahl dreimal vom Berge herab zum Gebete stieg, zahlreiche Wallfahrten, und es bildete sich daraus ein stark besuchter

Markt. Auch bauten sich viele Umwohner daselbst an, und es entstand daraus der Ort Hetsilinga, da ein wohlhabender Alemanne mit Namen Hetsilo auch sich allda eine Wohnung errichtete. Fr. Norden.

XXIV.

Kloster Inzigkofen

bei Sigmaringen.

Ueber dem Bergkamm des linken Donauufers, fast mitten inzwischen der Ruine Dietfurt und der Stadt Sigmaringen, lagert sich in klösterlichen Abgeschiedenheit, umgeben von herrlichen Gartenanlagen, die sowohl durch Natur als durch Kunst nicht bald übertroffen werden, das ehmalige Kloster Inzigkofen. Von seiner Stiftung berichtet K. Petri in seiner Suevia ecclesiastica also: „Im Jahr 1254 erwählten sich zwei fromme Mägdlein Mechtild und Irmengard, aus dem Geschlechte der Söner zu Sigmaringen, um ihre Jungfrauschaft zu bewahren, ein einsam kleines Häuslein zur Wohnung für ihre Lebenszeit. Dasselbe stand nicht ferne von einer kleinen Kapelle, die dem h. Mauritius und den Genossen der Thebaischen Legion gewidmet war. Solcher Gestalt waren sie vom Geräuch der Welt fern, und hatten Gelegenheit, sich in ungestörter Andacht Gott

zu widmen.“ Nach wenigen Jahrzehenten vermehrte sich durch den Zutritt Gleichgesinnter diese kleine Sammlung frommer Frauen bis auf zwölf Personen. Da entschloßen sie sich, vom Geist Gottes getrieben, und weil die kleine Zelle nimmer groß genug war, ein förmliches Klösterlein zu gründen. Als nun die frommen Frauen — so erzählt die Legende — das Klösterlein in das Thal hinab nach Laiz hin bauen wollten, haben die Engel das Baumaterial, welches auf die Ebene, genannt Blaufels, bereits geschafft war, bei der Nacht mit vielen Lichtern auf die Stelle getragen, wo nunmehr das Kloster steht. Dieses Wunder wirkte so sehr auf das Gemüth des Grundherrn, des edlen Eckard von Rischach, daß er die ganze Hofstatt mit aller Zugehör den geistlichen Frauen schenkte. Die Urkunde darüber wurde im Jahr 1391 in seinem und all seiner künftigen Erben Namen ausgestellt, und nur die Bedingung beigefügt, daß die Frauen alljährlich einmal zum Heil seiner Seele eine Messe halten lassen. — Im Jahr 1384 wurde die neue Klosterkirche zu Ehren der h. Dreieinigkeit, der h. Jungfrau und Johannes des Täufers feierlich eingeweiht. Anfangs hatten die Nonnen die dritte Regel des h. Franziskus von Assisi erwählt, sie gingen aber im Jahr 1394 auf den Rath des Bischofs Burkard von Constanz zu der Regel des h. Augustin über. Durch reiche Schenkungen, besonders von Seiten der Herren von Reischach, erhob sich das Kloster bald zu bedeutendem

Ansehen. Unter den Herren dieses Geschlechts, die sich um das Kloster verdient machten, nennt die von Klosterfrauen verfaßte, und noch in Handschrift vorhandene Chronik, Herrn Michael von Reischach, einen Enkel jenes Conrad von Reischach zu Jungnau, der ums Jahr 1400 ein berühmter, schöner tapferer Edelmann und Landfahrer gewesen, und auf seinen Fahrten die Tochter des König Jakobs von Majorka zur Ehe bekommen, mit der er einen Sohn Michael gezeuget, die aber nie die Heimath des Ritters gesehen, sondern fern von ihm verstorben. Dieser sein Sohn zeugte mit einer Bürgerstochter zu Biberach, Namens Elisabeth Gerberin, außerehlich einen Sohn gleichen Namens und ein Töchterlein, Ursula. Letztere wurde Klosterfrau zu Inzigkofen, zu einer Zeit, „da das Kloster noch die alten Gewohnheiten gehabt, und noch keine Statuten — und war ein unschuldiges und frommes Kind.“ Ihr Bruder Michael besuchte sie oft, als er noch Student war, in diesem Kloster, denn sie hatten einander herzlich lieb. Er muß aber ein armes Leben geführt haben, denn er zog von einer Schul auf die andere, und sang vor den Häusern um Brod, und bettelte das heilig Almosen. In seinem 20. Jahre verlor er auf jämmerliche Weise seinen Vater, der im Jahr 1417 auf dem Schloß Gaienhofen verrätherisch und boshaft ermordet wurde. Nach seinem Tod zog er gen Rom, und „erlangte vom Pabst Martin V., daß er als ein ehliches Kind sollte gehalten werden, und erwarb

alle Gerechtigkeit zu der priesterlichen Würde auf das aller Best und Vollkommenste.“ Als er wieder von Rom kam, besuchte er alsbald seine liebe Schwester Ursula von Inzigkofen, und verkündete ihr und ihren Mitschwestern seine große Freude und Würdigkeit. Bei Herrn Wörnher (wohl Beichtiger des Klosters) lernte er das Brevier beten und Messelesen. Er kam bald hernach auf die Pfründe der Kapelle zu Birnau, zu welcher er eine sonders große Liebe gehabt, wie aus dem abzunehmen, daß er ein Paar schöne Tafeln darein machen ließ, auf denen er zu sehen mit Schild und Helm, denn er hatte auch erworben, daß ihm seiner Voreltern Helm und Schild zugelassen worden. Später wurde er Chorherr zu St. Stephan in Constanz, und hat von da aus gegen die Klosterfrauen zu Inzigkofen sich so mild und gutthätig erzeigt, daß ihn die Nonnen ihren zweiten Stiftherrn nannten, und sein Name noch in spätester Zeit bei den Klosterfrauen im dankbaren Andenken stand. Von seiner Schwester, der Klosterfrau Ursula, erzählt die Klosterchronik eine eigene Begebenheit. Wohl 20 bis 30 Jahre nach der Ermordung ihres Vaters kam Eine von Schienen, die Einen aus dem Geschlecht der Mörder ihres Vaters zum Mann hatte, mit ihrem Kinde ins Kloster. Da halfete und küßte Frau Ursula dieses Kind; als sie aber vernahm, daß es von dem Mörder ihres Vaters stamme, ging es ihr also zu Herzen, und ihre Natur

entsetzte sich so stark, daß ihr das Blut zu Mund und Nase herausschoß.

Das Kloster Inzigkofen hatte ein wechselvolles Schicksal; doch wird den Klosterfrauen zu Inzigkofen das Zeugniß ertheilt, daß sie sich eines frommen und thätigen Lebenswandels beflissen, was man nicht allen Klöstern jener Zeit nachrühmen kann. Im 30jährigen Kriege mußten sich die Nonnen vor den heranrückenden Schweden nach Constanz flüchten; als sie wieder zurückkamen, war das Kloster rein ausgeplündert und zum Theil zerstört. Die Felder lagen öde, so daß die zurückgekehrten Frauen längere Zeit von milden Gaben, die sie sonst selbst auszutheilen gewohnt waren, leben mußten. Doch erholten sie sich nach und nach wieder, und lebten still und segensreich wirkend fort bis zum Jahr 1803, wo das Kloster dem Haus Hohenzollern-Sigmaringen zufiel. Bei Aufhebung des Klosters befanden sich 42 Frauen und Laienschwestern darin, welche der menschenfreundliche damals regierende Fürst Anton Aloys mit einem angemessenen Leibgeding im Kloster fortwohnen ließ. Die letzte Vorsteherin Maximiliana Geißenhof aus Vils in Tyrol starb im Jahr 1852, und die letzte Klosterfrau nach 40jährigem Blindsein im Jahr 1856. Nach Aufhebung des Klosters ließ Fürst Anton neben demselben ein kleines Lustschloß nebst einem bis an die Donau stoßenden Park einrichten, worin seine Gemahlin längere Zeit Hof hielt. Jetzt ist dieß liebliche Schlößchen unbewohnt, und auch im Kloster

weilt nur noch ein Meßner, der von der kleinen Gemeinde zu Inzigkofen zur Besorgung des Dienstes in der Kirche angestellt ist, und von ihr unterhalten wird.

Der Klosterbau zu Inzigkofen.

Da wo die Sigmarsburg vom Felsen glänzt
Ins anmuthreiche Thal der jungen Donau,
Da hatten klösterlich sich einst vereint
Zwei Mädchen Irmengard und Mechtild,
Aus bürgerlichem Stande. Fromm und gut,
Wie sie erzogen, wollten sie auch bleiben,
Jungfräulich in dem Herrn, dem sie ergeben;
Und goldne Früchte trug ihr frommes Beispiel,
Denn schon nach wenig Jahren faßte nimmer
Das Klösterlein die frommen Schwestern alle,
Die angeschlossen sich den beiden Jungfrau'n.
Da sollte größre Räume man errichten.
Der Blausels war es, den man auserseh'n
Zu tragen die geweihten Klostermauern.
Schon lag auf ferner Höhe, was man nöthig
Zum heil'gen Baue hatte. Sieh! da trugen
Zur Nachtzeit Engel Holz und Stein hinüber,
Umschimmert von dem Glanze vieler Lichtlein,
Zur Stelle, wo noch heut das Kloster stehet. —
Und laute Zeugen sprachen für das Wunder:
Denn staunend haben es geseh'n die Wächter
Von der bethürmten Sigmarsburg herüber.

Das Mädchen aus Graubündten vor dem Bilde des heiligen Fidelis.

Lieblich klingen in des Thals Gefilde
Inzigkofens Klosterglocken nieder,
Gar so freudig tönt das Festgeläute.
S'ist der Tag, den fromme Jungfrau'n grüßen
Mit der inniglichsten Seelenfreude;
Denn sie sollten heut das Kleid empfangen,
Das sie heiligt und vom Eitlen scheidet;
Sollen werden Christi treue Bräute,
Ewiglich in Liebe ihm verbunden.
Der Conventsaal prangt im edlen Schmucke,
Und so himmlisch lacht dem Blick entgegen
Sankt Fidelis Bild des Glaubenshelden,
Ja so frisch, so blühend, wie im Leben,
Ganz als strahlte es von Himmelsfreude
Ueber dieses Tages heil'gen Feier.
Horch! jetzt tönen zarte Weihelieder;
Andachtsvoll vom Chor der Ordensfrauen
Schweben zu dem Himmel die Gesänge.
Langsam ziehen sie herbei in Reihen,
Betend durch des stillen Saales Hallen,
Die nunmehr der heil'ge Klang erfüllet.
Wie die jungen Bräute blühend stehen,
Gleich den Rosen an dem Frühlingsmorgen,
Wenn der Himmelsthau sich d'rauf ergossen!
Schon umhüllet sie der Ordensschleier,

Darum ihre hohe Seelenfreude.
Plötzlich dringt durch die geweihten Räume
Schmerzlich rufend einer Jungfrau Stimme;
S'ist ein Mädchen, ferne hergekommen
Aus dem bergigen Graubündtner Lande,
Sich zu widmen hier dem Klosterleben.
Bei dem Anblick des verklärten Bildes
Unsres Heil'gen schaudert sie zusammen.
„Hier vermag ich nicht zu bleiben, ruft sie,
Wo ich den erschau, mit dessen Blute
Meiner Väter Fluch auf sich geladen;
Seiner Mörder einer ist mein Ahne!"
Und sie eilet zitternd aus dem Saale.
Nirgends doch ist ihr vergönnt die Ruhe,
Wo sie weilen mag in diesem Kloster.
Wenig Tage, und sie zieht von dannen,
Suchend eine andre Friedensstätte,
Die gefunden sie mit Gottes Führung.
Und da bleibt sie, eifrig hingegeben
Dem Gebete, daß versöhnet werde
Ihrer Väter blutiges Verbrechen,
Und der Herr vom Fluche sie erlöse.

Louis Egler.

XXV.

Das ehemalige Kloster Pfullingen.

Die Geschichte von Pfullingen, wahrscheinlich von Pfulben, Pfullen abgeleitet, denn noch führt die Stadt Pfullingen einen Pfulben in ihrem Wappen, und ein Pfullenberg liegt in der Gemarkung — reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf. Pfullingen war ohne Zweifel der Hauptort des sogenannten Pfullichgau's, die Malstätte und der Sitz der Gaugrafen, die sich davon geschrieben. Von dem Ersten dieser Grafen berichtet die Volkssage: er habe sich durch die Jagd im Wald und Pfuhl so sehr vertieft, daß er abgekommen von seiner Begleitung, und von der Nacht überfallen, in der tiefsten Wildniß übernachten mußte; so kam er erst am andern Morgen zu seiner Begleitung zurück, und als er gefragt wurde, wo er geschlafen habe? so antwortete der Graf „im Pfullen." Daher habe Gau und Ort den Namen bekommen. Urkundlich gewiß ist es, daß im Jahr 957 Hermann, Graf im Pfullinggau lebte. Einem Priester dieses Grafen, Namens Hartbert, schenkte K. Otto im genannten Jahre eine Fischerei in der Schatz im Orte Hohenow (Honau) im Pfullichgowe, welche bisher dem königlichen Fiskus gehört hatte. —

Um dieselbe Zeit kommt ein Graf Wolfgang v.

Pfullingen vor, der im Kloster Reichenau erzogen wurde. Schon in seinem 7. Jahre wurde er von seinem Vater einem Geistlichen zum Unterricht übergeben. Aber der Knabe war bald nicht mehr zufrieden mit dem Privatunterricht; daher nahm er sich vor, sich an einen Ort zu begeben, wo in Deutschland die Wissenschaften am meisten blühten. Er begab sich in das Kloster Reichenau am Bodensee, wo er recht freundlich aufgenommen wurde. In kurzer Zeit machte er allda so große Fortschritte in den Wissenschaften, daß sich seine Lehrer über seinen Verstand verwunderten. Ein inniger Freund, Namens Heinrich, der ebenfalls auf der Reichenau lebte, veranlaßte ihn, mit ihm nach Würzburg zu gehen, wo dessen Bruder Poppo Bischof war. Dort wurden beide Jünglinge von einem Italiener in den Wissenschaften unterrichtet. Später wurde Wolfgang Bischof zu Regensburg (958), Heinrich Bischof zu Chur.

Nach diesem erscheint ein Graf Walther von Pfullingen, der drei Söhne hatte, die alle drei historisch wichtige Personen geworden. Der erste hieß Egino und wurde der Stammvater der Grafen von Achalm und von Urach; der zweite hieß Anno oder Hanno. Dieser spielte als Erzbischof von Cöln in der Geschichte Kaiser Heinrichs IV. eine wichtige Rolle, und † im Jahr 1075 zu Cöln, wo sein Name als der eines Heiligen alljährlich gefeiert wurde. Seinen Charakter und seine Thaten besingt das sogenannte Annolied, welches in der deutschen Sprache des

12. Jahrhunderts abgefaßt ist. Ein dritter Sohn Walthers von Pfullingen hieß Wezelo oder Werner; er wurde Erzbischof von Magdeburg (1063), und kam als Gegner K. Heinrichs IV. auf eine elende Weise ums Leben.

Während sich mit Egino's Söhnen die Familie der Grafen von Pfullingen in das Achalmer und Uracher Haus theilte, scheint ein Zweig noch den Stammesnamen von Pfullingen fortgeführt zu haben, denn im Jahr 1075, als Graf Adalbert von Calwe dem Kloster Hirsau Güter übergeben, zeugt neben Graf Luitold von Achalm, und neben einem Herrn Eberhard von Metzingen, ein Rudolph von Phullin (Besold liest Phullingen). Auch einen Adolf und Egilolf von Pfullingen kennt das Hirschauer Dotationsbuch, welche ungefähr in die gleiche Zeit fallen. Nach M. Crusius soll noch ein Gebino (wahrscheinlich Egino) von Pfullingen bei der Verhandlung zu Bempflingen im Jahr 1090 als Zeuge vorkommen.

In welcher Beziehung die späteren Herren v. Pfullingen, die sich bald von Pfullingen allein, bald mit dem Beinamen Remp schrieben, mit den älteren standen, läßt sich nicht urkundlich nachweisen. Vielleicht waren es ursprünglich Lehensleute derselben, die auf der alten Burg zu Pfullingen als Burgmänner gesessen, und nach Abgang ihrer Lehensherren Besitzer der Burg und Erben des Namens geworden. Caspar Remp von Pfullingen „nunmehr alt und seines Stammes der Letzte" verkaufte im Jahr 1487 an

Graf Eberhard den Aelteren seinen Theil am Flecken Pfullingen mit dem Schlosse daselbst und seinen Gütern. Auf den Grundmauern dieses Schlosses baute Herzog Christoph im Jahr 1563 das jetzt noch stehende Schloß.

Demselben Geschlecht der früheren Rempen von Pfullingen gehörten die beiden Fräulein Mechtild und Irmengard an, die im Jahr 1252 ein Kloster zu Pfullingen zu Ehren der h. Cäcilia stifteten. Es war ein Frauenkloster St. Clara Ordens, das seine ersten Nonnen aus dem Kloster Söflingen bei Ulm holte. Es erhielt im Jahr 1253 von Papst Innocenz IV. die Regel des h. Damians von Assisi. Im Jahr 1254 bekam es von demselben Papst einen Schutzbrief und im Jahr 1256 einen solchen von Papst Alexander IV. Die ersten Begabungen des Klosters waren: Güter bei Betzingen im Jahr 1258, Weinberge bei Stuttgart 1259, Weinberge bei Metzingen 1261; später kam Genkingen und Reicheneck an das Kloster. Die erste Aebtissin hieß Guota. — Das neugestiftete Kloster hatte schon in den ersten Zeiten einen so starken Zugang, daß es bereits im Jahr 1273 erweitert werden mußte. K. Rudolf und seine Nachfolger bedachten das Kloster mit mancherlei Vorrechten und Freiheiten. Selbst K. Adolfs Gemahlin Imagina bezeugte sich, als sie auf der Achalm weilte, laut einer Urkunde vom Jahr 1294 gnädig gegen das Kloster. Die Vogtei über dasselbe, welche früher den Grafen von Urach und Achalm gehört

hatte, kam mit der Burg Achalm an Haus Wirtemberg. Im Jahr 1479 wurde das Kloster durch den Abt von Hirschau neu organisirt. Als die Reformation in Wirtemberg eingeführt wurde, wurde auch das Kloster zu Pfullingen reformirt, und seine bedeutenden Güter wurden zum Kirchengut geschlagen. Als im 30jährigen Kriege die Kaiserlichen Pfullingen in Besitz nahmen, und dasselbe nebst Urach und Göppingen der Erzherzogin Claudia zugesprochen wurde, da säumten die Katholiken nicht, das Kloster einzunehmen. Schon 1630 versuchten es die Jesuiten, gleich darnach aber kamen Franziskaner-Mönche und übergaben das Kloster der Aebtissin Sidonia, einer gebornen Gräfin von Hohenzollern. Allein mit dem westphälischen Friedensschluß endigte sich die Lage der Dinge. Herzog Eberhard ließ schon am 4. Novbr. 1645 das Kloster zur Uebergabe auffordern. Da floh die Aebtissin Sidonia mit vier Schwestern und ihrem Beichtvater nach Reutlingen, brachte die meisten Habseligkeiten auf die Seite und fing sogar an, die Klostergebäude abbrechen zu lassen, weßhalb der Herzog Soldaten ins Kloster legte, wodurch es endlich mit Gewalt an Wirtemberg gebracht wurde. Es scheint seit jener Zeit nimmer bewohnt worden zu seyn, und seine Mauern zerfielen. Auf seinen Trümmern wurde im Jahr 1793 das jetzige Cameralgebäude errichtet. Im Garten am Hause sieht man nur noch das alte Sprachgitter mit wenigen Mauerresten. Die ehemalige Klosterkirche im gothischen Style wird

längst zu ökonomischen Zwecken benützt, was leider! schon oft das Loos alter ehrwürdiger Kirchen geworden.

Da sich keine Sagen an die Trümmer des Klosters knüpfen, so geben wir solche von den sagenreichen Bergen, die das alte Vfullingen umgeben.

Der Mägdleinsfelsen.

Ein Jäger ging zu jagen
Nach einem frischen Wild;
Da findet er im Walde
Ein schönes Mädchenbild.

Sie betet vor dem Kreuze
Voll Andacht auf den Knie'n,
Und hört in süßen Träumen
Der Seel'gen Melodie'n.

Nun steigt ein wild Begehren
Im Sinn des Jägers auf,
Und nach dem holden Weibe
Nimmt er behend den Lauf.

Doch wie er durch das Dickicht
Der dunklen Buchen zielt,
Da hört sie nahe Schritte
Voll Bebens und entflieht.

„Halt ein, sollt nicht gefahren,
Du wunderſüße Maid!
Du biſt mir feine Beute,
Ich thue dir kein Leid.“

Doch, weil in ſeinen Blicken
Ein wüſt Verlangen ſteht,
So wendet ſie die Füße,
So viel er ruft und fleht.

Und rennt mit haſt'gem Sprunge
So flüchtig, als ein Reh;
Er folgt den ſüßen Spuren
Hinauf zur Bergeshöh'.

Und droben ſteht ein Felſen,
Sieht ſteil ins Thal hinein,
Hier muß ſie niederſpringen,
Will ſie gerettet ſeyn.

„Du Heilige, die droben,
Ein Schirm der Unſchuld, wacht!
O rett' mich von dem Argen,
O rette deine Magd!“

Und, wie ſie ſpringt hernieder
Vom Felſen wie ins Grab,
Da tragen ſie die Engel
Auf ſanftem Arm herab.

Der Jäger schaut vom Felsen
Und stürzt sich wild herab —
Ihn trugen nicht die Engel,
Der Jäger fand sein Grab.

Grüneisen.

Die Sage vom Urfulaberg.

Es war vor hundert Jahren einmal ein Bauernsohn in Pfullingen, der war, wie alle Burschen, auch lustig und vergnügt, bis seine Mutter, eine Wittwe, ihn einsmals auf den Urfulaberg schickte, dort Reisig zu hauen. Da sah er nicht weit von seiner Arbeit ein wunderschönes Mädchen, die Flachsknoten emsig mit zierlichem Rechen umwendete. Nach ein paar Stunden nahm sie das große weiße Tuch zusammen, nickte ihm freundlich zu und ging davon. Bald machte auch er Feierabend und ging über die Stelle, wo sie gearbeitet hatte. Da blinkte es im Grase und es war ein Regenbogenschüsselein, eine dicke, goldne Münze, hohl wie ein kleines Uhrglas mit einigen Sternen und einem rohgebildeten Kopf in der Höhlung. Des andern Tages kam die schöne Jungfrau wieder und sang ein wehmüthiges Lied zu ihrer Arbeit, dessen weiche Schmerztöne tief in's Herz des Jünglings drangen. Lange fand er nicht den Muth, sie anzureden, endlich, wie sie sich zum Gehen wandte, rief er: „Du hast gestern wohl dies Geld verloren?“ Behalte es nur, sprach sie mild, und ver-

schwand. Auch am andern Tage trafen beide sich an ihrer Arbeit und abermal am dritten. Conrad band aber keine Reisigbüschel mehr, sondern blickte unverwandt nach der Felsjungfrau, die mit traurigem wehmüthigem Sang ihre Flachsknoten wendete. So ging es den ganzen Sommer hindurch. Täglich stieg Conrad zum Ursulaberg hinauf, wo die geheimnißvolle Jungfrau ihn erwartete. Kaum einzelne Worte wechselten sie, und doch, das fühlten wohl Beide, waren sie sich innig herzlieb. So kam der Herbst; von der Achalm und dem Jörgenberge knallte Schuß auf Schuß, denn der Wein war gerathen, wie lange nicht, und jauchzend und singend schnitten Bursch und Mädchen die süßen, klebenden Trauben. Conrad aber war nicht dabei; sinnend stieg er den steilen Hang des Ursulaberges hinan, ohne auch nur der Freude an der Bergwand gegenüber einen Blick zu gönnen, denn gestern beim Scheiden hatte sie ihn gebeten, heute zu kommen. Oben auf ragendem Fels sah er sie jetzt stehen, und wie eine Gemse sprang er die Klippen hinauf. Mit feuchtem Auge sah sie lange, lange stumm ihn an, und reichte ihm die weiche, weiße Hand, die er an sein klopfendes Herz drückte. Sie setzten sich auf einen Felsblock neben einander, und sahen hinaus über's Thal, das glänzte im Golde der Herbstsonne, zu den frohen, arbeitenden Menschen. Eine Buche streute rothe, gestorbene Blätter auf sie herab, und einzelne Töne fortziehender Drosseln klangen wie das Ade eines Scheidenden.

„Conrad, frug sie, hast du mich lieb?“ — „O unendlich,“ sprach er, und sah ihr tief in die dunklen Augen. „So höre mich an! Schon länger, als Menschen denken, bin ich in diesen Berg gebannt, und alle hundert Jahre darf ich hundert Tage in meiner Gestalt nach meinem Erlöser forschen. Du bist am St. Ursulatage geboren, der nach drei Tagen gefeiert wird, und in einer Wiege geschaukelt, die aus dem Holz eines Ahorns gemacht war, welcher mit meinem Sein in geheimnißvoller Beziehung stand. Du kannst mich erlösen, wenn du Muth hast, daß ich mit dir lebe, und auch an mich Schuldlose des Todes süße Ruhe komme. Kann aber Geld dich reizen, — komm und siehe!“ Sie führte ihn dann durch ein Felsenthor in den Berg und zeigte ihm drei weite Braukessel mit Regenbogenschüsselein eben gefüllt, auf jedem aber lag ein reicher Schmuck oben auf. Gleichgültig aber wandte er den Blick von den Schätzen auf ihr holdmildes Angesicht, und frug, was er leisten müsse, den Zauber zu brechen. „Du mußt,“ entgegnete die Jungfrau „drei Mal um Mitternacht mit mir essen und jedesmal mich auf die Stirne küssen, in welcher Gestalt ich dir auch erscheinen mag. Auch sollst du wissen, daß ich von ganzem Herzen glaube an Gottes hochheilige Dreieinigkeit, und nur durch dessen Milde und Barmherzigkeit, der die Hölle am Kreuze überwand, meine Erlösung hoffe. Willst du nun, so komme heute Nacht um elf zum ersten Male, daß ich am Ursulatage befreit sei.“ —

Sie reichte ihm noch einmal die Hand und ging in den Fels, der hinter ihm sich schloß. Als die Glocke elf schlug, stand Conrad vor dem Felsen, der sich vor ihm aufthat. Mit frommem Spruch trat er in ein rundes Steingemach, in welchem ein kleiner Tisch für Zwei gedeckt stand. Auf dem Polster ihm gegenüber ringelte sich eine gewaltige bunte Schlange und leckte mit gespaltener Zunge die leckern Speisen. Nach dem Mahle sprach der Jüngling mit fester Stimme ein Denksprüchlein, und küßte die schillernde Stirne der Schlange. Da schwand Alles dahin, er stand wieder vor dem Fels, aus dem ein mildes „Hab Dank" ihm erscholl. Den folgenden Tag brachte er im Gebet zu, und erstieg Abends wieder den Berg, wo er das Gemach unverändert fand. Statt der Schlange aber richtete ein gewaltiger Tiger an der Gegenseite des Tisches seine flammenden Augen auf ihn. Wohl schlich das Grauen ihm eisig rieselnd den Rücken hinauf, doch küßte er mit lautem: „In Gottes Namen" dem Unthier die Stirne, und eilte hinab in's schweigende schlummernde Dorf. Im heißen Flehen zu Gott rang der Jüngling den zweiten Tag hindurch nach vertrauendem Muth, und zwischen Grauen vor dem Entsetzlichen und seiner Liebe schwankend, erreichte er den Felsen und trat ins Gemach. Da rauschte ein ungeheurer Haselwurm, laut mit den Schuppen rasselnd, an den Tisch, an dem er sich aufbäumte. Aus dem Rachen zischten rothe Flammen in knisternden Funken zu dem Erstarrenden herüber,

der vom Schauer geschüttelt ohnmächtig zusammenbrach. Als er erwachte, starrend vor Kälte, war Mitternacht lange vorbei; aus dem Felsen tönte leises Weinen hoffnungslosen unendlichen Jammers — das, wie stets tiefer und tiefer versinkend, allmählig erstarb. Der Jüngling schleppte sich heim, beichtete dem Pfarrherrn das Erlebte, fand aber keine Ruhe mehr. Täglich, in Eis und Schnee, in Wintersturm und Kälte, stieg er zum Fels hinan, an welchen gelehnt man ihn eines Morgens todt fand, auf der Stirne einen Kranz frischer, bitterer Bergpantianen, den man ihm mit ins Grab legte. Ein Waldvögelein aber schwebte mit leisem Wohllaut über dem schwankenden Sarg, bis die braunen Erdschollen ihn deckten, dann flog es dem Urfulaberg zu.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

Inhalt

Seite

Lichtenstein 5

Die Nebelhöhle 48

Die Frau von Lichtenstein 55

Kloster Bebenhausen 64

Der letzte Pfalzgraf 86

Der Ueberfall des Klosters Bebenhausen . . 87

Burg Brauneck bei Creglingen 90

Kloster Frauenthal 101

Der Letzte von Brauneck 110

Kloster Maulbronn 143

Die Sage von der Gründung Maulbronns . 173

Mitternacht im Kloster Maulbronn 177

Wielandstein 179

Die drei Brüder von Wielandstein 181

Sulzburg 183

Die Ruinen Rauber und Diepoldsburg 185

Der Ritt auf dem Kalb 188

Kapelle Schwärzloch bei Tübingen 190

Der Drachenkampf oder die Gründung der Kapelle bei Schwärzloch 198

Seite

Ellwangen und die Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg 201
Die Votivketten zu Ellwangen 224
Die Waldburg 238
Der theure Spaß oder die Stiftung der Riedkapelle 248
Die St. Georgenkirche zu Tübingen 251
Der Justizmord oder das Wahrzeichen von Tübingen 261
Burg Maienfels an der Brettach 265
Engelhard von Maienfels oder das Gottesgericht 272
Der Götzenthurm zu Möckmühl 283
Götz von Berlichingen, der treue Vogt auf dem Schlosse Möckmühl im Jahr 1519 296
Kloster Blaubeuren 301
Georg Syrlins, des Geblendeten, Bild in der Kirche zu Blaubeuren 323
Die Jungfrau an der Blau 325
Urach 328
Das Singenthal oberhalb Urach 346
Herzog Ulrichs Schweinsjagd auf dem Roßfeld bei Urach im Jahr 1507 . . . 348
Frischlin 351
Ein Reim von Nicodemus Frischlin . . . 352
Kloster Neresheim 354
Ave Maria 380

Seite

Dietfurt an der Donau 382
Geppa von Dietfurt 385
Ruine Schatzberg 387
Hans Hödiö, der Geist auf Burg Schatzberg . 391
Die St. Johanniskirche zu Crailsheim und ihr Hochaltar 393
Schloß Burleswagen an der Jagst 403
Der Schatz der Raubritter von Burleswagen . 413
Güterstein bei Urach 414
Rudolf von Ehingen zu Güterstein 423
Graf Eberhard im Bart auf seines Vaters Grab in Güterstein 425
St. Theobald bei Edelfingen an der Tauber . . 428
Der Maientag auf St. Theobald 433
Die St. Dionysius-Kirche zu Eßlingen 434
Die Stiftung der Kapelle zum heiligen Vitalis in Eßlingen. 443
Kloster Inzigkofen bei Sigmaringen 448
Der Klosterbau zu Inzigkofen 453
Das Mädchen aus Graubündten vor dem Bilde des heiligen Fidelis 454
Das ehemalige Kloster Pfullingen 456
Der Mägdleinsfelsen 461
Die Sage vom Ursulaberg 463

Von Eduard Fischhaber in Stuttgart kann bezogen werden:

Theodor Griesinger's

Schwäbische Familien-Chronik.

Vaterländische Novellen, Sagen und Geschichten.

Erster Jahrgang; herabgesetzter Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. Zweiter Jahrgang; herabgesetzter Preis 1 Thlr. 18 Sgr. oder 2 fl. 42 kr.

Inhalt des ersten Jahrganges: **Heinrich von Mömpelgard, Vater Herzogs Ulrich von Württemberg.** — Ein Hexenprozeß vom Jahr 1713. — Maler Dreizlers Neujahrsspruch in schwäb. Mundart. — Leichenfeierlichkeiten bei der Bestattung des Herzogs Carl Alexander. — Altschwäbische Bräuche und Sitten. — Alte Chronikreime. — Das Licht von Falkenstein. — Die Klostermagd von Urspring. — Schultheiß Kipp von Bergfelden und seine originellen Einfälle. — Das Testament. — Alte Inschriften und Denkmale. — Das Weib des Gehenkten. — Raritäten und Curiositäten aus alten Zeiten. — Altdeutsche Reimchronik. — Die Stiftung von Herrenalb. — Die Friedens-Eiche bei Schloß Stetten. — Des Obervogts von Justingen Töchterlein. — Ein Kirchhofgeheimniß. — Unterschlagene Briefe. — Die beiden Bürgermeister von Ulm. — Das

Sontheimer Erdloch. — Das Kreuz an der Linde. — Sagen vom Lusthaus und vom neuen Bau in Stuttgart. — Die Franzosenwirthschaft in Württemberg im Jahr 1688. — Vom Bickel'schen Richtschwert und vom 2. und 3. Franzoseneinfall in den Jahren 1693 und 1707. — Der Pfingstritt in Wurmlingen. — Die Separatisten auf Hohenasperg. — Militär. Gefangene auf Hohenasperg. — Gedichte, die sich auf Württemberg beziehen. — Aufsätze der mannigfaltigsten Art zur Unterhaltung und Belehrung u. s. w.

Inhalt des zweiten Jahrganges: **Herzog Karl Alexander und sein Finanzminister Jud Süß Oppenheimer oder Württemberg wie es war von 1734 bis 1737.** — Das Klötzlein Blei gleich bei Blaubeuren. — Die Geschichte von den sieben Schwaben. — Die Altenburg. — Der Letzte der Hohenstaufen. — Ulm im Jahr 1552. — Die Einäscherung von Calw. — Des Glöckleins Mahnung. — Sage vom Falkenstein. — Sage vom wilden See. — Der Fastnachtsball auf Waldenburg. — Der St. Michaelsberg. — Des Sängers Blümchen auf Hohenurach. — Erbauung und Zerstörung des Klosters Herrenalb — Der Wolfsbrunnen. — Der nächtliche Gang im Walde. — Der wilde See. — Die Gnomen von Muzenstein. — Der Kapuziner und der Schatz von Herrenalb. — Der wilde Jäger vom Dobel. — Der Gefangene auf Hohentwiel u. s. w. u. s. w.

Vorzeit und Gegenwart.

Historisch-romantische Schilderungen

aus

Schwaben und Franken.

3 Bände à 20 Sgr. oder 1 fl.

Inhalt: Der Oelberg vor der St. Leonhardskirche zu Stuttgart. Erzählung aus Stuttgarts Vorzeit, von Fr. Norden. — Der Todtenkopf. Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. — Landgraf Raspo, genannt der Pfaffenkönig, vor Ulm. — Das „Herr-segne-uns-Glöcklein" auf der Stiftskirche zu Stuttgart. Erzählung aus Stuttgarts Vorzeit, von Fr. Norden. — Das Wappen der Seckendorfe, von O. F. H. Schönhuth. — Die Rose von Stuttgart, von M. Jehlin. — Des Waffenschmieds Töchterlein. Erzählung aus Heilbronns Vorzeit, von Fr. Norden. — Das Mädchen vom See. Romantische Geschichte aus der Zeit des Schwabenkriegs, v. W. Binder. — Die Hugenotten in Stuttgart, von Fr. Norden. — Der Klosterbruder von Lorch. Vaterländ. Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges. — Ein Ulmer Patrizier oder Ehrsucht und Liebe. — See und Land. Vaterländ. Erzählung von den Fildern aus der Zeit des Revolutionskrieges 1796, von Fr. Norden. — Der Schwedenmusketier am Bodensee. Erzählung aus dem 30jähr. Kriege, von Fr. Norden. — Der Blaugeist und das Muttergottes-Bild in Blaubeuren. — Die Rache der Städtemeisterin. Eine Erzählung aus Schwäb. Halls Vorzeit. Von Fr. Norden. — Die Bauern in Mergentheim. Erzäh-

lung aus dem Bauernkriege. Von O. F. H. Schönhuth. — Der letzte Sponeck oder Schuld und Sühne. Erzählung aus der Regierungszeit des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Von Eduard v. Westen. — Die Brüder von Hohenlohe oder die Sage von der Kätterburg. Von O. F. H. Schönhuth. — Graf Normann. Historisch-romantische Bilder aus dem deutschen und hellenischen Befreiungskampfe. Von M. Jehlin. — Die beiden Junker von Maienfels und die Aebtissin von Steinheim im Bad Rietenau. Vaterländische Erzählung von Fr. Norden. — Das Ende des Hauses Helfenstein. Erzählung aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Von W. Binder. —

Dieses interessante Werk, ein Seitenstück zu dem weitverbreiteten „Württemberg wie es war und ist," hat sich mit Recht des lebhaftesten Beifalls zu erfreuen.

☞ Prachtvoll gebundene Exemplare, die sich namentlich auch zu Geschenken eignen, kosten 1 fl. 24 kr. pr. Band.

Ruinen.

Zur Geschichte verfallener Ritterburgen und Schlösser nebst ihren Sagen, Legenden und Mährchen.

5 Bände mit 20 Kupfern.

Preis nur 1 Thlr. 12 Sgr. oder 2 fl. 24 kr.

Inhalt: Baden in der Schweiz. — Bogenberg in Bayern. — Dienstberg in Thüringen. — Donaustauf. —

Drachenfels in Rheinpreußen. — Frankenstein in Hessen. — Freudenburg in Bayern. — Godesberg. — Greifenstein in Tyrol. — Helfenstein in Würtemberg. — Hellenstein. — Limburg. — Merkenstein. — Pfannenberg. — Schönberg. — Spanheim. — Starkenburg. — Castellaun. — Vohburg. — Windeck in Hessen. — Alt-Windeck in Baden. — Zavelstein. — Aggstein. — Berka. — Blauenstein in Ungarn. — Buchfart. — Doun-Castle. — Ebernburg. — Eltz. — Eselsburg. — Gelnhausen. — Greiffenstein. — Gröningen. — Güssenburg. — Hagen in Hessen. — Henneberg. — Kaltenburg. — Les Clees. — Lochleven. — Minneberg. — Alt- und Neu-Rathen. — Sayn. — Stolzeneck. — Zirndorfer Veste. — Bothwell. — Braunsberg. — Eppenstein. — Falkenstein. — Sigmundskron. — Gleyberg. — Güntersburg. — Hohenstein. — Kochenburg. — Landsberg. — Lindenfels. — Ortenberg. — Otzberg. — Rapperswyl. — Reichenberg. — Rheinfels. — Rosenburg. — Staleck. — Tautenburg. — Veldenz. — Wildenberg. — Oberwildon. — Winzenburg. — Alsbach. — Alt-Kemnitz. — Bolcoschloß. — Crumnor. — Ehrenfels. — Ehrenstein. — Engelhaus. — Fotheringay. — Fürstenberg. — Gerenstein. — Guttenberg. — Haasberg. — Hohnstein. — Hummel. — Kevernburg. — Klingenberg. — Natternberg. — Napotenstein. — Saurau. — Strein. — Talkenstein. — Wildberg. — Wunnenstein. — Zelking. — Aggstein. — Auerberg. — Cyriaksburg. — Dunstaffnage. — Ehrenstein. — Fürstenstein. — Gallenberg. — Geiersberg und Rosenburg. — Harfenberg. — Hirschberg. — Hohenkrähen. — Hohenrechberg. — Horneck. — Kinsberg. — Kleinhäusel. — Landeskron. — Little-Coathouse. — Neuhaus. — Plassenburg. — Rheineck. — Rolandseck. — Runkel und Schadeck. — Schauenburg. — Schweinhaus. — Staufenberg. — Stromberg. — Turrun. — Wart in der Schweiz. — Wenden in Liefland.

Kleine

Volks- und Jugendbibliothek

zur

Belehrung und Unterhaltung,

im Verein mit Mehreren

herausgegeben

von

Ottmar F. H. Schönhuth.

6 Hefte, à 2 Sgr. oder 6 kr.

Inhalt: Das Weihnachtskripplein. — Der Neujahrswunsch. — Graf Michel von Wertheim. — Obrist Widerhold zu Balingen. — Das Schlößlein Hohen-Entringen. — Das Täubchen von Sachsenflur. — Der weiße Hirsch oder das Klosterglöcklein von Wachbach. — Die Glocke im Walde. — Des Scharfrichters Knecht. — Kaiser Joseph II. in Stuttgart. — Der Wehrwolf von Hohenstein oder der Fluch der Wittwe. — Die Weiber von Weinsberg. — Der Rothmantel. — Die Friedens-Eiche oder der erste Schwerthieb des jungen Götz v. Berlichingen. — Die Franzosen in Pulverdingen. — Die Weiber von Schorndorf. — Geschichte des schwäb. Ritters Georg von Ehingen. — Der Grav von Hohenzollern. — Kaiser Otto mit dem Barte. — Die Gründung des Klosters Hirsau. — Der Hirschfänger des Herzogs. — Kaiser Rudolf und der Gerber.

Das
geheimnißvolle Jenseits
oder der
Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt.

Bewiesen durch eine Sammlung äußerst merkwürdiger, beglaubigter Geistererscheinungen, Ahnungen und Träume, sehr interessanter Beispiele des Fernsehens, des zweiten Gesichts und des Magnetismus.

Von Professor **W. Stilling.**

Vierte Auflage. Eleg. brosch. 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Inhalt: Das Fernwirken einer Seele auf die andere kurz vor dem Tode. — Die Erscheinung eines Knaben. — Der Todesruf. — Der Klapperer. — Die Erscheinung auf der Straße. — Ein merkwürdiger Traum. — Der schwarze Ritter. — Die Geistererscheinung bei Salon. — Der Todesbote. — Der Spitzenkragen. — Todes-Ahnungen. — Cannings Mutter und die Gespenster. — Doktor Scott und die Erscheinung. — Der Schatz. — Das Hellsehen im Traume. — Das zweite Gesicht. — Der Pastor mit zwei Kindern. — Erscheinung im Pfeffel'schen Garten. — Interessante Beispiele über die Wirkungen des Magnetismus. — Todesbotschaft. — Der Doppelgänger. — Ein Mord wird durch einen Traum entdeckt. — Beispiele solcher Personen, die ihre Todesstunde vorausgesagt haben. — Catharina von Medicis und der Cardinal von Lothringen. — Erscheinung der verstorbenen Königin von Schweden und Gräfin Steenbock. — Der Verurtheilte. — Die Doppelgängerin. — Ein merkwürdiger Doppeltraum.

— Lord Londonderry als Geisterseher. — Die Mutter und ihr Sohn. — Todes-Ankündigung. — Die Erscheinung auf der Landstraße. — Beispiele des zweiten Gesichts aus Hochschottland und andern Ländern. — Lord Thomas Lyttleton. — Merkwürdige Ahnungen und Träume. — Der Prophet. — Die Erscheinung auf dem Ritterholm u. s. w. u. s. w.

Die Glocke.

Historisches Unterhaltungsbuch für jeden Stand und jedes Alter.

Preis nur 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr.

Inhalt: Die Bartholomäusnacht zu Paris, beschrieben von dem Augenzeugen Armin d'Rith. — J. Brenz, Württembergs Reformator. — Alexander Menzikoff's Glück und Unglück. — Friedrich's Freih. v. d. Trenck Lebensgeschichte. — Das Steinkreuz bei Stuttgart. — Die türkische Belagerung von Wien im Jahre 1683. — Conrad von Widerhold, der Held auf Hohen-Twiel. — Ulrich von Hutten. — Martin Luther. — Tagebuch des hundertjährigen Anton Weberous, dem ein außerordentlich merkwürdiges Schicksal zu Theil wurde. (Derselbe war anwesend bei der Enthauptung Katte's zu Cüstrin, Augenzeuge der Krönung Catharinens I. zu Moskau, und der Hinrichtung des württemb. Finanzministers Süß, Sclave in Marokko, Soldat unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen, Augenzeuge der französischen Revolution und Hinrichtung Ludwigs XVI. u. s. w.)